

V E R T R A U E N

Versuch einer phänomenologisch-idiographischen
Näherung an ein Konstrukt

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der
P h i l o s o p h i s c h e n F a k u l t ä t
der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)

vorgelegt von
Almut Brückerhoff

aus Berlin

1982

V E R T R A U E N

Versuch einer phänomenologisch-idiographischen
Näherung an ein Konstrukt

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der
P h i l o s o p h i s c h e n F a k u l t ä t
der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)

vorgelegt von
Almut Brückerhoff
aus Berlin

1982

Tag der mündlichen Prüfung:.....13. Juli 1962.....
Dekan:.....Prof. Dr. M. E. Brockhoff.....
Referent:.....Prof. Dr. H. Seiden.....
Korreferent:.....Prof. Dr. U. Fleckenstein.....



INHALTSVERZEICHNIS

THEORETISCHER TEIL

1.	ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT EINES IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES IN DER PSYCHOLOGIE	1
1.1.	Exkurs: Das Dilemma der Einstellungsforschung	2
1.2.	Die Kontroverse nomothetische versus idiographische Methoden: Schwierigkeiten einer Begriffsbestimmung	9
1.3.	Der "nomologische Fallstrick"	14
	Zusammenfassung	16
2.	ERSTER KONZEPTUALISIERUNGSVERSUCH: DIE PHÄNOMENOLOGISCHE ORIENTIERUNG IN DER PSYCHOLOGIE	17
2.1.	Grundzüge einer phänomenologischen Orientierung in der Psychologie	18
2.2.	Funktionen phänomenologischer Forschung	23
2.3.	Methodische Möglichkeiten	24
2.4.	Die Berücksichtigung subjektiver Phänomene in der Psychologie: nur eine Hoffnung für die Zukunft?	28
	Zusammenfassung	32
3.	ZWEITER KONZEPTUALISIERUNGSVERSUCH: DAS EPISTEMOLOGISCHE SUBJEKTMODELL	34
3.1.	Grundzüge des epistemologischen Subjektmodells	34

3.2.	Nutzen und Funktionen einer "Psychologie der Reflexivität"	41
3.3.	Zur Kritik des Ansatzes	45
	Zusammenfassung	49
4.	DRITTER KONZEPTUALISIERUNGSVERSUCH: VORÜBERLEGUNGEN FÜR EINE EMPIRISCHE METHODE IM RAHMEN EINES PHÄNOMENOLOGISCH- IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES	52
4.1.	Zum Vergleich phänomenologische Orientierung und epistemologisches Subjektmodell: Chancen und Grenzen zweier Konzeptionen	52
4.2.	Theoretischer Hintergrund eines phänomeno- logisch-idiographischen Ansatzes: Die Theorie der personalen Konstrukte von G.A.KELLY	56
4.2.1.	Über die Schwierigkeiten einer Klassifikation der Theorie der personalen Konstrukte	57
4.2.2.	Die wichtigsten Aspekte und Funktionen der Theorie der personalen Konstrukte	59
4.2.3.	Zur Kritik des Ansatzes: Die Kluft zwischen theoretischen Forderungen und praktischer Umsetzung	62
4.2.4.	Zur Brauchbarkeit der Theorie der personalen Konstrukte für einen phänomenologisch- idiographischen Ansatz	68
	Zusammenfassung	71
5.	RAHMENBEDINGUNGEN EINES PHÄNOMENOLOGISCH- IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES	73
5.1.	Über den (Un-)Sinn der Täuschung von Versuchs- partnern im Experiment oder: Was kann die experimentelle Psychologie von der klinischen Psychologie lernen?	74

5.2.	Methodische Probleme eines phänomenologisch- idiographischen Ansatzes	81
5.2.1.	Zum Problem der Stichprobengröße	81
5.2.2.	Möglichkeiten und Grenzen verbaler Aussagen von Versuchspartnern über sich selbst	86
	Zusammenfassung	92
6.	ZUR WAHL DES KONSTRUKTES VERTRAUEN ALS UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND	94
6.1.	Überblick über den Stand der Vertrauens- forschung	97
6.1.1.	Theoretische Ansätze	98
6.1.1.1.	Der philosophisch-anthropologische Ansatz: R.SCHOTTLAENDER	98
6.1.1.2.	Der psychologische Ansatz: E.H.ERIKSON	100
6.1.1.3.	Der soziologische Ansatz: N.LUHMANN	102
6.1.1.4.	Zusammenfassende Bemerkungen	105
6.1.2.	Empirische Untersuchungen	107
6.1.2.1.	Vertrauen als Situationsvariable: Der Ansatz von M.DEUTSCH	107
6.1.2.1.1.	Das "Gefangenendilemma"-Spiel	109
6.1.2.1.2.	Kritik an den Experimenten mit dem "Gefangenendilemma"-Spiel	111
6.1.2.2.	Vertrauen als Personvariable: Der Ansatz von J.B.ROTTER	113
6.1.2.2.1.	Die Interpersonal Trust Scale	115
6.1.2.2.2.	Kritik an der Interpersonal Trust Scale	118
6.1.2.3.	Zum Vergleich M.DEUTSCH - J.B.ROTTER	124
6.1.3.	Zur Komplexität des Konstruktes Vertrauen oder: Warum sich die Vertrauensforschung in einer Sackgasse befindet	126

6.2.	Ein möglicher Ausweg: Die phänomenologisch- idiographische Methode und was man von ihr hier (nicht) erwarten darf	130
	Zusammenfassung	132

EMPIRISCHER TEIL

7.	PLANUNG UND DURCHFÜHRUNG DES VERSUCHS	133
7.1.	Der Gesprächsleitfaden - Entwicklung und Aufbau	133
7.2.	Die Versuchspartner - Auswahl und Vorinformation	135
7.3.	Die erste Phase des Versuchs	138
7.3.1.	Durchführung der Gespräche	138
7.3.2.	Auswertung der Tonbandprotokolle: Die Struktur-lege-Technik	138
7.4.	Die zweite Phase des Versuchs	141
7.4.1.	Korrektur der Auswertung durch die Versuchs- partner: Realisierung des dialog- konsens-theoretischen Wahrheitskriteriums	142
7.4.2.	Erste vorläufige Ergebnisse	142
8.	INTERINDIVIDUELLER VERGLEICH DER STRUKTURBILDER	145
8.1.	Die Daten: 14 subjektive phänomenale Aussagen zum Konstrukt Vertrauen	145
8.2.	Inhaltliche Auswertung der Strukturbilder	195
8.2.1.	Die subjektive Bedeutung/Bewertung des Konstruktes Vertrauen	196
8.2.2.	Bereichsbestimmungen von Vertrauen: Vertrauen in Partnerschaft, Freundes- beziehungen, Institutionen	198

8.2.3	Zur Kennzeichnung des Konstruktes Vertrauen - definitorische Gleichsetzungen	198
8.2.4.	Notwendige Voraussetzungen von Vertrauen	204
8.2.4.1.	Situations-/Personabhängigkeit von Vertrauen	204
8.2.4.2.	Zur Entwicklung von Vertrauen	215
8.2.4.3.	Vertrauen als ein- oder wechselseitiger Prozeß	216
8.2.4.4.	Vertrauen und belastende Gefühle/Situationen	217
8.2.5.	Konsequenzen/Absichten bei Vertrauen: Verhaltensbezug, kognitive und emotionale Anteile	218
8.2.6.	Implikationen des Vertrauensbegriffes	226
8.2.6.1.	Risiko des Vertrauens	226
8.2.6.2.	Vertrauen und Selbstvertrauen	228
8.2.6.3.	Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit des anderen	229
8.2.6.4.	Vertrauen und Offenheit	230
8.2.6.5.	Vertrauen als Anspruch/Verpflichtung	231
	Zusammenfassung	234
9.	DISKUSSION DER ERGEBNISSE	236
9.1.	Die Theorie der personalen Konstrukte - einige Vergleichspunkte	236
9.1.1.	Zur Idiosynkrasie der Ergebnisse: Das Individualitäts-Korollarium	236
9.1.2.	Zur Komplexität des Konstruktes Vertrauen: Das Bereichs-Korollarium	239
9.1.3.	Zur Stabilität subjektiver Vertrauenskonzepte: Das Erfahrungs-Korollarium	243
9.1.4.	Gemeinsamkeiten in den Aussagen: Das Ähnlichkeits-Korollarium	244

9.2.	Chancen und Grenzen der Struktur- Legetechnik	245
9.3.	Die Möglichkeit von Ausdifferenzierungen, Ergänzungen und Veränderungen wissenschaft- licher Theorien über das Konstrukt Vertrauen durch subjektive Aussagen/Theorien über dieses Konstrukt	250
9.4.	Abschließende Bemerkungen: Zum heuristischen Wert dieser Untersuchung	253
	LITERATURVERZEICHNIS	258

ANHANG

I. THEORETISCHER TEIL

1. ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT EINES IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES IN DER PSYCHOLOGIE

"Von den Pionierzeiten der experimentellen Psychologie an hat das Vorurteil, die Psychologie müsse der Naturwissenschaft angemessen sein, die Überzeugung in den Hintergrund gedrängt, die Psychologie müsse dem Menschen angemessen sein." (KOCH zit.n. THOMAE & FEGGER 1972, 89)

Die Unzufriedenheit über die Ergebnisse der unter Verwendung der herkömmlichen theoretischen Ansätze und methodischen (nomothetischen) Mittel durchgeführten Untersuchungen ist innerhalb der (Persönlichkeits-) Psychologie weit verbreitet, die Reaktionen auf diesen Zustand unterschiedlich; es lassen sich hier grob drei Ansätze unterscheiden:

(1) Reflexionen auf der Metaebene. Diese versuchen zunächst einmal, die Ansprüche oder Erwartungen, die man an sich selbst als Forscher und an Theorien und Methoden stellt, zu thematisieren und in Frage zu stellen (vgl. SADER 1980; WACHTEL 1980).

(2) Vorschläge inhaltlicher und theoretischer Art. Hier finden sich Hinweise darauf, die Diskrepanz zwischen der Komplexität des Forschungsgegenstandes und der Trivialität und Künstlichkeit der meisten Untersuchungen über inhaltliche Erweiterungen zu reduzieren, z.B. durch stärkere Berücksichtigung von Imagination, Träumen und Emotionen (SINGER & SINGER 1972; EPSTEIN 1979) oder durch theoretische Um-/Neustrukturierungen, wobei der Attributionstheorie häufig ein großer Stellenwert zugeschrieben wird (FISKE 1974; SANFORD 1965; THORSLUND 1976).

(3) Kritik an der Methodologie. Diese führt dann entweder dazu, daß versucht wird, innerhalb der Grenzen des herkömmlichen Methodeninventars dieses zu verbessern (FISKE 1971, 1974) oder es wird für eine methodische Neuorientierung plädiert, entweder eher programmatisch (GADLIN & INGLE 1975; GOODSTEIN & REINECKER 1974; HELSON & MITCHELL 1978) oder durch eigene empirische Ansätze (PERVIN 1976; SCHEELE u.a. 1980). Schwerpunkte bilden hier (a) die Forderung nach einem idiographischen Ansatz, der die Einzigartigkeit der menschlichen Verhaltens- und Erlebensorganisation stärker berücksichtigt; (b) die Betonung der Interaktion von Situation- und Person-Variablen und der Bedeutung der subjektiven Phänomene des Einzelnen bei deren Aufnahme und Verarbeitung und (c) die Erforschung subjektiver Theorien und die Klärung der Frage, inwieweit diese für wissenschaftliche Theorien nutzbar gemacht werden können.

Diese beiden letztgenannten Punkte beziehen sich dabei schon auf konkrete Forschungsansätze; mir geht es zunächst darum, den methodologischen Rahmen näher zu untersuchen:

- Wo lassen sich Mängel nomothetischer Ansätze aufweisen? Schlagwörter wie "Trivialität", "Künstlichkeit" und "Vernachlässigung der Komplexität" helfen hier kaum weiter. Ich möchte diesen Punkt exemplarisch an einem Spezialgebiet der Sozialpsychologie, der Einstellungsforschung, verdeutlichen.

- Was bedeutet es, idiographisch vorzugehen? Wie ist dieser Begriff zu definieren, welche methodischen Konsequenzen zieht er nach sich, welchen Nutzen und welche Nachteile kann er haben?

1.1. Exkurs: Das Dilemma der Einstellungsforschung

Ich möchte in diesem Exkurs keinen Überblick über den derzeitigen Stand der Forschung im Bereich Einstellungsentstehung/-messung/-änderung geben (vgl. hierfür PETERMANN 1980). Vielmehr geht es mir darum, auf einige Probleme hinzuweisen, mit denen diejenigen Psychologen konfrontiert sind, die

sich mit dem Zusammenhang zwischen Einstellungen und offenem Verhalten, der Frage nach der Einstellungs-Verhaltens-Konsistenz, beschäftigen (einen ausgezeichneten und sehr kritischen Überblick über diesen Bereich gibt MUMMENDEY 1979, dort auch viel weiterführende Literatur). Ich gehe dabei von der Annahme aus, daß die hier auftretenden Schwierigkeiten symptomatisch für die Schwierigkeiten nomothetischer Forschungsansätze generell sind.

Wenn es das Ziel (sozial-)psychologischer Forschungen ist, über eine Beschreibung und Erklärung von Verhaltensweisen und deren Bedingungen zu Theorien zu gelangen, die eine Aussage darüber ermöglichen, unter welchen Randbedingungen welche Verhaltensweisen auftreten, so haben sie eindeutig nomologischen Charakter: Gesetzesaussagen über Mengen von Individuen werden angestrebt (vgl. FREY 1978). Wenn Einstellungen nun als "relativ dauerhafte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungstendenzen gegenüber sozialen Gegenständen" (SCHMIDT u.a. 1975, 26) aufgefaßt werden, so kann die Einstellungsforschung ein Weg zu diesem Ziel sein; dementsprechend lautet ihre Aufgabe:

"...die Bedingungen zu erforschen, gemäß denen aus Einstellungen (verbalem Verhalten, Verhaltensdispositionen) Verhaltensweisen (offenes Verhalten, Handlungen) vorhergesagt werden können." (a.a.O., 68)

Vorausgesetzt wird hierbei also die Übereinstimmung/Konsistenz zwischen verbal geäußerten Einstellungen und dem gezeigten Verhalten.

Diese Hoffnung ist durch die empirische Forschung weitgehend zerstört worden - in den zahlreichen Untersuchungen überschritt die Korrelation zwischen Einstellung und Verhalten selten 0.30, was einer Verhaltensdetermination von nur 10% entspricht (vgl. das Sammelreferat von WICKER 1969). Die Erklärung hierfür ist naheliegend: die Konsistenzannahme betrachtet Einstellungen als relativ statische, überdauernde Persönlichkeitsmerkmale oder -eigenschaften. Von diesen angenommenen Dispositionen wird auf das Verhalten geschlossen, der Einfluß situativer Faktoren wird vernachlässigt. Unser Verhalten wird aber sowohl von Person- als auch von Si-

tuationsvariablen beeinflusst, ist immer eine Funktion der Gesamtsituation (vgl. auch ARGYLE & LITTLE 1972; MISCHEL 1973¹⁾).

Daraus leitet sich logischerweise die Forderung ab, solche Persönlichkeits- und Situationsfaktoren bei der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Einstellungen und Verhalten zu berücksichtigen, indem man sie als Moderatorvariablen in die Analyse mit einbezieht.

BORNEWASSER (1979) hat einen Versuch unternommen, einen Teil dieser Forderungen konstruktiv umzusetzen. Diese Untersuchung, ihre Ergebnisse und die daraus resultierenden Konsequenzen für die Einstellungsforschung möchte ich im folgenden darstellen.

Thema: Es geht in dieser Untersuchung um Einstellung und Verhalten bei Erzieherinnen im Kindergarten. Ausbildungseinrichtungen mit ihren normorientierten Curricula gehen von der konsistenztheoretischen Annahme aus, daß der Erwerb spezifischer Einstellungen auch mit einem entsprechenden offenen Verhalten korrespondiert. Diese Studie geht der Frage nach, inwieweit sich in der Ausbildung vermittelte Erziehungseinstellungen bei Absolventinnen der Erzieherausbildung in ihrem offenen Verhalten in der Berufspraxis (Kindergarten) wiederfinden lassen.

Theoretische Grundposition: Ausgangspunkt ist hier zunächst die Loslösung von dieser sehr einfachen und durch Empirie nie bestätigten Konsistenzannahme und die Differenzierung des Konzepts "Einstellung" sowie die Einbeziehung der Moderatorvariablen "Persönlichkeit".

¹⁾ So einleuchtend diese Erklärung ist, so wird sie dennoch auch heute noch häufig ignoriert. Besonders deutlich zeigt sich das in einem Teilbereich der Pädagogischen Psychologie: hier wird nach wie vor davon ausgegangen, daß das Verhalten einer Person anderen gegenüber im wesentlichen durch ihre Haltungen und Einstellungen beeinflusst wird. Im Hinblick auf ein befriedigendes Zusammenleben mit Jugendlichen wird von daher die Notwendigkeit der Förderung "humaner Haltungen" bei Erziehern begründet, was u.a. durch die Auseinandersetzung mit den eigenen Einstellungen zu Jugendlichen geschehen soll (TAUSCH & TAUSCH 1979).

Einstellungen werden als Dispositionen oder Verhaltensbereitschaften aufgefaßt, die auf Erfahrungen mit eigenem oder stellvertretenden Verhalten basieren und durch die auf dieses Verhalten folgenden Konsequenzen verstärkt oder gelöscht werden. Bezugsrahmen für diese positive oder negative Selbst- bzw. Fremdverstärkung sind gesellschaftliche Normen; d.h. Einstellungen und einstellungsrelevantes Verhalten weisen immer sowohl lerngeschichtliche als auch normative Komponenten auf, die bei der Verhaltensvorhersage berücksichtigt werden müssen.

Die subjektiven Erfahrungs- und Lernhintergründe, d.h. die Persönlichkeit jedes Einzelnen beeinflussen demnach auch in der Ausbildungssituation die Aufnahme und Verarbeitung neuer Informationen: "Die Gesamtheit aller Überzeugungen eines Menschen dient als Informationsgrundlage, die letztlich seine Einstellungen, Intentionen und Verhaltensakte bestimmt" (FISHBEIN & AJZEN 1975, 14 zit. nach BORNEWASSER 1979, 35). Die Persönlichkeit ist das Produkt der Interaktion einer Person mit ihrer Umwelt. Dabei werden im Laufe der Zeit stabile basale Strukturen (Überzeugungen, Meinungen erster Ordnung) aufgebaut, die das Verhalten grob und relativ situationsunabhängig steuern. Zusätzlich werden oberflächlichere Strukturen (Einstellungen) ausgebildet, die die Anpassung an situative Anforderungen gewährleisten. Kurzfristige Abweichungen oder Widersprüche zwischen Überzeugungen und dem z.B. aufgrund eines situativen Drucks gezeigten Verhalten werden dabei nicht ausgeschlossen, langfristig gesehen wird jedoch die angestrebte Konsistenz beider Strukturen nicht gefährdet. Persönlichkeitsmerkmale und Einstellungen sind demnach "personale Sachverhalte auf unterschiedlichen Ebenen" (BORNEWASSER 1979, 36), sie unterscheiden sich in ihrer Zentralität, Stabilität und Verhaltensferne.

Für den Rahmen dieser Untersuchung bedeutet das: in der Ausbildung vermittelte Einstellungen/Informationen können gegenüber den Überzeugungen und Einstellungen des Auszubildenden unterschiedlich große Bedeutung haben. Die Verarbeitung solcher (u.U. abweichenden) Informationen verläuft je nach individueller Lerngeschichte unterschiedlich: Persönlichkeitsmerkmale sind somit "moderierende Variablen auf die Ausbildung

von Einstellungen selbst und ihre Umsetzung in manifestes Verhalten" (a.a.O., 36).

BORNEWASSER geht daher von folgenden Annahmen aus: "1. Einstellungen und Persönlichkeitsmerkmale stehen in einer gleichgerichteten konsistenten Beziehung, d.h. einer konservativen Grundüberzeugung korrespondieren z.B. autoritäre Erziehungseinstellungen. 2. Einstellungen und offenes Verhalten stehen in einer positiven korrelativen Beziehung, d.h. Einstellungsmessungen ermöglichen Verhaltensvorhersagen. 3. Eine Verbesserung der Verhaltensvorhersage ist möglich, wenn zusätzliche intervenierende Variablen einbezogen werden. Als solche können Persönlichkeitsmerkmale, die als vorläufige Endprodukte einer komplexen Lern- und Verstärkungsgeschichte angesehen werden, zu einer Erhöhung der aufgeklärten Varianz des offenen Verhaltens beitragen" (a.a.O., 37).

Methode: Die Untersuchung gliederte sich in zwei Abschnitte: eine Fragebogenerhebung (N=43) und zwei von den Lehrern (nach der Teilnahme an einem Beobachtertraining) durchgeführten Verhaltensbeobachtungen (N=26). Verwendet wurden für die Fragebogenerhebung zum einen nur solche Einstellungsskalen, die schon von den Fragen her mit offenem Verhalten in Zusammenhang gebracht werden konnten, zum anderen Unterskalen/-tests verschiedener Persönlichkeitsfragebogen. Wegen der Schwierigkeit, Einstellungen oder Persönlichkeitsmerkmalen ein festumrissenes Verhalten zuzuordnen, wurden in der Beobachtung insgesamt 15 verschiedene Verhaltensindikatoren verwendet (z.B. Freundlichkeit in Gestik und Mimik; Erregung versus Ruhe im Erziehungsverhalten; Häufigkeit von Befehlen).

Ergebnisse: Die Ergebnisse der Einstellungs- und Persönlichkeitsmessung (Annahme 1) sind relativ widersprüchlich: so läßt z.B. der korrelative Zusammenhang vermuten, daß grundsätzlich konservative Erzieherinnen ein eher starkes Erziehungsengagement (liberale Einstellungen) aufweisen. Die Überprüfung des Zusammenhangs zwischen Einstellungs- und Verhaltensvariablen (Annahme 2) ergibt das gewohnte Bild eines im einzelnen kaum 0,30 überschreitenden Korrelationskoeffizienten. Die mit Hilfe einer Regressionsanalyse festgestellte Varianzaufklärung des Verhaltens durch die Einstellungsvariablen

(durchschnittlich 54%) konnte durch die Einbeziehung der Persönlichkeitsmerkmale (Annahme 3) auf 77% erhöht werden. Es gibt also Hinweise auf eine tendenzielle Erhöhung der aufgeklärten Varianz (und damit eine Verbesserung der Verhaltensvorhersage) durch die zusätzliche Berücksichtigung von Persönlichkeitsvariablen.

Diskussion: Einstellungen und offenes Verhalten stehen in einer positiven Beziehung, allerdings hat die Ausbildung vermutlich im Vergleich zur individuellen Lerngeschichte einen geringen Einfluß. Die Verhaltensvorhersage wird mit steigender Konkretion des Verhaltens (und damit der stärker werdenden situativen Beeinflussung) immer fehlerhafter und ungenauer. Die Einbeziehung einer immer größer werdenden Zahl von Prädiktorvariablen bzw. (personalen) Moderatorvariablen erhöht zwar auch zwangsläufig - sofern sie nicht alle dasselbe messen - die aufgeklärte Varianz, aber: "solange die Beziehung zwischen den einzelnen unabhängigen und moderierenden Variablen nicht exakt untersucht wird, lassen sich nur sehr schwer Artefakte selektieren." (a.a.O., 60).

Ich glaube, daß aufgrund dieser relativ ausführlichen Darstellung einer konkreten Forschungsarbeit eine grundsätzliche Schwierigkeit nomothetischer Methoden deutlich wird: Der Mangel an Möglichkeiten, eine differenzierte und annähernd der Komplexität des Gegenstandes entsprechende theoretische Grundposition durch adäquate Methoden zu überprüfen.

BORNEWASSER ist sich allerdings bei der Wahl der verwendeten Instrumente dieser Schwierigkeit bewußt:

"Die Verwendung solcher Skalen, die Einstellungen und Persönlichkeitsmerkmale als stabile latente Dispositionen definieren, die person- und situationsunabhängig wirksam sind, steht prinzipiell im Widerspruch zu der hier kurz erörterten Konzeption einer dynamischen Auffassung von Persönlichkeit als Resultat einer idiosynkratischen Lerngeschichte. Bisher liegen jedoch keine alternativen Methoden zur Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen vor, die die dynamische Entwicklung methodologisch berücksichtigen" (a.a.O., 36).

Ich fürchte jedoch, daß eine solche Inkonsequenz: das Wissen über diese Problematik und das gleichzeitige darüber Hinwegsehen bei der Wahl der Methoden, langfristig die Forschungs-

situation kaum befriedigender gestalten wird. Notwendig wäre hier vielmehr, methodische Selbstkritik nicht nur rein theoretisch zu betreiben, sondern daraus auch Konsequenzen für das eigene forschungspraktische Handeln zu ziehen: z.B. durch die Entwicklung und Anwendung alternativer methodischer Ansätze.

BORNEWASSER sieht als eine Möglichkeit, diesem Dilemma zu entgehen, die Durchführung von Langsschnittuntersuchungen an. Diese Methode mag zwar theoretisch dazu dienen, daß man z.B. deutlicher herausarbeiten könnte, welche Umweltfaktoren für die Bildung welcher Einstellungen entscheidend sind - das tiefer liegende Problem: welche Instrumente/Methoden benutze ich zur Erfassung der Einstellungen oder Umweltvariablen, wird hiervon aber noch nicht berührt. Neben offensichtlichen Schwächen reaktiver Verfahren (wie z.B. die bekannten Reaktionstendenzen) existieren ja auch bei nicht-reaktiven Verfahren, wie der Beobachtung, schwerwiegende methodische Mängel:

(1) Verhaltensweisen, die vom Beobachter als identisch registriert werden, können für den Beobachteten selbst ganz unterschiedliche Bedeutungen haben und/oder mit für ihn ganz unterschiedlichen Einstellungen korrespondieren (vgl. BORNEWASSER 1979, 58).

(2) Die subjektive Bedeutung und das Ausmaß situativer Kontingenzen für das Verhalten des Beobachteten können vom Beobachter bestenfalls vermutet werden. MUMMENDEY (1979, 20f) stellt unter Verweis auf ERLICH (1969) eine ganze Reihe das Verhältnis zwischen Einstellung und Verhalten moderierender Variablen dar, von denen mir in diesem Zusammenhang vor allem eine wichtig erscheint:

(3) Wird das, was der Beobachter als Einstellungs-Verhaltens-Konsistenz definiert, auch von der beobachteten Person als konsistent aufgefaßt (womit die Validitätsproblematik der Verhaltenskriterien angesprochen ist)?

Ich glaube kaum, daß sich diese Mängel herkömmlicher Verfahren durch deren ständige Weiterverwendung beheben lassen, eine Chance liegt aber möglicherweise in der Entwicklung und Über-

prüfung solcher Methoden, die diese Mängel zum zentralen Thema machen: die nicht nur die individuelle Lern- und Sozialisationsgeschichte der Versuchspartner, sondern z.B. auch deren momentanen subjektiven Erfahrungen/Bewertungen und deren Bedeutung für ihr jeweiliges Verhalten explizit berücksichtigen.

In der Literatur wird in diesem Zusammenhang (und meist im Schlußsatz fehlgeschlagener Untersuchungen) gerne auf ALLPORT verwiesen, der schon 1937 die Anwendung idiographischer (den Einzelfall berücksichtigender) Methoden forderte. Aber was bedeutet es eigentlich, "idiographisch" vorzugehen?

1.2. Die Kontroverse nomothetische versus idiographische Methoden: Schwierigkeiten einer Begriffsbestimmung

Versucht man, sich einen Überblick über den Stellenwert der unterschiedlichen Herangehensweisen nomothetischer bzw. idiographischer Methoden zu verschaffen, so fällt einem vor allem die Heftigkeit auf, mit der diese Kontroverse geführt wurde und wird (EYSENCK 1954; HOLT 1962; HERRMANN 1979) und die Polarität der Standpunkte (vgl. BALMER 1976).

Historisches: Eingeführt wurde die Unterscheidung nomothetische versus idiographische Methoden von ALLPORT (1937), der sich mit diesen Begriffen an Windelband orientierte. Demnach sind nomothetische (allgemeine Gesetzmäßigkeiten suchende) Methoden Bestandteil der "exakten Wissenschaften". Die Psychologie versuche mit der Übernahme solcher Methoden einem Exaktheitsanspruch nachzukommen, den sie im Hinblick auf die Individualität/Einzigartigkeit des zu untersuchenden Gegenstandes nicht erfüllen könne. Dem könne, so ALLPORT, nur eine idiographische Methode gerecht werden.

Diese Feststellung hat in der Folge eine bis heute anhaltende vehemente Debatte ausgelöst, in deren Verlauf sich vor allem die "naturwissenschaftlich" arbeitenden Psychologen gegen eine "geisteswissenschaftliche" Methode wehrten. Was man dabei unter naturwissenschaftlichen oder nomothetischen

Methoden zu verstehen habe, ist relativ klar umrissen (HERRMANN 1979, 17f.). Schwieriger scheint die Bestimmung dessen zu sein, was denn nun unter dem Terminus "idiographische Methoden" zu verstehen sei; hier sind die Auffassungen weniger einheitlich.

(1) ALLPORTs Anliegen, die Individualität des Menschen und die Berücksichtigung des Einzelfalls in der Psychologie zu thematisieren, ist der Versuch, eine Methode wieder stärker in den Vordergrund zu rücken, die in der von Dilthey begründeten geisteswissenschaftlichen Psychologie zum erstenmal formuliert wurde.

Wilhelm Dilthey (1833-1911) bemühte sich darum, die Geisteswissenschaften durch eine ihnen eigene Methodologie von den Naturwissenschaften abzugrenzen, indem er ihnen eine "verstehende und beschreibende", nicht "erklärende" Funktion zuschrieb. Verstehen (mitfühlen, mitvollziehen von Veränderungen des seelischen Lebens) bezieht sich dabei vor allem auf den "Gehalt" im Seelischen, das sich gerade durch das Moment des "Unzusammengesetzten" auszeichne und sich nicht aus Elementen zusammengesetzt "erklären" lasse. Daraus leitet sich seine Forderung ab, den "vollen Menschen", den theoretisierenden und den handelnden Menschen, in der Psychologie zu berücksichtigen. Dies sei nur möglich auf dem Hintergrund der Verbundenheit des Menschen mit der jeweils besonderen geschichtlichen Welt. Aber es geht nicht nur allgemein darum, das Gesamtfeld psychischen Erlebens und Handelns unverkürzt zu erforschen, Dilthey geht sofort noch einen Schritt weiter: Der seelische Strukturzusammenhang sei dabei nur von seinem "vollentwickelten" Zustand aus zu erfassen, notwendig sei es, sich an den differenziertesten Erlebnisstrukturen zu orientieren:

"Statt einer Eliminierung aller Komplikationen zugunsten der Herstellung laboratoriumsgemäßer Standardsituationen, die jeweils immer nur Minimalinformationen liefern können, fordert die Erfassung des "vollen Menschen" eine Erweiterung der Beobachtungsbasis gerade in den Bereich des Genialen, Voraussetzungsreichen, Höchststrukturierten hinein. Nur hier werden die Grundlinien menschlicher Existenz in prägnanter Weise faß-

bar, nur hier aber ist auch die Individualität als Grundcharakter menschlichen Daseins voll ausgeprägt." (THOMAE & FEGER 1972, 92; ausführlichere Darstellung bei GRAUMANN 1976).

Als eine mögliche Methode wird hierfür die Auswertung historischer und (auto-)biographischer Dokumente angesehen.

Es ist wohl offensichtlich, daß eine solche Bestimmung idiographischer Methoden sich nur schwer operationalisieren läßt. So wird dann auch je nach methodischer Orientierung des jeweiligen Autors sarkastisch oder eher resignativ darauf hingewiesen, daß das wissenschaftliche Programm Diltheys kaum einmal erfüllt wurde, zumindest nicht von empirisch arbeitenden Psychologen (HOLT 1962, THOMAE & FEGER 1972). Als Beispiel dafür mag der prominenteste Verfechter des Ansatzes, ALLPORT selbst, dienen. Seine Kritik an nomothetischen Methoden war deutlich, dennoch griff er bei seinen empirischen Arbeiten auf sie zurück (vgl. HALL & LINDZEY 1978; MARCEIL 1977; IANIELL 1981). Zunächst gab er dies eher zögernd und fast entschuldigend zu:

"Ich versuche in meinem Buch nomothetische Konstrukte anzubieten, die die traditionell verwendeten verbessern. Auch wenn sie von ihrer Art her nomothetisch sind, so haben viele von ihnen einen idiographischen Inhalt." (1946, 133)

Später vertrat er diese Ansicht dann sehr überzeugt: Aufgabe des Psychologen sei es, nicht bei common-sense Daten stehenzubleiben, sondern sie empirisch zu validieren "...oder - noch häufiger - ihre Irrtümer zu korrigieren." (1966, 8) Und hier unterscheidet er sich dann in seinem methodischen Vorgehen faktisch nicht mehr von dem nomothetisch arbeitenden Psychologen (HERRMANN 1969; 1979). Bevor ich zu diesem Punkt weiter Stellung nehme, möchte ich zunächst noch einen weiteren "idiographisch" arbeitenden Psychologen kurz darstellen.

(2) THOMAE (1968) versucht in seiner Persönlichkeitstheorie einen idiographischen Ansatz darzustellen, den er strikt von einer "geisteswissenschaftlichen Psychologie" trennt (14). Er sieht den Zugang zur Erfassung der Einmaligkeit des Individuums nicht über den Zusammenhang zwischen Individuum und

geistiger Struktur gegeben, sondern über die möglichst lückenlose (Langzeit-)beobachtung des Verhaltens und Erlebens in konkreten Situationen. Er hofft, mit seiner "psychologischen Biographik" eine Synthese von "idiographischer Zielsetzung und nomothetischer Denkweise" (20) zu schaffen. Denn da Persönlichkeitsforschung als Wissenschaft "in irgendeinem Maße zur Generalisierung gezwungen" sei, erweist es sich als notwendig, über den Einzelfall hinaus das "Übliche" vom "Individuellen" abzuheben: "...vor allem aber scheint die Verwirklichung eines Vorhabens einer totalen Erfassung des Individuums nur in einem relativ bescheidenen Umfange möglich." (18)

THOMAS Verdienst ist es u.a. sicherlich, daß er das Methodeninventar um das der Längsschnittstudie entscheidend erweitert hat. Dennoch zeigt sich auch hier wieder, daß wie bei ALLPORT das idiographische Programm (zu früh) mit nomothetischen Methoden ausgefüllt wurde. HERRMANN spricht in diesem Zusammenhang von einer - für ihn sinnvollen - Trennung zwischen Menschenbild und wissenschaftlicher Praxis (1979, 63): Die Individualität jedes einzelnen wird (theoretisch) anerkannt, die konkrete Forschungsarbeit aber habe hiervon zu abstrahieren, könne sich immer nur auf reduzierte Problembereiche und Modelle des Menschen beziehen. Nur frage ich mich: warum müssen diese sicherlich notwendigen Reduktionen durch zu starke Vorgaben und Setzungen des Forschers (durch seine Kategorien z.b.) noch stärker reduziert werden? (vgl. GIGERENZER 1981 b; SCHNEIDER 1973, 306). Was spricht dagegen, innerhalb eines reduzierten Bereiches zunächst eine möglichst komplexe und vollständige - idiographische - Erfassung vorzunehmen bzw. dies zu versuchen? Während es für den klinisch tätigen (und nicht nur den humanistisch orientierten) Psychologen eine Selbstverständlichkeit ist, in der konkreten Einzelfall-/Gruppenarbeit "idiographisch", d.h. "verstehend" und "um die Erfassung der Einmaligkeit des Individuums" bemüht, zu arbeiten, scheint es für den empirisch arbeitenden Psychologen nicht möglich zu sein, seine idiographische Orientierung anders als mit nomothetischen Methoden umzusetzen.

Um es deutlich zu machen: es geht mir hier nicht darum, einen solchen nomothetischen Ansatz pauschal zu verurteilen, son-

dern darum, auf einen logischen Sprung hinzuweisen, der meiner Meinung nach von Vertretern des idiographischen Ansatzes gemacht wird: nomothetische Methoden als für die Beschreibung oder das Verständnis des einzelnen Individuums unzulänglich zu kritisieren und sie in Ermangelung alternativer Methoden immer wieder anzuwenden.

Ich gehe dabei von meiner Überzeugung aus, daß idiographisches Vorgehen nicht nur "außen" ansetzen darf (also z.B. über Beobachtung), sondern die "Einzigartigkeit" eines jeden notwendigerweise auch die Erfassung und das Ernstnehmen seiner subjektiven Phänomene, seiner individuellen Verhaltens- und Erlebensorganisation impliziert - und eben nicht die vor-schnelle Selektion, Kategorisierung oder Abstraktion von diesen. Und das scheint mir mit den z.Zt. verwendeten nomothetischen Methoden kaum möglich und unter deren Zielsetzung (Gesetzeswissen über Mengen von Individuen zu erstellen) auch nicht unbedingt notwendig. Dennoch bleibt mir das Unbefagen, daß dadurch in manchen Bereichen (z.B. der Vertrauensforschung) wichtige Aspekte unberücksichtigt bleiben und eben idiographische Vorgehensweisen hier wertvolle Informationen liefern könnten, die auch für nomothetische Zielsetzungen fruchtbar sein könnten.

Die Forschungspraxis aber sieht anders aus. CARLSON (1971) kommt nach einer Durchsicht von 226 empirischen Ansätzen des Jahres 1968 zu dem Schluß, daß die Einzigartigkeit des Menschen in keiner dieser Studien auch nur annähernd untersucht wurde. Sie bezweifelt den Nutzen einer psychologischen Forschung, die für die Sicherheit orthodoxer Methoden und gängiger Normen wesentliche Themen (wie die Organisation und Stabilität der Persönlichkeit, die Entwicklung und Bedeutung von Freundschaft oder Liebe) vernachlässige, und SANFORD stellt fest:

"Es scheint tatsächlich so, als ob der Begriff der 'Person' selbst - herabgesetzt und ignoriert - aus der Literatur zu verschwinden beginnt." (1978, 130)

Ich werde später auf einige Ansätze eingehen, die eine konstruktive Änderung dieser Situation vorzunehmen versuchen.

Zuerst möchte ich aber auf der Metaebene noch einmal meinen Standpunkt verdeutlichen; ich beziehe mich dabei auf einen Diskussionsbeitrag von HERRMANN (1979).

1.3. Der "nomologische Fallstrick"

HERRMANN wendet sich gegen das Idiosynkrasieargument (das die Einzigartigkeit jedes Menschen betont und die nomologischen Methoden im Hinblick auf deren Erfassung für "untauglich" erklärt). Gründe für diese Argumentation seien u.a. in der sog. "reflexiven Wende" und der Abkehr vom behavioristischen G. dankengut und Methodeninventar zu suchen. Der "scheinbare Legitimationsverlust nomologischer Forschungsarbeit" (61) werde durch die Probleme verstärkt, denen sich ein therapeutisch arbeitender Psychologe in der klinischen Praxis gegenüber sehe und dem dazu in der Ausbildung häufig die "simple Anwendungsdoctrin" vermittelt wurde, praktische Arbeit sei Anwendung von in der psychologischen Grundlagenforschung erarbeiteten Methoden. Das könne zu der für die Entwicklung der psychologischen Erkenntnis gefährlichen und unberechtigten Reaktion verleiten

"...eine Psychologie, die gesetzesförmige (nomologische) Zusammenhangsbehauptungen über Merkmale von Individuenmengen aufstellt, die diese Annahmen empirisch (nicht zuletzt im Laborexperiment) prüft und die sie in nomologische Theoriezusammenhänge einbettet, müsse aufgegeben werden." (62)

Im Gegensatz dazu vertritt HERRMANN die Ansicht, daß trotz des (selbstverständlichen) Wissens über die Besonderheit jedes Menschen wissenschaftliche Praxis wie jede menschliche Erkenntnispraxis "notwendigerweise abstraktiv und selektiv" (63) sein muß - die oben bereits erwähnte Trennung von Menschenbild und praktischer Forschung ist hier gemeint.

"Der Hinweis auf die unbestreitbare Idiosynkrasie der Verhaltensorganisation spricht nach allem nicht gegen die Möglichkeit, die Zweckmäßigkeit oder gar gegen die ethische Legitimität nomologischer Forschungsmethodologie." (65)

Überdies lasse sich eine enge Verknüpfung zwischen nomologischen Theorien und idiographischer Methode nachweisen: et-

wa in dem Versuch, Skinners nomologische Theorie "als Rahmentheorie für die Gewinnung und Prüfung idiographischer Verstärkerhypothesen für einzelne Individuen"(65) zu nutzen. Wichtig sei hier das Handlungsziel: will man singuläres Verhalten erklären und vorhersagen oder zu nomologischem Gesetzeswissen über Mengen von Individuen gelangen? In letzterem Fall müsse man in der Regel wieder eben solche nomologischen Methoden verwenden. HERRMANN warnt vor dem "idiographischen Fallstrick": Gegner der nomologischen Erkenntnispraxis beurteilen diese unter der Zielsetzung ihrer (idiographischen) Methoden und verurteilen erstere somit oft als reduktiv und unangemessen.

Gerade in dem letzten Punkt hat HERRMANN sicherlich recht, nur habe ich den Eindruck, daß er sich in gleicher Weise in einem "nomologischen Fallstrick" verfängt, wenn er die Idiosynkrasie des Verhaltens als "metaphysische Hintergrundhypothese" uminterpretiert und dazu bemerkt:

"...dann kann sie unter der Zielsetzung nomologischer Gesetzeserkenntnis zumindest als unzweckmäßig beurteilt werden."(66)

Ich halte es für sinnvoller, weniger schwarz-weiß zu argumentieren bzw. - um in HERRMANNs Terminologie zu bleiben - es geht nicht darum, nomologische Methoden generell und pauschal für "untauglich" zu erklären, für deren "Aufgabe" zu plädieren und idiographische Methoden als ihnen "konträr" gegenüberzustellen. Ich denke, daß Entscheidungen für methodische Vorgehensweisen bereichsabhängig und in Abhängigkeit von der jeweiligen Fragestellung gefällt werden müssen: die Idiosynkrasie der Verhaltens- und Erlebensorganisation spricht daher nicht in allen Bereichen gegen nomologische Forschungsmethoden, sondern in einigen Bereichen für idiographische Methoden, wobei Verhaltensvorhersage ein, aber nicht unbedingt das einzige Ziel ihrer Anwendung sein muß. In diesem Sinn würde ich solche Verfahren lieber als komplementär betrachten (vgl. auch ALLPORT 1937; LEVY 1970; TYLER 1959) und in manchen Fällen (vielleicht) für nützlicher halten: z.B. im Bereich der Vertrauensforschung. Um dies aber letztendlich beurteilen zu können, müßte das

Programm des "idiographischen Ansatzes" nicht nur wie bis jetzt lediglich theoretisch begründet werden, sondern zunächst mit entsprechenden eigenen empirischen Methoden ausgestattet und nach deren Anwendung kritisch geprüft werden.

Es geht mir in dieser Arbeit darum, eine mögliche Anwendungsstrategie zu entwickeln und bei der Untersuchung des Konstruktes Vertrauen anzuwenden. Mein Vorgehen ist dabei relativ eklektizistisch: Methodische Anleihen mache ich bei (1) der phänomenologischen Richtung; (2) dem Ansatz von GROEBEN & SCHEELE (1977) und SCHEELE u.a. (1980); theoretischen Hintergrund bildet die "Theorie der personalen Konstrukte" von G.A. KELLY (1955). Bereits durch diese Schwerpunktsetzung und durch die Wahl des Konstruktes Vertrauen als Untersuchungsgegenstand wird deutlich, daß es hier im Wesentlichen um die Beschreibung eines Phänomens geht (wie wird Vertrauen erlebt; welche kognitiven und emotionalen Anteile hat es für den einzelnen; wie beeinflußt es sein Verhalten...). Ich stütze mich dabei nicht auf beobachtetes Verhalten, sondern auf Äußerungen der Versuchspartner über ihr Erleben.

Zusammenfassung: Aufgrund der häufig auftretenden Schwierigkeit, komplexe Sachverhalte wie z.B. Einstellungen oder auch Konstrukte wie "Vertrauen" mit den herkömmlichen nomothetischen Methoden adäquat zu erfassen, erscheint es sinnvoll, solche Versuche durch andere methodische Ansätze zu ergänzen. Ein möglicher Ansatz könnte hier ein idiographisches Vorgehen sein: der Versuch, die durch die jeweils individuelle Verhaltens- und Erlebensorganisation bedingte Komplexität nicht vorschnell zu reduzieren, sondern zu akzeptieren und die möglichst genaue Erfassung und Beschreibung der subjektiven Phänomene einzelner Versuchspartner als Grundlage für weiteres methodisches Vorgehen zu nutzen.

2. ERSTER KONZEPTUALISIERUNGSVERSUCH: DIE PHÄNOMENOLOGISCHE ORIENTIERUNG IN DER PSYCHOLOGIE

Historisches: Als Begründer der phänomenologischen Richtung in der Psychologie werden vor allem Franz Brentano (1838 - 1917), William James (1842 - 1910) - vgl. hierzu LINSCHOTEN 1961 - und Edmund Husserl (1859 - 1938) genannt, der dieser Methode ihren Namen gab. Sein philosophisches Werk proklamierte eine Forschungsweise, deren Vorbild zwar die "exakten" Wissenschaften waren, die sich aber in ihrem eigentlichen Ziel von ihnen löste: eine Theorie der Erfahrung zu schaffen, die über (natur- oder geistes-)wissenschaftliches Begreifen hinausgeht, indem sie am unmittelbaren Erleben ansetzt und so versucht, die je nach Gesamtsituation immer unterschiedliche Intentionalität (psychischer) Phänomene nicht sofort auf bekannte Einheiten zurückzuführen, sondern zunächst "anzuschauen" und möglichst adäquat zu beschreiben.

" 'Anschauung' aber ist dabei vor allem innere Anschauung, Intuition, Hinweis auf die jedem bei gutem Willen und geduldiger Hinsicht möglichen Erfahrungen; Wegräumen der durch Sprachgebrauch, vorwissenschaftliche und wissenschaftliche Vorurteile wie durch inadäquate Auffassungskategorien entstandenen Hindernisse des Erkennens." (THOMAE & FEGER 1972, 78)

Dabei wehrte sich Husserl entschieden gegen die Ersetzung der Philosophie durch die Psychologie, die als empirische Wissenschaft, als "Naturwissenschaft der inneren Erfahrung", an Voraussetzungen gebunden sei, über die nicht mehr sie selbst, sondern eben nur die Philosophie Rechenschaft ablegen könne, so z.B. über eine kritische Prüfung der ihr immanenten Wertansprüche. Dementsprechend kämpfte er für eine eigene Domäne der Philosophie, die nicht mehr inhaltlich, methodisch oder von ihren Ergebnissen her an gängige Wissen-

schaften gebunden sein sollte. Es bleibt deshalb auch bis heute umstritten, ob Husserl als Vertreter oder Vorläufer einer phänomenologischen Psychologie zu bezeichnen ist. Während DRÜE (1963) sich ausführlich bemüht, ihn als "Psychologen" darzustellen, wehrt PLESSNER (1979) sich gegen einen solchen Versuch. Unabhängig von diesem Klassifikationsstreit besteht allerdings die Tatsache, daß Husserls Ideen einen entscheidenden Einfluß auf die Psychologie ausübten und zu einer neuen Sichtweise einer Reihe von Problemen führten.

2.1. Grundzüge einer phänomenologischen Orientierung in der Psychologie

"Phänomenologie ist ein spezifischer Zugang des Psychologen zu Gegenständen überhaupt, nicht aber die Bevorzugung oder gar die Alleinbeachtung bestimmter Gegenstandsbereiche." (HERRMANN 1961, 524)

Ich möchte im folgenden versuchen, das Programm der phänomenologischen Richtung in der Psychologie darzustellen.

Zunächst muß betont werden, daß die Vertreter dieser Richtung sich selbst von der philosophischen Phänomenologie deutlich abgrenzen, indem sie wie RAUSCH (1979) von einer "phänomenologischen Experimentalforschung" sprechen (S. 233), also deren empirischen Charakter hervorheben oder wie GRAUMANN & METRAUX eine begriffliche Differenzierung vorschlagen: phänomenologische Psychologie sei - trotz einiger Berührungspunkte - weder vom Inhalt her mit philosophischer Phänomenologie identisch, noch sei sie als eine Subdisziplin innerhalb der Psychologie zu verstehen:

"Aus diesem Grund empfiehlt es sich, eher von einer 'phänomenologischen Orientierung' in der Psychologie zu sprechen. Nicht ein spezielles Untersuchungsgebiet, das ihr zugewiesen würde, sondern eine besondere Denkweise und ein charakteristischer Forschungsstil sind als die Erkennungsmerkmale der phänomenologischen Orientierung zu nehmen." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 29)

So besehen lassen sich dann auch eine Reihe von Ansätzen und Forschungsrichtungen in der Psychologie finden, die sich

bei ihrem Vorgehen mehr oder weniger stark ausgeprägt phänomenologischer Elemente bedienen (vgl. 2.4.).

Nach GRAUMANN & METRAUX (1977) gewinnt die phänomenologische Richtung ihre Legitimität vor allem über die Auseinandersetzung mit anderen Methoden und Richtungen in der Psychologie. Das in der experimentellen Psychologie vorherrschende Modell der Naturwissenschaften und die Übernahme der hier zugelassenen Methoden haben in weiten Teilen psychologischer Forschung dazu geführt, "das Subjekt aus dem Blickfeld des Psychologen" (a.a.O., 31) zu verdrängen, denn hier

"...sind die subjektiven Erfahrungselemente, deren Existenz zwar nicht geleugnet, deren wissenschaftliche Relevanz aber radikal bestritten wird, außer acht zu lassen, weil sie in einer 'objektiven' Forschung nichts zu suchen haben." (a.a.O., 32)

(Nicht nur) die phänomenologische Richtung wehrt sich gegen diese Form von Reduktionismus und plädiert für eine unverkürzte Einbeziehung des Subjekts in die Forschung (vgl. für den Bereich der allgemeinen Methoden GIGERENZER 1981, 85 ff.): die Loslösung der Psychologie vom naturwissenschaftlichen Modell begründet sich dabei aus dem ihr als Sozialwissenschaft eigenen anderen Erfahrungsgegenstand und führt zu der Forderung nach alternativen bzw. komplementären Methoden.

" 'Die Anwendung der phänomenologischen Methode in der Psychologie findet ihre Rechtfertigung in der Subjektivität des Gegenstandes der Psychologie.' " (LINSCHOTEN 1961 b; 515)

Wesentlich erscheint mir dabei, daß GRAUMANN & METRAUX der phänomenologischen Orientierung eine vermittelnde Funktion zuschreiben: es geht nicht um einen Perspektivenwechsel von Außen (objektiven, physischen Gegebenheiten) nach Innen (subjektiven, mentalen Zuständen), sondern um die Berücksichtigung der wechselseitigen Beziehung zwischen beiden Faktoren. Wir nehmen die Umwelt über die subjektive Verarbeitung unserer Wahrnehmung wahr, aber die Art der Verarbeitung ist immer auch abhängig von den jeweiligen Umweltbedingungen.

"Sachgemäß wäre also eine duale, aber nicht dualistische Auffassung, die Inneres und Äußeres nicht als separate Bereiche behandelt, wohl aber als Momente eines Strukturierungsprozesses, in dem sie sich wechselseitig relativieren und bestimmen." (WALDENFELS 1976, 124f.)

Hierbei kommt dem Begriff der "Intentionalität" ein zentraler Stellenwert zu: Erleben und Verhalten ist immer gerichtet, hat immer einen bestimmten - sich möglicherweise von Situation zu Situation wandelnden und nicht notwendig voll bewußten - subjektiven Sinn. Die Fahrt mit einem Auto kann dazu dienen, Einkäufe zu erledigen, einen Freund zu besuchen oder jemanden zum Bahnhof zu bringen. Der von mir (richtig oder falsch) erfaßte Sinn in einer bestimmten wahrgenommenen Situation (ob ich z.B. mit Freunden zusammen bin oder in einer Prüfung sitze) beeinflußt mein Verhalten jeweils unterschiedlich: nur aus dem situativen Kontext heraus läßt sich Verhalten verstehen.

"In jedem Fall ist die Konstitution von Sinn, in all ihren aktiven und passiven Modalitäten, das zentrale Bestimmungsstück der als Intentionalität bezeichneten Person-Umwelt-Beziehung." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 43)

Intentionalität kann aber auch auf einer Metaebene eine bestimmte Form von Reflexivität in der konkreten Forschungsarbeit kennzeichnen:

"...die Phänomenologie thematisiert und analysiert Sachverhalte, die sich einem Betrachter geben; und sie thematisiert und analysiert dabei den Betrachter und seine möglichen Positionen mit...Es wird...in Rechnung gestellt, daß unser Erkennen und unsere Orientierungen immer thematisch bestimmt sind, und daß damit neben dem thematisierten Phänomen auch das Subjektive involviert ist. Dies ist der Gedanke der Intentionalität in seiner einfachsten Gestalt...Was solche thematische Bezogenheit und solche Situationsbedingtheit von einem 'naiven' Beschäftigtsein mit diesem oder jenem Thema, als sei es 'selbstverständlich' das wichtigste und somit paradigmatisch, unterscheidet, ist die bewußte und begriffene prinzipielle Thematisiertheit und Situiertheit aller Orientierung - gemäß dem Prinzip der Intentionalität." (ORTH 1976, 12f.)¹⁾

In welchem Maße nun Subjektivität Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden kann, ist nach GRAUMANN & METRAUX (1977) nur über die empirische, anhand konkreter Einzelsituationen durchgeführte, strukturanalytische Unter-

¹⁾ Wenn ich an dieser Stelle trotz der von den phänomenologischen Psychologen bewußt gezogenen Abgrenzung zur phänomenologischen Philosophie einen Philosophen zitiere, so vor allem deshalb, weil ich glaube, daß diese philosophische Überlegung auch für (phänomenologische) Psychologen nützlich sein kann.

suchung der in ihrer Intentionalität charakterisierten Person-Welt-Beziehung möglich: denn nur aus dem situativen Kontext heraus lassen sich die verschiedenen intentionalen Aktivitäten und Interaktionen von Personen verstehen. So wird die Situationsanalyse zur zentralen Aufgabe einer phänomenologisch orientierten Psychologie.

Schon sehr viel früher forderte LEWIN: "Es gilt zur Einsicht zu bringen, daß Allgemeingültigkeit des Gesetzes und Konkretheit des individuellen Falles keine Gegensätze sind, und daß an Stelle der Bezugnahme auf einen historisch möglichst ausgedehnten Bereich häufiger Wiederholungen die Bezugnahme auf die Totalität einer konkreten Gesamtsituation treten muß." (1931, 465f.)

Eine solche Situationsanalyse kann nur über die Berücksichtigung von zwar definitorisch unterscheidbaren, aber inhaltlich immer miteinander verbundenen strukturanalytischen Kategorien geschehen. Ich möchte die vier wichtigsten strukturanalytischen Kategorien und ihre Bedeutung für das Verständnis eines situativen Kontextes kurz darstellen:

(1) Umwelt: Die Umwelt kennenzulernen, in der ein Mensch lebt, ist die erste Möglichkeit, die Person-Welt-Beziehung näher zu analysieren. Damit ist hier aber nicht nur die konkrete (physische) Umwelt gemeint, sondern auch Schilderungen von Personen über ihre Vergangenheit, ihre Träume, ihre Erwartungen und Hoffnungen für die Zukunft in ihrer jeweiligen Bedeutung für ihr aktuelles Verhalten.

"...mit dem in Frage stehenden Individuum auf das blicken und das festzuhalten versuchen, was seine Welt ausmacht, von der nicht a priori feststeht, daß es die des Untersuchers ist." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 45)

(2) Leiblichkeit: Dieser sehr philosophisch klingende Terminus meint die Beeinflussung unseres Verhaltens durch die Wahrnehmung und Bewertung unseres Körpers im Verhältnis zu unserer Umwelt und anderen Menschen und die Erfahrungen, die wir damit machen.

"In seiner Leiblichkeit erfährt sich der einzelne als gewandt oder ungeschickt mit den Händen, als krank oder behindert, vor allem aber auch im Spiegel des anderen als attraktiv oder abstoßend, zu dick oder zu alt. Den anderen, den er bei der Hand nimmt, das Kind, das ihn streichelt, die

Treppe, die er steigt, den Kohlensack, den er nicht heben kann - kurz, Mitmenschen und Dinge erfährt das Subjekt als leiblich faßbar oder nicht, erreichbar oder nicht..." (a.a.O., 41)

(3) Sozialität: Dies bezieht sich auf den prinzipiell vorhandenen kommunikativen Bezug zu anderen:

"Gleich ob ich mit anderen zusammen oder alleine bin, immer sind die anderen, persönlich oder anonym, oft nur in Dingen, die von ihnen stammen, mit da." (a.a.O., 45)

Ich bin im täglichen Leben auf die anderen angewiesen, stehe über die Sprache mit ihnen in Verbindung und nehme sie, genau wie ich mich selbst erfahre, auf eine bestimmte Weise wahr: als dumm oder intelligent, als gutmütig, als mir gegenüber freundlich oder gleichgültig - gleichzeitig werde auch ich von ihnen in einer bestimmten Weise wahrgenommen.

(4) Historizität: Jedes Erleben oder Verhalten findet nicht rein punktuell statt, sondern hat immer auch eine, uns mehr oder weniger vertraute oder bewußte Vergangenheit, ist auf etwas zukünftiges gerichtet und kann sich ändern, genau wie die Dinge in unserer Umwelt sich ändern können.

"Ich selbst in meiner individuellen Biographie bin Manifestation und Teil dieser Historizität intentionaler Person-Welt-Beziehungen. Jedes einzelne Erlebnis oder Verhalten steht also immer auch in dieser historischen Dimension." (a.a.O., 46)

Die Relevanz dieser vier Kategorien für unser Erleben und Verhalten ist wohl für jeden bei einiger Überlegung offensichtlich; besonders deutlich wird dies auch in psychotherapeutischen Beziehungen, die eben häufig auf eine Sensibilisierung der Wahrnehmung des Klienten in Bezug auf sich und andere abzielen, was immer auch die Einbeziehung seiner "Umwelt" im oben beschriebenen Sinn und - mehr oder weniger stark ausgeprägt - seiner "Historizität" einschließt. Und spätestens hier: bei dem Versuch, diese Komponenten zu berücksichtigen und miteinander in Beziehung zu setzen, wird dann auch deutlich, wie außerordentlich komplex und schwierig das ist. Übertragen auf empirische Ansätze wird dieses Problem kaum geringer werden; selbst, wenn es annähernd

gelingen könnte, würde allein schon der enorme Zeitaufwand im "normalen" Forschungsbetrieb ein kaum lösbares Problem darstellen. Daher stellt sich die Frage, wie Phänomenologen sich die Konkretisierung dieses Ansatzes vorstellen: welche Funktion kann die Phänomenologie innerhalb der Psychologie haben, welche methodischen Möglichkeiten gibt es zur Umsetzung in empirische Ansätze?

2.2. Funktionen phänomenologischer Forschung

Aussagen auf einer Metaebene über den Stellenwert der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie lassen sich sehr viel leichter finden als konkrete methodische Hinweise (MacLEOD 1947, HERRMANN 1961, GRAUMANN & METRAUX 1977). Erfreulich ist dabei vor allem der ungewohnt sachlich-distanzierte Ton. Es geht den Phänomenologen nicht um die Ersetzung der herkömmlichen Methoden oder gar des Experiments im allgemeinen, sondern um eine Neustrukturierung und eine methodische Reflexion: Phänomenologie hat zunächst eine kritische Funktion (vgl. ROMBACH 1975). Diese bezieht sich auf die Aufdeckung impliziter Annahmen und Voraussetzungen sowohl der eigenen als auch der anderer theoretischer Positionen.

"Zu den Voraussetzungen, derer sich der Forscher durch methodische Reflexion bewußt werden muß, gehört ganz wesentlich das, was er als für jede Untersuchung unumgängliche Voreinstellung und Erwartung mitbringt." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 28f.; vgl. auch die Auslegung des Begriffs "Intentionalität bei ORTH a.a.O.)

Dies sollte sich aber, wie ich meine, nicht nur auf das Ziel beschränken, "das Vorfindbare möglichst vorurteilslos zu beschreiben" (HERRMANN 1961, 523) und weiter sich über die Fundierungsverhältnisse der einzelnen Forschungsphasen bewußt zu sein (GRAUMANN & METRAUX 1977, 49), sondern muß darüber hinausreichen: indem man sich bewußt macht, warum man sich überhaupt für einen bestimmten Forschungsgegenstand entscheidet, wie man seine Daten interpretiert und welche Folgerungen man aus Ergebnissen zieht; Wertungen nicht nur implizit zu setzen, sondern für sich zu thematisieren und

für andere explizit zu machen (vgl. SADER 1964, 1980)

Da die phänomenologische Richtung versucht, im Bereich der Methodologie alternative Ansätze vorzuschlagen und in die Forschungspraxis umzusetzen, wird ihr weiter eine heuristische Funktion zugeschrieben. Man konzentriert sich dabei zunächst darauf, Strukturanalysen einzelner Situationen vorzunehmen (s.o.). Damit wird hier ein anderer Schwerpunkt gesetzt als dies normalerweise innerhalb der Psychologie der Fall ist, denn dort liegt die Zielsetzung eher auf der Vorhersage und Kontrolle von Verhalten. Für GRAUMANN & METRAUX (1977, 47) dienen diese Aspekte dagegen eher als Mittel dazu, das durch die strukturanalytische Untersuchung gewonnene Verständnis menschlichen Handelns auf seine Adäquatheit hin zu überprüfen; die Autoren halten die deskriptive Funktion der phänomenologischen Orientierung für die entscheidende (a.a.O., 30). Welche methodischen Umsetzungsmöglichkeiten sehen sie hierfür?

2.3. Methodische Möglichkeiten

Bei der Suche nach konkreten empirischen Ansätzen innerhalb der phänomenologischen Orientierung wird sehr schnell eine Schwierigkeit deutlich: während die kritische und heuristische Funktion dieser Richtung ausführlich dargestellt und begründet wird (vgl. GIORGI 1970), bleibt die deskriptive Funktion weitgehend programmatisch und geht (noch) nicht über Soll-Forderungen hinaus. Am ehesten finden sich noch Negativ-Aussagen in bezug auf Methoden (die man nicht verwenden möchte) oder Hinweise auf Ansätze, die zumindest eine Annäherung an den erhobenen Anspruch darstellen. Eine Richtung ist hier sicherlich die von ROGERS begründete phänomenologische Richtung im Bereich der Psychotherapie (ROGERS 1976), eine andere die Gestalttheorie, die sich - vorwiegend in der Wahrnehmungs- und Denkpsychologie - bemüht, eine Verbindung zwischen Phänomenologie und Empirie zu schaffen. Dennoch: auch hier ist dem phänomenologischen Anspruch der Berücksichtigung aller strukturanalytischen Kategorien sicher nicht

voll entsprochen worden, die weitaus größte Zahl der im engeren Sinne gestalttheoretischen experimentellen Untersuchungen ignorieren das phänomenale Gesamtfeld und reduzieren den Untersuchungsgegenstand nach Art traditioneller Vorgehensweisen. Es ist aber auch fraglich, inwieweit es eigentlich realistisch und forschungspraktisch durchführbar ist, die Interaktion dieser Kategorien jeweils zu berücksichtigen, und so bleibt in jedem Fall entscheidend, daß man sich in der Gestalttheorie überhaupt den subjektiven Phänomenen zuwandte. Wie in den meisten Fällen ist der theoretische Anspruch - hier von METZGER formuliert - hoch:

"Ganzheitliche Betrachtung bedeutet, daß man den fraglichen Sachverhalt in seiner Einbettung, in seinem Umfeld, in seiner Rolle und Bedeutung in umfassenderen Zusammenhängen zu sehen versucht; daß man nicht mit eingeengtem Blick immer auf die örtlichen Bedingungen starrt, sondern an die Möglichkeit außerörtlicher Bedingungen denkt. Zu diesem Umfeld jedes psychischen Sachverhalts gehört die Gesamtsituation, die gegenwärtige leiblich-seelische Verfassung, die Bedürfnislage, Einstellung und Haltung des Subjekts, ebenso wie seine Vorgeschichte, seine bisherigen Schicksale, seine "Erfahrungen", als die Gesamtheit dessen, was er bisher gelernt, eingesehen und geübt hat. Wenn es zeitweise den Anschein hatte, als wolle man in der Gestaltpsychologie diese Teilgebiete der weiteren Umgebung jedes seelischen Geschehens vernachlässigen oder ihre Bedeutung leugnen, so war dies eine Täuschung, die nur dadurch entstehen konnte, daß es zunächst nötig war, mit besonderem Nachdruck auf die Bedeutung der in der überlieferten Psychologie völlig vernachlässigten näheren und unmittelbaren Umgebung hinzuweisen." (1954, 13f.),

aber konkrete Hinweise auf solche Untersuchungen, die auch die "weitere Umgebung" in der Empirie berücksichtigen, fehlen leider.

Was die heutige allgemeine Forschungssituation anbetrifft, so glaubt RAUSCH sogar

"...daß die meisten einschlägigen Veröffentlichungen die Kenntnis oder jedenfalls die Berücksichtigung gestaltpsychologischer Ansätze und Ergebnisse vermissen lassen. Dies gilt weitgehend sogar für die phänomenologische Grundforderung." (1979, 242)

Wenn man die subjektiven Phänomene einzelner Versuchspartner explizit in der Forschung berücksichtigen möchte, so ist das nächstliegende Mittel, auf das man hier zurückgreifen könnte,

das der Introspektion. Während diese Methode in der Psychologie und hier selbst im Bereich des Behaviorismus seit neuestem wieder stärker befürwortet wird (SARASON & SMITH 1971; LIEBERMAN 1979), wehrt sich die phänomenologische Orientierung gegen den Verdacht, eine "Neuaufgabe der Introspektion" zu beabsichtigen.

"Die Einbeziehung des Subjekts in die Psychologie bedeutet nicht, wie von vielen angelsächsischen Kritikern der phänomenologischen Methode bedenkenlos behauptet wird -, daß die Introspektion als vollziehbare Innenschau zum Kriterium erhoben würde, sie bedeutet nicht, daß die psychologische Methode nur in der privaten, lediglich durch Sprachen und andere Gesten zu vermittelnden Sinndimension ihre Wurzeln hat." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 35)

"Die Introspektion oder der Selbstreflexion ein Primat zugebilligt, so kommt es zu einer kurzschlüssigen Theorie des Bewusstseins, die alle Verhaltensmomente als sekundär beiseite schiebt und die Spannung von Innen und Außen hier erst gar nicht aufkommen läßt. Die behavioristische Reaktion wird dadurch geradezu herausgefordert." (WALDENFELS 1976, 119)

Die Kritik an der Introspektion setzt meist an drei Punkten an:

1. Nicht alle Erfahrungen sind unserem Bewußtsein zugänglich bzw. können sprachlich formuliert werden. Hier kann etwa an das Begriffssystem Freuds erinnert werden, der zwischen dem Bewußten, dem - prinzipiell zugänglichen - Vorbewußten und dem Unbewußten unterscheidet. Gleichgültig, wie man zur Theorie Freuds steht: daß ein großer Teil unserer Erfahrungen uns nicht (mehr) bewußt ist, ist unbestritten. Introspektive Daten sind daher nicht nur intersubjektiv unüberprüfbar, sondern darüber hinaus auch noch unvollständig, da mehr oder weniger reduziert oder gar entstellt (SMITH 1950).
2. Man muß damit rechnen, daß Versuchspartner gar nicht bereit sind, uns so vollständig wie möglich über ihre Phänomene zu berichten oder Teilbereiche bewußt ausblenden, weil sie sie für sozial unerwünscht halten bzw. die Ich-Nähe zu groß ist. Auch ist es oft mühsam, komplexe und vielschichtige Phänomene anderen überhaupt mitzuteilen: der Wunsch möglichst strukturiert und konsistent zu denken, "killt" unsere Phänomendarstellung.
3. Die "Verschränkung von Innen und Außen", d.h. die wechsel-

seitige Beeinflussung beider Bereiche, wird unzulässig auseinanderdividiert, wenn man sich auf introspektive Daten beruft: es gibt kein "reines Erleben" (WALDENFELS 1976).

Nun ist der Begriff Introspektion, wenn man damit die Wundt'sche Vorgehensweise assoziiert, sicher keine Orientierung an den subjektiven Phänomenen. Die Versuchspersonen damals wurden in hunderten von Sitzungen eintrainiert, bevor sie an Experimenten teilnehmen durften, und so liegt die Betonung bei der "systematischen Selbstbeobachtung" sicher mehr auf dem Wort "systematisch". Schwierig wird es auch da, wo man erwartet, die subjektiven Phänomene müßten an der "objektiven Realität" gemessen bzw. korrigiert werden können. Nun läßt sich das bei optischen Täuschungen (z.B. dem subjektiven Eindruck, die beiden Diagonalen der Sander'schen Teilparallelogramme seien verschieden lang) noch leicht bewerkstelligen (indem man sie nachmißt). Aber wer will festlegen, was Angst nun eigentlich objektiv "ist", wie soll man Konstrukte wie Vertrauen oder Eifersucht objektiv bestimmen? Und was noch wichtiger ist: es sind nicht die objektiven Gegebenheiten, die unser Erleben und Verhalten bestimmen, sondern deren subjektive Korrelate (SNYGG & COMBS 1950; KELLY 1955); Ich glaube, daß im Bereich solcher Konstrukte wie Angst oder Vertrauen die Realität immer nur eine subjektive sein kann und deshalb die möglichst vollständige Erfassung der subjektiven Phänomene hier unumgänglich bleibt. Auch wenn diese aufgrund bewußter oder unbewußter Verzerrungen unvollständig sein sollten, so geben sie immer noch ein vollständigeres Bild von dem, was jemand wahrnimmt oder erlebt als die Antwortkreuze in einem Fragebogen zu Angst oder Vertrauen. Man muß dabei keineswegs beim "reinen Erleben" stehen bleiben; genauso wichtig sind die Aussagen der Versuchspartner über die subjektive Bedeutung, die sie hier dem "Außen" zumessen und über den Einfluß, den solche Bedingungen auf ihr Verhalten ausüben (vgl. MISCHEL 1972). Dabei halte ich es allerdings für notwendig, daß bei solchen Untersuchungen eine reziproke Vertrauensbeziehung besteht: nicht nur die Versuchspartner sollten das Vertrauen haben, ihre subjektiven Phänomene so ausführlich und aufrichtig wie mög-

lich zu berichten, auch der Versuchsleiter muß einen gewissen Vertrauensvorschuß leisten, indem er diese, so wie berichtet, zunächst annimmt und "möglichst vorurteilslos beschreibt", bevor er weitere Methoden anwendet. Darüber hinaus kommt ihm die Aufgabe zu, durch gewisse Rahmenbedingungen (auf die ich später eingehe) eine Atmosphäre zu schaffen, die das Vertrauen der Versuchspartner überhaupt ermöglicht.

Eine in diesem Sinne verstandene Form von Introspektion unterscheidet sich im übrigen nicht von dem, was in der Psychologie - vor allem in der Charakterkunde (LERSCH 1966; WELLEK 1966), aber auch in neueren Ansätzen (HEIDER 1958; LAUCKEN 1974) - unter dem Begriff phänomenologische Besinnung: dem Rückgriff auf Selbstbeobachtung/-reflexion bei den Theoretikern selbst gang und gäbe bzw. sogar erwünscht ist. Der Unterschied liegt darin, daß bei dem oben beschriebenen Vorgehen nicht davon ausgegangen wird, daß der andere genauso denkt oder wahrnimmt wie ich, sondern zunächst eben wirklich versucht wird zu ermitteln

"...was seine Welt ausmacht, von der nicht a priori feststeht, daß es die des Untersuchers ist." (GRAUMANN & METRAUX 1977, 44).

2.4. Die Berücksichtigung subjektiver Phänomene in der empirischen Psychologie: nur eine Hoffnung für die Zukunft?

Es gibt eine Reihe theoretischer Ansätze, die es für nützlich bzw. unumgänglich halten, die subjektiven Phänomene von Individuen stärker zu berücksichtigen; dabei kommt dem Interaktions-Ansatz eine besondere Bedeutung zu: sein Einfluß zeigt sich in vielen Teilbereichen psychologischer Forschungen (vgl. PERVIN & LEWIS 1978). Ich habe diesen Ansatz ausgewählt, weil aufgrund der hier durchgeführten empirischen Untersuchungen die Möglichkeit besteht, einen Vergleich zwischen theoretischer Grundposition und praktischer Umsetzung in Forschung zu ziehen.

Ausgehend von einer Kritik am Eigenschaftskonzept (ARGYLE &

MITCHELL 1972; MISCHEL 1973) weist der Interaktions-Ansatz auf die Bedeutung der gegenseitigen Abhängigkeit (Interaktion) von Person- und Situationsvariablen für unser Verhalten hin (RAUSH u.a. 1976; SARASON u.a. 1975). Auch wenn man sich hier sehr stark am Verhalten orientiert, so bestehen doch eindeutige Parallelen zur phänomenologischen Richtung, wenn sich nach MAGNUSSON & EMDLER (1977) die Grundelemente des Ansatzes wie folgt zusammenfassen lassen:

- (1) Das aktuelle Verhalten ist die Funktion eines fortwährenden Prozesses einer Vielzahl von Interaktionen zwischen dem Individuum und den Situationen, die es erlebt.
- (2) Das Individuum ist in diesem Interaktionsprozess ein aktiv und zielgerichtet (intentional) Handelnder.
- (3) Auf der Person-Seite dieser Interaktion sind kognitive und motivationale Faktoren entscheidende Determinanten des Verhaltens.
- (4) Auf der Situation-Seite ist die subjektive Bedeutung von Situationen für das Individuum der entscheidende Faktor.

An einem der Schlüsselprobleme des Interaktions-Ansatzes: der Frage nach der Konsistenz von Personen über Situationen, entzündete sich die Debatte über die relative Bedeutung von Personeneigenschaften und Situationseinflüssen für das Verhalten (vgl. EPSTEIN 1977) und führte zu einer Konkretisierung der theoretischen Grundposition; die Nützlichkeit des Eigenschaftskonzepts wird nicht generell abgestritten, sondern nur dessen Brauchbarkeit für die genaue Vorhersage von Verhalten unter bestimmten Bedingungen bezweifelt (MISCHEL 1973, 262). Es geht den "Interaktionisten" nicht darum festzustellen, inwieweit Verhalten nun konsistent oder situationsbeeinflusst ist oder wieviel der Varianz auf Person- oder Situationsvariablen zurückzuführen ist, sondern man möchte erforschen, wie Charakteristika der Person mit spezifischen Situationsbedingungen zusammen wirken und so die beobachteten (Un-)Regelmäßigkeiten des Verhaltens bewirken (PERVIN & LEWIS 1978).

Ein notwendiger Schritt auf dem Weg zur Klärung dieser Zusammenhänge ist die Einbeziehung der subjektiven Phänomene

von Individuen: wie werden Umweltbedingungen wahrgenommen, verarbeitet und in Verhalten umgesetzt? MISCHEL (1973, 1977b) weist im Rahmen seiner sozial-kognitiven Lerntheorie nachdrücklich auf diesen Sachverhalt hin; so ist unser Verhalten u.a. auch davon abhängig, welche Pläne und Ziele wir zu einem bestimmten Zeitpunkt verfolgen, welche subjektiven Erwartungen wir hinsichtlich der Konsequenzen unseres Handelns haben, wie wir das Erwartete bewerten (vgl. SADER 1980, 181 ff.).

Das ist der theoretische Ansatz - und wie sieht die praktische Forschungsarbeit aus? MISCHEL als Beispiel zu wählen, ist hier insofern günstig, als er sich selbst bemüht hat, die Brauchbarkeit seines Denkansatzes in einer Reihe von empirischen Arbeiten nachzuweisen, meist Experimente zum Belohnungs-Ausschub (delay of gratification).

Die Versuchspartner - meist Kinder - werden vor die Wahl gestellt, ob sie lieber sofort eine kleine Belohnung (für die Teilnahme am Experiment) haben wollen oder ob sie lieber eine größere Belohnung wählen wollen, auf die sie dann allerdings noch eine Zeitlang warten müssen. Die Fähigkeit, Belohnungen aufschieben zu können, hält MISCHEL dabei für ein individuell und gesellschaftlich wichtiges Problem:

"Ohne die Fähigkeit, die unmittelbare Befriedigung zugunsten etwaiger späterer Belohnungen aufschieben zu können, wären die Menschen nicht in der Lage vor auszuplanen, auf Fernziele hinzuarbeiten oder auf persönliche Vorteile zum Wohl der Gruppe zu verzichten." (MISCHEL 1980).

Diese Fähigkeit ist nicht angeboren, sondern ein komplexer Vorgang, auf den mehrere Faktoren einwirken: allgemeine Charaktereigenschaften, die Situation, in der man sich entscheiden muß, die Bewertung der Belohnung, das Ziel, das man verfolgt ... Schon diese Aufzählung ist eine Kritik an der Handhabung der weitaus meisten Experimente, die in diesem Rahmen durchgeführt wurden: Den Kindern wurde (z.T. rein hypothetisch) die Frage gestellt, welche Belohnung sie bevorzugen würden, und ausgehend von dieser "Verhaltensbeobachtung" und anderen Testergebnissen wurden allgemeine Schlüsse in bezug auf ihre Persönlichkeit gezogen (MISCHEL 1961, 1974) - ohne z.B. die Kinder zu fragen, warum sie sich so verhielten und so zu versuchen, die oben beschriebene Komplexität des

Vorgangs näher zu beleuchten. Ich halte es jedenfalls für kritisch, globale Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitsvariablen (z.B. dem Vertrauen von Kindern in ihre Umwelt) und der Wahl zwischen einer großen und einer kleinen Tüte Bonbons zu sehen (MAHRER 1956; HOCHREICH 1973) und finde es zunächst naheliegender, das "mißtrauische" Kind zu fragen, warum es die kleine Tüte nahm: vielleicht war es einfach satt oder mochte die Sorte nicht. Die von MISCHEL - theoretisch - so zu Recht betonte Notwendigkeit, phänomenale Stimulus-Bewertungen zu berücksichtigen (der subjektive Wert eines Stimulus hängt von den situativen und personalen Bedingungen ab, unter denen er auftritt), wird hier völlig übergangen: Forschungen bleiben im gewohnt konventionellen Rahmen, der Empiriker MISCHEL erfüllt nicht die Ansprüche des Theoretikers MISCHEL.

Diese Situation ändert sich etwas in den neuesten Untersuchungen (YATES & MISCHEL 1979; MISCHEL 1980). Auch wenn den Forderungen seiner Theorie sicher auch hier nicht voll entsprochen wird, so gibt es doch Ansätze zu einer konstruktiven Wende; es steht nicht mehr im Vordergrund, welche Persönlichkeitszüge nun ein Kind hat, das Belohnungen aufschieben kann, es interessiert vielmehr die Frage: wie schaffen Kinder es, Belohnungen aufzuschieben, welche kognitiven und psychischen Vorgänge laufen dabei ab?

In diesen Untersuchungen wurden den Kindern Belohnungen angeboten, die sie zwar direkt vor sich liegen hatten, die sie aber laut Instruktion noch nicht nehmen durften. Um zu erfahren, was die Kinder taten, um die Befriedigung aufzuschieben zu können, verwendete MISCHEL unterschiedliche Techniken: Schulkinder befragte er direkt, bei Vorschulkindern verwendete er "Tante Sprechbüchse", ein Tonbandgerät mit Mikrophon, das die Kinder aufforderte, ihr ihre Gedanken und Gefühle während der Wartezeit anzuvertrauen. "Die Kinder liebten dieses Spiel und verrieten nach und nach der Sprechbüchse einige Taktiken, mit denen sie die Wartezeit bewältigten. Am längsten konnten die jeweiligen Vorschulkinder warten, die in der Lage waren, die Frustration in eine vernünftige Zeit umzuwandeln. Sie unternahmen alles mögliche, nur eines nicht: Sie sahen die Leckerbissen auf dem Tisch nicht an. Einige hielten sich die Augen zu, legten den Kopf auf die Arme oder entwickelten andere Ablenkungsmanöver. Es gab welche, die mit sich selbst sprachen oder Lieder erfanden: "Was für ein schöner Tag, hurrah". Einige erfanden Spring-, Hüpf- und Klatschspiele oder fingerten an der Sig-

nalglocke herum. Ein Kind umging die Frustration des Wartens und fiel direkt vor der Glocke in tiefen Schlaf." Bei späteren Untersuchungen konnte dann gezeigt werden, daß Kinder die Wartezeit tatsächlich sehr viel länger durchhielten, wenn sie direkt zu Beginn aufgefordert wurden, sich während dieser Zeit "lustige Dinge" auszudenken. (MISCHEL 1980, 55)

Die Resultate dieser Untersuchungen sind m.E. schon alleine aufgrund der durch sie gewonnenen Anregungen für spätere Experimente ein überzeugender Hinweis für die Nützlichkeit der Einbeziehung subjektiver Phänomene in die Forschung.

Einen ähnlichen Hinweis liefert eine Studie von PERVIN (1976). Er ging von folgender Überlegung aus: wenn uns die Interaktion von Situations- und Personvariablen interessiert, so müssen wir in unseren Untersuchungen Situationen wählen, die für die betreffende Person auch von Bedeutung sind. Seine methodische Konsequenz: er ließ die Versuchspartner sich selbst überlegen, welche Situationen sie wählen wollten und versuchte anhand dieser subjektiven Beschreibungen von Situationen und deren Einfluß auf die Emotionen und das Verhalten der Versuchspartner der Frage nachzugehen, wann und warum Individuen stabiles bzw. variables Verhalten als Funktion situativer Bedingungen zeigen.

Auch wenn die vielfältigen methodologischen Probleme des Interaktions-Ansatzes (vgl. ENDLER & EDWARDS 1978; RAUSH 1977; PERVIN 1981b) damit noch nicht gelöst sind, und die Kluft zwischen Theorie und Empirie immer noch groß ist, so haben diese Untersuchungen gegenüber den sonst üblichen (und wohl auch bequemer zu erstellenden) kritischen Beiträgen, die eine Lösung dieser Probleme für die Zukunft erhoffen, einen enormen Vorteil: sie bedauern nicht nur bestehende Schwierigkeiten, sondern bemühen sich, wie ich meine erfolgreich, um eine konstruktive Weiterentwicklung.

Zusammenfassung: Innerhalb der Psychologie bemüht sich vor allem die phänomenologische Orientierung (zunächst theoretisch und von daher eher programmatisch) explizit um die Berücksichtigung der subjektiven Phänomene in ihrer Wechsel-

wirkung mit äußeren Bedingungen bei der Erforschung der Wahrnehmung und des Verhaltens von Individuen. Die Diskrepanz zwischen dem theoretischen Anspruch und der - z.B. im Rahmen des Interaktions-Ansatzes - durchgeführten Umsetzung in konkrete Forschungsarbeit bleibt hier allerdings noch groß, konstruktive empirische Ansätze sind noch die Ausnahme. Abgesehen davon kommt aber der kritischen und der heuristischen Funktion der phänomenologischen Orientierung eine große Bedeutung zu: implizite Voraussetzungen theoretischer Annahmen aufzudecken und aufgrund der ausführlich begründeten Notwendigkeit der Einbeziehung subjektiver Phänomene eine theoretische Basis für die Verwendung alternativer bzw. komplementärer Methoden bereitzustellen: z.B. auch dem Einsatz introspektiver Methoden im Rahmen eines gegenüber dem gängigen Verständnis neu formulierten Stellenwertes.

3. ZWEIFER KONZEPTUALISIERUNGSVERSUCH: DAS EPISTEMOLOGISCHE SUBJEKTMODELL

In ihrem Buch "Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts" haben GROEBEN & SCHEELE (1977) versucht, die Notwendigkeit eines Paradigmawechsels in der Psychologie zu begründen: die Wende vom behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell. Auch wenn der Stellenwert dieses Modells hier neu ("ep. Rationalär") definiert wird, enthält es eine Reihe inhaltlicher Aspekte, die bereits sehr viel früher - so z.B. in der Attributionstheorie oder der "Theorie der personalen Konstrukte" von KELLY (1955) - formuliert wurden. Es geht mir in diesem Kapitel darum, neben den wichtigsten Grundzügen des Ansatzes vor allem die aus ihm resultierenden methodologischen Konsequenzen darzustellen und deren potentiellen Nutzen für die psychologische Forschung zu reflektieren.

3.1. Grundzüge des epistemologischen Subjektmodells

Dem epistemologischen Subjektmodell entspricht ein verändertes Menschenbild in der (experimentellen) Psychologie: jedem Menschen wird prinzipiell die gleiche Reflexivität und Rationalität zugesprochen wie die (behavioristischen) Wissenschaftler sie sich selbst von jeher zusprachen. Daraus leiten sich folgende Annahmen ab:

(a) Jeder Mensch stellt, ähnlich wie ein Wissenschaftler, Hypothesen auf, überprüft diese anhand der Realität und akzeptiert/verwirft sie (vgl. auch LYNN 1957; ROSS 1977). Der wesentliche Zweck dieses "wissenschaftlichen" Vorgehens ist, den subjektiven Eindruck zu erlangen, Kontrolle über sich und

seine Umwelt zu haben. Damit wird ein Thema angesprochen, das in der Sozialpsychologie seit langem der Grundtenor einer ganzen Reihe von Theorien ist, man denke dabei nur an die Hypothesentheorie der sozialen Wahrnehmung (POSTMAN 1951; LILLI 1978), die Theorie sozialer Vergleichsprozesse (FESTINGER 1954; HAISCH & FREY 1978), die Reaktanz-Theorie (BREHM 1972; GNIECH & GRABITZ 1978) und natürlich die Attributionstheorie (HEIDER 1958; MEYER & SCHMALT 1978). Während sich bei diesen Theorien der Aspekt der Kontrolle jedoch mehr auf vergangene bzw. im Moment stattfindende Prozesse bezieht, wird dies im Rahmen des epistemologischen Subjektmodells - und das ist das wirklich Neue an diesem Ansatz - erweitert: wir haben das Bedürfnis, auch zukünftige Ereignisse im Voraus unter unsere Kontrolle zu bringen. Diese Akzentverschiebung von der Vergangenheits- in Richtung auf die Zukunftsorientiertheit ist entscheidend: indem wir zukünftige Ereignisse vorwegnehmen, bekommt unser Denken und Handeln einen aktiv planenden und zielgerichteten (intentionalen) Charakter oder wie KELLY (1955, 46) es formuliert:

"Die psychischen Prozesse eines Menschen werden durch die Art und Weise, in der er Ereignisse antizipiert, psychologisch vermittelt und geprägt." (in der Übersetzung von SADER 1980, 128)

GROEBEN & SCHEELE sprechen in diesem Zusammenhang von drei Dimensionen des Begriffs der Kontrolle: Erklärung, Voraussage und Technologie (Beeinflussung) unserer Umwelt durch uns - was auf den entscheidenden Bedeutungswechsel dieses Begriffs innerhalb eines epistemologischen Subjektmodells im Vergleich zum behavioralen Subjektmodell hinweist: wir kontrollieren unsere Umwelt und nicht diese uns (1977, 100).

(b) Die Konzeptualisierung des Menschen als "Wissenschaftler" hat weitreichende Konsequenzen sowohl für die Forschungsmethode als auch für den Forschungsinhalt.

zum Forschungsinhalt. Nachdem man sich in psychologischen Labors jahrelang bemüht hat, möglichst keimfrei zu forschen, d.h. das eigenständige Hypothesenaufstellen der Versuchspersonen hinsichtlich Sinn und Zweck der Experimente weitgehend auszuschalten versuchte, um möglichst "reine" Daten zu erhal-

ten; während man Zweifel an der Wirksamkeit der hierbei verwendeten Methoden im Hinblick auf die Validität und Generalisierbarkeit experimenteller Befunde (ORNE 1962; ROSENTHAL 1964) durch immer ausgeklügeltere Techniken zu beiseitigen versuchte, stellt sich unter dem Paradigma des epistemologischen Subjektmodells das Problem in dieser Form als irrelevant dar: die Reflexivität der Versuchspartner ist nicht mehr länger lästige "Störvariable", sondern gerade sie wird zum "thematischen Gegenstandsbereich" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 20). Ausgangspunkt ist dabei das Prinzip der Selbstanwendung: wenn subjektiven (Alltags-)Theorien prinzipiell die gleiche Rationalität zugestanden wird wie den wissenschaftlichen Theorien, so ist Erkenntnis in der Psychologie potentiell auch immer Selbsterkenntnis (vgl. BANNISTER, 1970b) - die Erforschung der Struktur und Inhalte subjektiver Theorien und die Überprüfung ihres potentiellen Nutzens für wissenschaftliche Theorien wird zur zentralen Aufgabe eines epistemologischen Forschungsprogramms (a.a.O., 66). Damit wird gleichzeitig die (im behavioristischen Forschungsmodell häufig bestehende) Asymmetrie in der Beziehung zwischen dem planenden, alles durchschauenden Versuchsleiter und der "von dunklen Kräften getrieben(en)" (a.a.O., 22), lediglich auf Umweltreize reagierenden Versuchsperson aufgehoben: Versuchsleiter und Versuchspartner sind prinzipiell gleichberechtigt und arbeiten kooperativ im Forschungsunternehmen, die Beziehung ist symmetrisch (vgl. auch KELLY 1965, GERGEN 1979).

Die Rekonstruktion subjektiver Theorien soll dabei jedoch nicht bei der reinen Deskription stehenbleiben; nicht auf-/ausgearbeitete Theorienbestände oder auch Widersprüchlichkeiten innerhalb der Theorien werden durch Konfrontation mit anderen subjektiven oder objektiven Theorien herausgearbeitet und somit im Dialog zwischen Versuchsleiter und -partner

"...eine beidseitige Aussage-/Kritikrichtung ermöglicht: Rationalitätskritik der Alltagstheorien wie Kritik der wissenschaftlichen Rationalitätskonzeption." (a.a.O., 25; vgl. auch HECKHAUSEN 1975).

Dies beeinflusst auch die Struktur wissenschaftlicher Aus-

sagesysteme: sie werden als (objektive) Konstrukte über (subjektive) Konstrukte zu Metatheorien.

zur Forschungsmethode: Die Erhebung/Rekonstruktion subjektiver Alltagstheorien erfolgt notwendigerweise über die Sprache. Dabei würde es eine unzulässige Reduktion menschlicher Reflexivität - und damit der Aussagekraft der gewonnenen Ergebnisse - bedeuten, würde man sich auf die bisher in den Sozialwissenschaften am häufigsten verwendete Methode beschränken: die Reaktion der Befragten auf die vom Wissenschaftler vorgegebenen Kategorien (Fragebogen) zu ermitteln, ohne Möglichkeit für die Versuchspartner, diese zu kritisieren bzw. entsprechend ihren eigenen subjektiven Kategorien zu verändern (vgl. HUBER & MANDL 1979). KELLY hat das überspitzt einmal so formuliert:

"Wenn wir die Versuchspartner bitten, die Gedanken des Versuchsleiters zu erraten, nennen wir das einen objektiven Test; wenn der Versuchsleiter sich bemüht, die Gedanken der Versuchspartner zu erraten, nennen wir das einen projektiven Test. Die meisten Intelligenz-Tests gehören zu der ersten Gruppe, was wahrscheinlich die Tatsache bedingt, daß das Testen der Intelligenz wenig zu unserem Verständnis der psychischen Prozesse irgendeines Menschen beigetragen hat - es sei denn zu unserem Verständnis der psychischen Prozesse von Psychologen." (1958, 332)

Da es aber gerade das Ziel eines epistemologischen Forschungsprogrammes ist, psychische Prozesse oder subjektive Theorien von Personen möglichst unverkürzt zu erforschen, erfordert dies einen sehr viel größeren Freiraum für die Versuchspartner, nämlich "Die Zulassung/Berücksichtigung von nicht-experimentell evokeder, 'spontaner' Sprache des Erkenntnisobjekts." (GROEBEN & SCHEELE 1977, 28; vgl. auch MERTENS & FUCHS 1970, 156). Die Verwirklichung eines solchen Freiraums und einer gleichzeitig damit vorhandenen Möglichkeit gegenseitiger rationaler Kritik sehen die Autoren in Anlehnung an HABERMAS (1971) durch die Schaffung von "Bedingungen eines möglichst rationalitätsorientierten, gleichberechtigten Diskurses" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 175) gegeben. Die Wahl einer solchen Methode impliziert einige Innovationen auf wissenschaftstheoretischer und methodologischer Ebene.

(1) Wertungen explizit machen. Wenn man davon ausgeht, daß "die Funktion naiver Theorien vor allem in Handlungssteuerung und -rechtfertigung...besteht" (a.a.O., 138), und diese naive Konzeption in der Forschungs-/Beratungssituation mit wissenschaftlichen Konzeptionen zum Zweck (gegenseitiger) Rationalitätssteigerung konfrontiert werden soll, so

"...wird der Aspekt der Beurteilung von Gründen für Handlungen...also die Rechtfertigung von Werten und Normen, zu einem unvermeidbaren Problem, einer unverzichtbaren Aufgabe der naiven Alltagsreflexion wie auch der (Sozial)Wissenschaft." (a.a.O., 138)

Dies steht natürlich im krassen Gegensatz zu dem in der empirischen Wissenschaft vorherrschenden "Wertfreiheitspostulat", der Forderung nach einer strikten Trennung von Erfahrungswissen und Werturteilen, womit man verhindern möchte, daß "Wertungen mit dem Anspruch wissenschaftlicher Objektivität" (a.a.O., 122) abgegeben werden. Dagegen argumentieren GROEBEN & SCHEELE im Anschluß an THIEL (1972) in ihrer "Vakuumthese":

"...der rigorose Rückzug der empirischen Wissenschaft aus dem Bereich der Ziel- und Normentscheidung/-begründung etc. macht dieses Gebiet zu einem 'Vakuum, das zwangsläufig von irrationalistischen Strömungen ausgefüllt wird'" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 124).

Um dieser Gefahr vorzubeugen fordern sie, die in jeder Wissenschaft - von der Wahl eines Untersuchungsgegenstandes bis zur Interpretation und Umsetzung wissenschaftlicher Ergebnisse - unvermeidbaren Wertungen explizit und damit einer potentiellen Kritik zugänglich zu machen (vgl. auch SADER 1980, 24ff.). Nur dadurch läßt sich verhindern, daß wissenschaftliche ("wertfreie") Ergebnisse "völlig ungesteuert externen und damit unkritisierten, unüberprüften Wertungen" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 124) überlassen werden und gleichzeitig wird eines der Ziele des epistemologischen Subjektmodells verwirklicht: die gegenseitige rationale Kritik subjektiver und wissenschaftlicher Theorien im Rahmen eines gleichberechtigten Diskurses.

(2) Das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium. Das im epistemologischen Forschungsprogramm verwendete Diskurs-

Modell ist unter der Prämisse herkömmlicher methodologischer Forderungen in mancher Hinsicht problematisch. Subjektive Theorien sind häufig bruchstückhaft, unpräzise und nicht selten in sich widersprüchlich. Es besteht also im Dialog mit dem Forscher und aufgrund der Konfrontation mit einer wissenschaftlichen Theoriekonzeption die Gefahr einer Gegenstandsverzerrung: der Versuchspartner kann zu einer seiner subjektiven Theorie nicht (mehr) entsprechenden Rekonstruktion überredet werden, er wird "durch die Rekonstruktionskompetenz des Forschers überwältigt" (SCHEELE & GROEBEN 1979, 3). GROEBEN & SCHEELE (1977) schlagen hier die Einführung eines konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums vor: über die Adäquatheit der vom Wissenschaftler vorgeschlagenen Rekonstruktion subjektiver Theorie-Strukturen wird durch die Zustimmung des Versuchspartners entschieden. Um die Gefahr einer (methodisch niemals sicher auszuschließenden) "Überredung" des Versuchspartners zu minimieren, fordern die Autoren neben der Gleichberechtigung des Versuchspartners im Diskurs ein Rekonstruktionsverfahren, das "möglichst strukturiert, für die Vp vollständig durchsichtig und von ihr selbst eigenständig-aktiv durchführbar gestaltet wird" (SCHEELE & GROEBEN 1979, 4).

Eine andere - in herkömmlichen Experimenten sorgsam zu vermeiden versuchte - Gegenstandsverzerrung wird in der epistemologischen Psychologie nicht nur toleriert, sondern sogar intendiert: die Tatsache, daß schon alleine die Beobachtung und Erforschung zu einer Veränderung des Gegenstandes führt. Gerade weil subjektive Theorien nicht immer voll bewußt sind, kann es passieren, daß der Versuchspartner erst im Dialog mit dem Forscher dazu angeregt wird, über seine Theorie genauer zu reflektieren und sie zu verbalisieren. NISBETT & WILSON (1977) stehen einer solchen Methode mehr als skeptisch gegenüber. Sie stellen die Hypothese auf, daß der Versuchspartner auf Fragen nach seinen Beweggründen/Erklärungen für sein Verhalten "mehr sagt als er wissen kann". Die Autoren beziehen sich dabei vor allem auf experimentelle Befunde im Bereich der Attributionsforschung und Untersuchungen zur kognitiven Dissonanz und glauben hier nachweisen zu können,

daß Versuchspartner gar keinen introspektiven Zugang zu komplexen kognitiven Prozessen haben. Vielmehr würden implizite a priori Kausal-Theorien generalisiert und - in manchen Fällen zufällig richtig - auf die entsprechenden Situationen angewendet (a.a.O., 233). Sie halten es von daher für fruchtlos und sogar irreführend, wenn Sozialwissenschaftler weiter darauf beharrten, ihre Versuchspartner in der Weise zu befragen. Auffällig ist allerdings, daß die Autoren nur solche Untersuchungen zitieren, in denen die Teilnehmer post-experimentell befragt wurden - so z.B. häufig unter dem Druck standen, irgendein gezeigtes Verhalten nachträglich zu rechtfertigen oder von ihnen erwartet wurde, sich einer Sache bewußt zu sein, über die der Versuchsleiter im Experiment sie mühsam hinwegzutäuschen versuchte (vgl. SMITH & MILLER 1978, 356 und die ausführliche methodische Kritik von ADAIR & SPINNER 1981). All dies sind sicher Situationen, die alleine von der Atmosphäre und den inhaltlichen Anforderungen her nicht mit einem gleichberechtigten Diskurs zur Rekonstruktion subjektiver Theorien im Sinne eines epistemologischen Forschungsmodells zu vergleichen sind. SMITH & MILLER fordern zu Recht, daß sich die Aufmerksamkeit stärker dem Problem zuwenden sollte, wann und unter welchen Bedingungen verbale Aussagen der Versuchspartner auf einem direkten introspektiven Zugang beruhten und damit als valide betrachtet werden können. Als eine dieser Bedingungen nennen sie "Aufgaben, die neu sind und die Aufmerksamkeit der Versuchspartner fesseln..." (1978, 361) - und die von der epistemologischen Psychologie geforderte prinzipielle Gleichberechtigung/-stellung von Forscher und Versuchspartner und deren Kooperation wird alleine schon im Vergleich zu den Bedingungen der meisten herkömmlichen Experimente für die Versuchspartner eine neue und interessante Aufgabe darstellen! SCHEELE & GROEBEN konkretisieren, welche Anforderungen an die Erhebungsmethodik subjektiver Theorien zu stellen sind:

"...das Erhebungsverfahren sollte möglichst viele Introspektionserleichterungen, Anregungsfaktoren und Explizierungs-Zugkräfte bieten, so daß der Vp ein möglichst vollständiger (expliziter) Zugriff auf ihre impliziten Wissensinhalte ermöglicht wird. Dann ist es durchaus denkbar (und

methodologisch positiv zu bewerten), daß die Vp mehr sagt, als sie - anfangs - wußte!" (1979, 3)

Die Überprüfung des Aussagewertes solcher Rekonstruktionsverfahren stellt ein anderes methodisches Problem dar. Die Erhebungsphase, also die Ermittlung der subjektiven Theorie, beschränkt sich ja zunächst auf die Beschreibung der Struktur eines solchen reflexiven Kognitionssystems, und zwar auf der Grundlage der Übereinstimmung zwischen Versuchsleiter und Versuchspartner im Hinblick auf die Korrektheit der Rekonstruktionsbemühungen des Forschers (dialogkonsenstheoretisches Wahrheitskriterium). Dieser Vorgang unterscheidet sich insofern von dem klassischen hermeneutischen Konzept des "Verstehens", als der Forscher eben nicht mehr allein unter Rückgriff auf eigene Kognitionen/Empfindungen "rein nach Evidenzerlebnissen über psychische Prozesse (gerade auch anderer) Aussagen macht" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 56 f.), sondern durch das Wahrheitskriterium eine Kontrollinstanz gegeben ist, mit der die Rekonstruktionsbemühungen des Wissenschaftlers vom Versuchspartner jederzeit korrigiert werden können und somit die Rekonstruktionsadäquanz gewährleistet ist.

Ob subjektive Theorien aber Verhalten erklären können, d.h. ob deren Realitätsadäquanz gegeben ist, kann aufgrund eines solchen Vorgangs nicht entschieden werden, dies muß, so GROEBEN & SCHEELE, anhand des herkömmlichen Falsifikationskriteriums (externe kontrollierte Beobachtung) überprüft werden.

3.2. Nutzen und Funktionen einer "Psychologie der Reflexivität"

Auf der Metaebene besteht die für GROEBEN & SCHEELE (1977) wesentliche Funktion einer reflexiven Psychologie in der Ab-lösung/Neustrukturierung herkömmlicher Problemrekonstruktionen auf der Grundlage eines Paradigmawechsels im Sinne KUHNS (1973) vom behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell.

Es handelt sich für sie dabei nicht darum, alte Probleme innerhalb bestehender Forschungsprogramme auf eine neue Art zu lösen, sondern für die Autoren ist der propagierte Paradigmawechsel viel umfassender und tiefgreifender, "revolutionärer": er entwirft ein "neues" Menschenbild (in der Annahme des reflexiven/rationalen und damit planenden und kontrollierenden - statt von der Umwelt kontrollierten - Subjekts). Das impliziert eine umfassende Veränderung der Methodenstandards/-konzeptionen sowie die Forderung nach der Entwicklung theoretischer Ansätze (z.B. von Verhalten und Emotion, GROEBEN & SCHEELE 1977, 98 ff.), die den angestrebten Erkenntnisfortschritt ermöglichen, indem sie "alte Probleme genauso gut oder besser und darüber hinaus noch neue wichtige ebenfalls lösen" (a.a.O., 63). Die Autoren bemühen sich über weite Teile ihres Buches nachzuweisen, daß bzw. warum . . . - wie sie meinen "herrschende" - behaviorale Subjektmodell abgelöst werden muß. Die Frage der Realisierungsmöglichkeiten/-probleme epistemologischer Forschungsansätze bleibt weitgehend offen, die Aussagen hierzu sind, wie GROEBEN & SCHEELE selbst zugeben (1977, 25), recht abstrakt und eher programmatisch. So sehen sie in der Verbindung von konsenstheoretischem Wahrheitskriterium und empirischem Beobachtungskriterium die Möglichkeit, die

"...hermeneutische und empirische Tradition in der Psychologie zu vereinen und damit einen immer wieder aufflammenden Methodenstreit...vorläufig zu beenden." (a.a.O., 32)

Dabei ist in der Bedeutungsgewichtung der beiden Forschungsphasen das Beobachtungskriterium der konsenstheoretischen Rekonstruktion naiver Theorien zwar nach-, aber dennoch übergeordnet (a.a.O., 58).

Ausgehend von der Annahme der (potentiellen) Strukturparallelität zwischen subjektiven und wissenschaftlichen Theorien wird auf inhaltlicher Ebene ein Austausch zwischen dem reflexiven Subjekt und dem Forscher angestrebt. Dies hat nicht nur für die Forschungsmethode (s.o.) weitreichende Konsequenzen, auch wissenschaftliche Aussagesysteme und Wissenschaftskriterien sind davon mitbetroffen: wenn

Menschen sich wie Wissenschaftler verhalten, also Hypothesen generieren und diese anhand der Realität überprüfen, so besteht zumindest potentiell die Möglichkeit, daß es subjektive Theorien von solcher Rationalität gibt, daß sie als wissenschaftliche Theorien anerkannt werden können, d.h. also, daß Wissenschaftler vom Laien lernen können. Dies mag z.B. in solchen Bereichen möglich sein, wo wissenschaftliche Theorien noch wenig ausgearbeitet oder untereinander konkurrierend sind, wo also subjektive Theorien als Heuristik für objektive eingesetzt werden können (vgl. SCHEELE u.a. 1980).

Einen weiteren Vorteil dieses Austauschs zwischen subjektiven und wissenschaftlichen Theorien sehen GROEBEN & SCHEELE (1977) in einer Neuformulierung des Einfachheitskriteriums wissenschaftlicher Aussagesysteme (vgl. SCHNEEWIND 1977). Die empirische Überprüfung theoretischer Annahmen führt in der traditionellen Psychologie häufig zu einem immer komplexeren Hypothesengebäude bzw. der Einführung einer immer größer werdenden Zahl von Moderatorvariablen (1.1.). Dies ist zwar einerseits notwendig, um den Realitätsgehalt der Hypothesen zu erhöhen, führt aber letztendlich zu einer immer spezifischeren Beschreibung einzelner Verhaltens-Situations-Einheiten (vgl. MISCHEL 1973, 257). Das bedeutet wiederum eine immer größere Entfernung vom Einfachheitskriterium, die Hypothesen verlieren an Aussagekraft und vor allem praktischer Verwertbarkeit. Der gegenseitige Nutzen wissenschaftlicher und subjektiver Theorien besteht dann hier darin, daß die Gegenstandskomplexität durch Akzeptierung subjektiver Theorien/Erklärungen als objektive reduziert wird. Unter der Voraussetzung der Metanorm "Sollen impliziert Können", d.h. der Möglichkeit des Alltagstheoretikers, den Austausch auch (nach)vollziehen zu können, sollen die subjektiven Theorien den objektiven angeglichen werden:

"Es ist also zu prüfen, wieviel Dimensionen z.B. subjektive, naive Theorien maximal aufweisen - und dieser Umfang ist unter dem Aspekt des Austausches von wissenschaftlichen und naiven Theorien zusammen mit der Grundlage des 'Sollen impliziert Können' dann auch die eindeutige, quantitativ prä-

zise Grenze für die Komplexität und Differenziertheit wissenschaftlicher Theorien." (a.a.O., 108)

wobei im Hinblick auf die anzustrebende Steigerung der Rationalität in der Alltagswelt (der Möglichkeit des Alltags-
theoretikers, vom Wissenschaftler zu lernen)

"...das Können' die zu berücksichtigende Beschränkungen menschlicher Rationalität (repräsentiert), das 'Sollen' anzustrebenden und über die Wissenschaft konstruktiv zu realisierenden Rationalitätsziele." (a.a.O., 109)

Einen weiteren Nutzen ihres Modells einer "Psychologie der Reflexivität" sehen GROEBEN & SCHEELE in der Anwendung, vor allem im Bereich der pädagogisch-psychologischen Beratung. Hier wird auf der Basis des Austauschs von wissenschaftlicher und naiver Theorie auf die Maximierung der kognitiven Bewegungsfreiheit und Autonomie des Individuums abgezielt (a.a.O., 176), wobei die Form des Diskurses als kritisch-argumentativer konstituiert wird: die gegenseitige rationale Überprüfung/Kritik eigener Behauptungen und/oder Wertvorstellungen als Mittel zur Steigerung der Rationalität von Ziel-Mittel-Legitimationen pädagogischen Handelns. Dies impliziert zunächst die Übertragung der in der Forschung angestrebten Symmetrie bzw. Gleichberechtigung in der Beziehung Wissenschaftler - Versuchspartner auch auf den praktischen Bereich und hilft so die leider hier häufig bestehende Situation des "vertikalen Informationsflusses" zu beenden, bei der pädagogisch-psychologische Beratung als "Fluß der Information von den wissenden Wissenschaftlern hinunter zu den unwissenden Praktikern angesehen" wird (a.a.O., 135). Dabei bleibt aber diese Gleichberechtigung insofern nur angestrebt und nie praktisch voll erreichbar, als die Autoren zwei Einschränkungen auf methodischer und inhaltlicher Ebene hervorheben: (a) die Kompetenz/Entscheidungsbefugnis in Bezug auf methodische Fragen liegt beim Wissenschaftler und (b) es wird die "inhaltliche Überlegenheit wissenschaftlicher gegenüber subjektiven Theorieausagen unterstellt" (WEINERT 1977, 16). Dies ist notwendig (a) um das Falsifikationskriterium aufrecht erhalten zu können und (b) weil - nicht zuletzt aufgrund der häufig

feststellbaren Mängel naiver Theorien, z.B. in Bezug auf Präzision, Widerspruchsfreiheit usw. - es die Aufgabe der Wissenschaft ist, über das Alltagswissen hinaus zu fragen, es nicht bloß zu reproduzieren (GROEBEN & SCHEELE 1977, 139; vgl. auch GROEBEN & WESTMEYER 1975, 167). Über eine so angestrebte Erweiterung und Differenzierung subjektiver Theorien hinaus wird aber auch - und das ist neu - eine Rückwirkung der naiven Theorien auf wissenschaftliche Aussagen erwartet, wenn Wissenschaftler auf der Grundlage der Normkritik und -begründung die Gewinnung, Verbreitung und Verwertung von Forschungsergebnissen offen zur Diskussion stellen und damit kritisierbar machen. Dies setzt aber eben notwendigerweise die Überwindung des "Wertfreiheitspostulats" voraus: jeder der in einem solchen Diskurs Beteiligten soll "möglichst gleichberechtigt seine Wertungen, Interessen, Bedürfnisse in die Argumentation ein(bringen)" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 150) und zur Geltungsüberprüfung freistellen - womit die kritische Funktion einer epistemologischen Psychologie umrissen ist.

3.3. Zur Kritik des Ansatzes

Die Frage, ob in der Psychologie ein Paradigmawechsel vom behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell vollzogen werden muß/sollte bzw. die viel grundsätzlichere Frage, ob der Begriff des Paradigmas im Sinne KUHNs (1973) überhaupt auf die Sozialwissenschaften und damit auch die Psychologie anwendbar ist, bleibt in der Literatur umstritten (vgl. PALERMO 1971; ELMS 1975; PETERSON 1981). Das liegt, wie immer wieder betont wird, auch an der Tatsache, daß der Paradigmbegriff bei KUHN selbst uneinheitlich verwendet wird (HERRMANN 1976, 24); die dadurch entstehende Unterschiedlichkeit - und manchmal auch Beliebigkeit - in der Verwendung und Interpretation dieses Terminus schlägt sich dann auch deutlich bei der Diskussion nieder. WESTMEYER bemerkt dazu

"Wie so oft, wenn sich Psychologen einer Sache annahmen, resultieren so viele verschiedene Interpretationen, wie es Psychologen gibt, die eine Interpretation versuchen (116)... Die Wissenschaftstheorie ist, so scheint es, zu einem Warenhaus verkommen, in dem sich jeder nach Belieben nimmt, was ihm zur Unterstützung seiner eigenen Position brauchbar erscheint (125)...In der Psychologie hat man sich durch mißverständliche, mißverstandene oder einfach unzutreffende wissenschaftstheoretische Vorstellungen in eine Konkurrenzsituation hineintreiben lassen, die nur noch ein Entweder-Oder kennt. Ich glaube, die unterstellte Konkurrenzsituation ist in den meisten Fällen nur eingebildet und nicht real, die aus ihr resultierenden Streitigkeiten weitgehend ohne tragfähige Basis." (1981, 126; hier auch weiterführende Literatur zu dieser Kontroverse).

In letzter Zeit gibt es allerdings erste Anzeichen für das Ende der Polarisierung dieser Standpunkte, gerade auch im Hinblick auf die von GROEBEN & SCHEELE (1977) propagierte Wende vom behavioralen (umweltkontrollierten) zum epistemologischen (umweltkontrollierenden) Subjektmodell. In der Diskussion zwischen HERRMANN (1979b,c) und GROEBEN (1979) wird deutlich, daß der Behaviorismus nicht pauschal als in sich widersprüchlich abgelehnt werden kann (weil er das Erkenntnissubjekt, den Forscher, zwar als aktiv planend konstituiert, das Erkenntnisobjekt jedoch als hochgradig von der Umwelt abhängiges und kontrolliertes Individuum betrachtet), sondern beide Subjektmodelle haben ihren bestimmten Geltungsbereich und man sollte bei der Wahl eines dieser Modelle problemorientiert vorgehen: es gibt Problemstellungen in der Forschung, in denen "ein nicht-reflexives Subjektmodell empirisch adäquater ist" (GROEBEN 1979, 270), bei denen man im Einzelfall begründet davon absehen kann, daß Menschen auch aktiv-realisierende Erkenntnissubjekte sind. Ich meine, daß es hier wohl eher eine Frage der Nützlichkeit als eine Frage der "Moral" (a.a.O., 272) ist, ob man sich für ein selbstbezogenes oder ein nicht-selbstbezogenes Objektmodell entscheidet. Damit wird ein wesentlicher Gesichtspunkt wieder aufgegriffen, den bereits KELLY (1955) für seinen theoretischen Ansatz formuliert hat: daß es für jedes Modell einen "Bereich der Brauchbarkeit" und einen "Schwerpunkt der Brauchbarkeit" gibt, ein Modell also nicht für alle Problemstellungen sich als gleich nützlich

lich erweisen kann.

Unabhängig von der Paradigmadiskussion erscheint mir bei GROEBEN & SCHEELEs Ansatz auf wissenschaftstheoretischer Ebene wichtig, daß sie auf die Notwendigkeit hinweisen, die Entscheidung für ein Modell explizit zu machen und zu begründen (zu rechtfertigen) und auf methodologischer Ebene die - bisher zumindest vernachlässigte - Reflexivität der Versuchspartner zum zentralen Thema machen.

Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Diskussion bis heute weitgehend nur im (meta)theoretischen Bereich geblieben ist, die Schwierigkeiten und die Effektivität eines solchen Ansatzes bei der empirischen Umsetzung und Auswertung sind noch ungeklärt, damit aber auch der forschungspraktische Nutzen und die Brauchbarkeit des Ansatzes überhaupt.

SCHEELE & GROEBEN (1979) und SCHEELE u.a. (1980) haben eine erste empirische Überprüfung erprobt: für die Ermittlung subjektiver Theorien über Ironie kombinierten sie in der ersten Phase des Versuchs ein auf Metaebene "weiches" Vorgehen (Explizierung der Inhalte und Ziele des methodischen Vorgehens) mit einer "harten" Methodik (dem Versuchspartner werden z.B. sogenannte "Störfragen" gestellt, die ihn dazu zwingen sollen, die eigenen Thesen "im Licht konkurrierender Alternativen zu betrachten, sie bewußt festzuhalten, zu erweitern oder einzugrenzen." (SCHEELE & GROEBEN 1979, 7). Die Explikation der Struktur der so ermittelten subjektiven Theorien erfolgte in einer zweiten Phase mit Hilfe der Struktur-lege-Technik (s.S.138f).

Fraglich und erst über eine empirische Überprüfung abzuklären bleibt auch, ob die Konzentration auf die reflexive/rationale Dimension des Individuums innerhalb des epistemologischen Subjektmodells nicht auch wieder eine Reduktion beinhaltet. Die Position von GROEBEN & SCHEELE (1977) ist hier etwas vage und unpräzise: auf der einen Seite betonen sie mehrfach, daß eine kognitive Orientierung für das epistemologische Subjektmodell notwendig ist (a.a.O., 28 f; 177) - ohne daß aber so recht deutlich wird, was alles (noch) als "kognitiv" zu bezeichnen ist - auf der anderen Seite schränken sie selbst ein, daß die Erforschung reflexiver Kognitionssysteme

"...zur Feststellung einer Fülle von nicht-rationalen (oder nicht vollständig rationalen) Manifestationen von Reflexivität führen wird. Dabei sind nicht unbedingt alle diese Manifestationen zu kritisieren: selbstverständlich kann man an das subjektive Kognitionssystem eines Individuums hinsichtlich der Validität seiner Reflexionen nur solche Ansprüche stellen, die auf der Grundlage des dem Individuum zur Verfügung stehenden bzw. möglichen Wissens sinnvoll sind (die also die Metanorm 'Sollen impliziert Können' nicht verletzt...) (a.a.O., 69; vgl. auch GROEBEN 1979, 270).

Ich halte es für problematisch, sich hier auf den Standpunkt zu stellen, Ziel einer epistemologischen Psychologie sei es eben vor allem, eine Steigerung der Alltagsrationalität zu bewirken - unter der Prämisse, daß "kognitive Einsicht im Normalfall (des rationalen Subjekts) zu entsprechenden Handlungen befähigt" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 181). Damit wird nicht nur ein wichtiger Teilbereich subjektiver Theorien (die Dynamik der nicht-kognitiven/emotionalen Komponenten) von vornherein ausgeblendet, es fehlt auch jeder Hinweis auf den praktischen Umgang mit diesen für den Fall einer (sicher zu erwartenden) Thematisierung von Seiten des Individuums: das dann zu ignorieren und sich so schnell wie möglich wieder auf die "rationalen" Anteile zurückzuziehen - das muß für jeden Psychologen, besonders im Hinblick auf seine Tätigkeit in Beratungssituationen, zumindest fragwürdig klingen und hat GROEBEN & SCHEELE dann auch schon von Seiten der Praktiker den Vorwurf "einer - wissenschaftlich wie therapeutisch - kurzsichtigen Kopflastigkeit" eingebracht (PAULS 1980, 51).

Abgesehen von diesen inhaltlichen Aspekten birgt das methodische Vorgehen, das SCHEELE & GROEBEN (1979) vorschlagen, auch eine ganze Reihe von praktischen Schwierigkeiten. So müssen die Versuchspartner in der Lage sein, innerhalb einer vergleichsweise kurzen Zeitspanne im Dialog mit dem Forscher möglichst umfassend alle wesentlichen Bestandteile ihrer subjektiven Theorien nicht nur zu aktualisieren und zu verbalisieren, sondern auch noch mit den Annahmen wissenschaftlicher Theorien zu vergleichen und diese falls nötig präzise voneinander abzugrenzen. Die Aufgaben - und die Verantwor-

tung - des Forschers in dieser Situation sind noch umfassender und lassen wohl mit Recht die Frage entstehen, ob das nicht zu einer Überforderung für den Wissenschaftler führt:

"Jemand, der die phänomenal wichtigen Dimensionen herausarbeiten will, muß außer über genügend Zeit, auch über folgende Fähigkeiten verfügen: eine angstfreie Atmosphäre schaffen können, verbalisieren und zusammenfassen können, jemanden konfrontieren können, ohne ihn vor den Kopf zu stoßen, einen Sachverhalt kurz und verständlich darstellen können. Alles Voraussetzungen, die im Psychologiestudium bisher nur selten vermittelt werden. Darüberhinaus ist ein bisher ungewohntes Maß an Flexibilität und ad hoc Entscheidungen notwendig, um die so unterschiedlich verlaufenden Rekonstruktionen vom Erleben der Vpn her vergleichbar zu halten."
(KEBECK 1981, 90)

Zusammenfassung: Im Rahmen des epistemologischen Subjektmodells wird die (potentielle) Strukturparallelität zwischen subjektiven Alltagstheorien und wissenschaftlichen Theoriekonzeptionen angenommen. Diese Konstituierung des Menschenals-Wissenschaftler hat forschungspraktisch vor allem inhaltliche und methodische Konsequenzen: die Erforschung der Inhalte und Strukturen subjektiver Theorien und deren Nutzen für wissenschaftliche Theorien ist eines der Hauptziele der epistemologischen Psychologie. Dies erfordert Methoden, die dem Individuum einen größtmöglichen Freiraum gewähren und gleichzeitig Raum lassen für (gegenseitige) rationale Kritik. Die angestrebte symmetrische Beziehung zwischen Forscher und Versuchspartner soll in einem Diskursmodell verwirklicht werden, indem über die Explizierung und Rechtfertigung von Werten und Normen und damit der Möglichkeit für deren potentielle Kritik eine Steigerung der (Alltags)Rationalität angestrebt wird, aber auch eine Rückwirkung auf die Struktur wissenschaftlicher Aussagesysteme erwartet wird. Die Adäquatheit der Rekonstruktionsbemühungen des Forschers bei der Ermittlung subjektiver Theorien wird vom Versuchspartner über das konsenstheoretische Wahrheitskriterium entschieden, die externe kontrollierte Beobachtung soll anschließend die Realitätsadäquanz solcher Theorien im

Sinblick auf die Erklärung von Verhalten überprüfen.

... nur der rationalen Manifestationen von Reflexivität und die Konzentration auf diese nicht eine Reduktion (... astigkeit) und Unterschätzung der Dynamik und Bedeutung der nicht-rationalen Dimensionen für das menschliche Verhalten/Erleben bedeutet, muß genau wie die Frage des praktischen Nutzens und der Brauchbarkeit dieses Ansatzes noch empirisch geklärt werden. Ebenso offen ist das Problem einer möglichen Überforderung von Forscher und Versuchspartner aufgrund der Anforderungen, die dieses Modell an sie stellt.

	phänomenologische Orientierung	epistemologisches Subjektmodell
Begründungs- zusammenhang	Reaktion auf Reduktion naturw. Methoden → Notwendigkeit der Einbez. subjekt. Phänomene	Reaktion auf "Anomalien" des behavior. Paradigmas → Annahme der (pot.) Strukturparallelität zwischen subjekt. u. wissenschaftl. Theorien
Untersuchungs- gebiet	kein spezielles Untersuchungsgebiet, sondern eine charakt. Denkweise/Forschungsstil	Erforschung subjekt. Theorien u. deren pot. Nutzen für wissenschaftl. Theorien
Ausgangs- punkt	Betonung d. wechselseitigen Beeinflussung Person - Umwelt; Forderung nach komplementären Meth.: vermittelnde Funktion	Beeinflussung der Umwelt durch das Subj. (Kontrolle); Forderung nach alternativen Meth.: These vom Paradigmenwechsel
Methode	Strukturanalyse von Sit.; Berücksichtigung nicht-kogn./nicht-rat. Elemente; Gleichstellung Vp-VI → symmetr. Bez.; keine konkrete Angabe meth. Verfahren	Strukturanalyse subj. Theorien; kognitiv Orient.; Gleichstellung Vp-VI → symmetr. Bez.; Kombination hermeneutischer und empirischer Verfahren; Diskurs-Modell u. ext., kontrollierte Beobachtung
Ziel	Analyse der in ihrer Intentionalität charakt. Person-Umwelt-Bez. → Beschreiben Aufdeckung impliziter Annahm./Wertvorstellungen eigener u. anderer theoret. Positionen durch den Forscher	Steigerung der (Alltags-)Rationalität; Redukt. d. Gegenstandscomplexität theoret. Annahm. durch Akzeptieren subjekt. Theorien als objektive → Verändern Begründ./Rechtfert. von Normen u. Wertvorst. → gegens. rationale Kritik von Forscher u. Indiv.: Überwindung d. Wertteilungs-postulats

4. DITTER KONZEPtualISIERUNGSVERSUCH: VORÜBERLEGUNGEN FÜR EINE EMPIRISCHE METHODE IM RAHMEN EINES PHÄNOMENOLOGISCH- IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES

Ziel dieses Kapitels ist es, auf der Grundlage der konstruktiven Elemente der beiden vorherigen Konzeptualisierungsversuche und auf dem Hintergrund einer theoretischen Strukturierung die wissenschaftstheoretische und methodologische Basis für einen empirischen Ansatz zur Erfassung subjektiver Phänomene zu entwickeln und zu begründen. Dabei geht es mir zunächst darum, über einen Vergleich zwischen der phänomenologischen Orientierung und der epistemologischen Psychologie deren unterschiedliche Schwerpunkte darzustellen und die für mich bei meiner Fragestellung relevanten Bestandteile jeweils herauszuarbeiten. Während beide Ansätze mehr den wissenschaftstheoretischen und methodologischen Rahmen bilden, liefert die "Theorie der personalen Konstrukte" (TPK) von KELLY (1955) den theoretischen Hintergrund für meine Arbeit. Ich werde hier nicht den gesamten Ansatz darstellen können, die Aufarbeitung erfolgt wiederum schwerpunktmäßig und im Hinblick auf meine Fragestellung.

4.1. Zum Vergleich phänomenologische Orientierung und epistemologisches Subjektmodell: Chancen und Grenzen zweier Konzeptionen

Bei einem Vergleich der beiden Ansätze (vgl. Abb. 1) fallen vor allem der unterschiedliche Absolutheitsanspruch und die unterschiedliche Konkretisierung in der Darstellung der inhaltlichen und methodischen Überlegungen auf.

Während die phänomenologische Orientierung in der Psychologie

als Reaktion auf die Reduktion naturwissenschaftlicher Methoden und über die Begründung des ihr als Sozialwissenschaft eigenen anderen Erfahrungsgegenstandes für die Notwendigkeit der Einbeziehung subjektiver Phänomene in die Forschung plädiert, dies aber nicht bezogen auf ein spezielles Untersuchungsgebiet tut, es vielmehr allgemein als eine charakteristische Denk- und Forschungsweise beschreibt, die sie als komplementär zu anderen Methoden betrachtet (also eine vermittelnde Stellung einnimmt), bezieht das epistemologische Subjektmodell sehr viel konkreter und konfrontativer Stellung. Demnach muß das herkömmliche "herrschende" Paradigma des Behaviorismus aufgrund der ihm inhärenten Widersprüche (vor allem in Bezug auf das ihm zugrundeliegende Menschenbild) durch ein neues, diese Widersprüche lösendes Paradigma ersetzt werden; die Hypothese, daß alle Menschen sich wie Wissenschaftler verhalten, führt zu der Annahme der (potentiellen) Strukturparallelität zwischen solchen subjektiven und wissenschaftlichen Theorien und beschreibt damit auch die zentrale Aufgabe dieses neuen epistemologischen Paradigmas: die Erforschung subjektiver Theorien und deren potentiellen Nutzens für wissenschaftliche Theorien.

Auch wenn die sehr viel vagere Formulierung der Aufgaben und Funktionen einer phänomenologischen Psychologie vieles offen läßt, halte ich diesen Ansatz gerade hier für nützlicher: die sachliche Begründung ihres Standpunktes und das Bemühen, brauchbare Aspekte reduktionistischer Verfahren zu würdigen, deren Nachteile aber konstruktiv durch die Entwicklung komplementärer methodischer Ansätze - zumindest programmatisch - zu überwinden, halte ich für sinnvoller als die Schwarz-Weiß-Argumentation GROEBEN & SCHEELES (1977). Deren Versuch, den Behaviorismus pauschal zu verurteilen und ihr Modell im voraus und ohne praktische Erprobung - sozusagen als die Lösung aller methodologischen Probleme - diesem Ansatz als "diametral entgegengesetzt" (a.a., 100) gegenüberstellen zu wollen, ist zwar in Anbetracht ihres Vorhabens einer "Revolutionierung" der Psychologie verständlich, führt aber

leider zu einer einseitigen Argumentation, die sich dann bei näherem Betrachten auch als fragwürdig herausstellt. Ich möchte dies an einem Beispiel verdeutlichen.

Die phänomenologische Orientierung beschreibt Verhalten und Erleben von Individuen als Folge einer komplizierten wechselseitigen Beeinflussung von Person und Umwelt, des Zusammenhangs zwischen subjektiver Wahrnehmung und äußeren Gegebenheiten. GROEBEN & SCHEELE (1977) dagegen - in ihrem Bemühen, sich vom behavioristischen Konzept abzusetzen - beschreiben hier lediglich die Subjektseite: die Umwelt kontrolliert nicht uns, sondern das aktiv planende und handelnde Subjekt kontrolliert die Umwelt. Daß dieser Standpunkt eine sehr verkürzte Darstellung und letztlich auch gar keinen Kontrast zum Verständnis des Begriffs "Kontrolle" im behavioristischen Sinn beinhaltet, wird deutlich, wenn man GROEBEN & SCHEELES Argumentation konsequent weiterdenkt:

"Nun muß man wissen, daß etwa Skinner andere Personen als zentralen Bestandteil der Umwelt einer Person betrachtet. Wenn diese Person nun einseitig die Umwelt kontrolliert, heißt das, daß sie andere Personen kontrolliert, zu deren Umwelt sie ihrerseits gehört. Diese Personen werden also offenbar durch ihre Umwelt kontrolliert. Die Existenz einer derartigen Kontrolle im behavioristischen Sinne wird aber gerade verneint. Schon stecken wir in Widersprüchen." (WESTMEYER 1981, 120)

Es ist (leider) wie üblich: die vereinfachende Darstellung schafft zwar klarere Fronten und Feindbilder, der Realität angemessener aber bleibt die komplexere Sichtweise. Und die wird hier eindeutig von der phänomenologischen Orientierung vertreten. Dies hat dann auch Konsequenzen für die methodische Vorgehensweise: sich nur auf kognitive/rationale Dimensionen bei der Inhalts-/Strukturanalyse subjektiver Theorien zu beschränken, kann leicht zu einer reduktionistischen Vereinfachung führen; die phänomenologische Orientierung tritt deshalb auch für die Berücksichtigung nicht-kognitiver bzw. nicht-rationaler Elemente wie Träume, Emotionen ein - soweit diese Bedeutung für die subjektive Wahrnehmung und das Verhalten haben. Ob das Verständnis subjektiver Phänomene jedoch nur aus der Strukturanalyse konkreter Einzelsituationen heraus möglich ist, wie es die Phänomenologen

behaupten, oder ob nicht auch allgemeinere und abstraktere Äußerungen von Individuen (z.B. Vergleiche über Situationen und den hier gemachten Erfahrungen hinweg) hierzu beitragen und damit über das Verständnis einzelner Erlebens- oder Verhaltenssequenzen hinaus die Rekonstruktion subjektiver Theorien ermöglichen, bleibt empirisch abzuklären.

Meine Einschätzung im Vergleich der beiden Ansätze ändert sich in Bezug auf den empirischen Ansatz. Zwar gehen beide Richtungen von der Gleichstellung/-berechtigung von Forscher und Versuchspartner aus - die phänomenologische Orientierung allerdings mehr implizit - aber nur das epistemologische Subjektmodell bemüht sich über eine Kritik herkömmlicher Methoden hinaus nicht nur eine Basis für alternative Vorgehensweisen zu schaffen, sondern auch konkrete Ansätze zu entwickeln: das Diskurs-Modell und die Einführung eines dialog-konsens-theoretischen Wahrheitskriteriums in Verbindung mit empirischen Verfahren (systematische externe Beobachtung) stellen sinnvolle Möglichkeiten empirischer Methoden dar, deren Effektivität allerdings noch abzuklären bleibt. Dies ist sicher auch eine Frage des Untersuchungsgegenstandes und -zwecks. Wenn man, wie ich im Rahmen dieser Arbeit, versucht, eine solche Methode heuristisch einzusetzen, so tritt der Aspekt der Veränderung, auf den GROEBEN & SCHEELE abzielen, zunächst in den Hintergrund. Mir geht es hier vor allem darum, eine Beschreibung subjektiver Phänomene (als Heuristik für eine objektive Theorie) vorzunehmen. Aber auch und gerade dann halte ich die Forderung der epistemologischen Psychologie für notwendig und begründet, über die Aufdeckung impliziter Annahmen/Wertvorstellungen eigener und anderer theoretischer Positionen hinaus diese explizit zu machen und zu begründen. Nicht nur weil dies eine Realisierung der Versuchsleiter-Versuchspartner-Symmetrie ist (der Versuchspartner wird in keiner Form getäuscht oder über den Sinn der Untersuchung im Unklaren gelassen), sondern weil nur so die Möglichkeit gegenseitiger Kritik von vornherein gewährleistet ist: es ist hier nicht mein Ziel "das Vorfindbare möglichst vorurteilslos zu beschreiben"

(HERRMANN 1961, 523), sondern meine (Vor-)Urteile und die anderer Theoretiker im Dialog mit dem Versuchspartner zu überprüfen, zur Kritik zu stellen.

4.2. Theoretischer Hintergrund eines phänomenologisch- idiographischen Ansatzes: die Theorie der personalen Konstrukte von G.A. KELLY

Bereits im letzten Kapitel habe ich an einigen Stellen auf G.A. KELLY hingewiesen; GROEBEN & SCHEELE (1977) beziehen sich bei der Beschreibung ihres epistemologischen Subjektmodells mehrfach auf KELLYs Ansatz. Tatsächlich hat KELLY schon lange vor der Entwicklung der Attributionstheorie und anderer kognitiver Ansätze die Analogie des "Menschen-als-Wissenschaftler" aufgestellt und unter dieser Perspektive ein umfassendes theoretisches System entwickelt (1955, 1970). Ich kann und möchte in dieser Arbeit nicht den ganzen Ansatz darstellen, es geht mir vielmehr auf einer Metaebene um die Frage, welchen Stellenwert die Theorie der personalen Konstrukte (TPK) im Rahmen eines phänomenologisch-idiographischen Ansatzes haben kann, wo die TPK einzuordnen ist und welche Schwierigkeiten und Möglichkeiten sich bei ihrer Verwendung ergeben. Ich werde deshalb nur kurz und soweit wie hierfür nötig auf inhaltliche Aspekte der Theorie eingehen.

Für einen genaueren Überblick möchte ich von den zahlreichen (Kurz-)Darstellungen der TPK vor allem auf HJELLE & ZIEGLER (1976) und PERVIN (1981) hinweisen, die sich bemühen, nicht nur das Grundgerüst der Theorie (Basispostulat und elf Korollarien) aufzuzählen, sondern in einer geschlossenen Herangehensweise die wesentlichen Intentionen und Vorstellungen KELLYs zu erläutern. Einen wie ich finde ungewöhnlichen und schon deshalb lesenswerten Versuch macht RYCHLAK (1973): er versucht über eine einfache Darstellung hinaus, KELLYs Ansatz wissenschafts- und philosophiegeschichtlich einzuordnen und mit anderen Ansätzen zu vergleichen. Deutsche Einführungen bzw. Auseinandersetzungen mit KELLY finden sich bei SADER (1980) und LOHAUS & WORTHMANN (1980); einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand und den Einfluß der Theorie auch auf nichtpsychologische Bereiche gibt ADAMS-WEBBER (1979, Kap. 8), über die Verwendung der TPK im therapeutischen Bereich informieren BANNISTER & FRANSELLA (1981). 1976 beschäftigte

sich das "Nebraska Symposium on Motivation" ausschließlich mit den neuesten Entwicklungen der TPK, hier finden sich interessante Beiträge zu einigen Spezialthemen (COLE & LANDFIELD 1977).

4.2.1. Über die Schwierigkeiten einer Klassifikation der Theorie der personalen Konstrukte

Als KELLYs grundlegendes Buch "Die Psychologie der personalen Konstrukte" 1955 erschien, wurde es von den Kritikern überwiegend positiv aufgenommen. BRUNER (1956) hielt es damals für den größten einzelnen Beitrag zur Theorie der Persönlichkeit des vergangenen Jahrzehnts. Auch in der Folge wird die TPK zumindest von den KELLY-Anhängern sehr enthusiastisch dargestellt und beurteilt (vgl. BANNISTER 1970), aus einigem Abstand wird immerhin noch der von KELLY entwickelte Rep-Test lobend erwähnt (KLEIN u.a. 1967, 513 f.; WIGGINS 1968, 329 f.). Aber eine grundsätzliche und kritische Auseinandersetzung mit KELLYs Ideen - die womöglich noch über eine rein theoretische Reflexion hinausginge - findet sich bis heute nicht (mit Ausnahme von BONARIUS 1980). Meist dient der Verweis auf KELLY nur indirekt als Rechtfertigung für eigene kritische Bemerkungen im Hinblick auf herkömmliche Methoden und Ansätze in der Psychologie, etwa in dem Sinn "schon KELLY hat 1955 darauf hingewiesen..." - so z.B. ganz deutlich bei GROEBEN & SCHEELE (1977), die sich selbst an keiner Stelle bemühen, KELLYs Ansatz wirklich kritisch inhaltlich und auf seine Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Oder die Rezeption des Ansatzes beschränkt sich auf die Verwendung des Rep-Tests (s. 4.2.2.), wobei der eigentliche Denkansatz von KELLY häufig unberücksichtigt bleibt (vgl. BONARIUS 1965).

Die Unsicherheit, die allgemein herrscht, wenn es darum geht, KELLY und sein theoretisches System innerhalb der Psychologie einzuordnen, mag als Symptom für die generelle Unsicherheit dienen, die seine Überlegungen und Forderungen bei den Psychologen ausgelöst haben: THOMAE, der deutlich auf die

methodische und inhaltliche Verschiedenartigkeit zwischen Phänomenologie und geisteswissenschaftlicher, verstehender Psychologie hinweist, hält KELLY mal für den Vertreter dieser (THOMAE & FEGGER 1972, 87), mal für einen Nachfolger jener Richtung (THOMAE 1977, 85); ARGYLE & LITTLE (1972) zählen KELLY zu den Vertretern des Interaktions-Ansatzes, MADDI (1968, 111) hält ihn gar für einen "reinen" Vertreter der kognitiven Dissonanz-Theorie. Einig ist man sich eigentlich nur darin, daß es sich um einen sehr stark kognitiv orientierten Ansatz handelt (ANGLEITNER 1980, 122).

KELLY steht jeden Versuchen einer solchen Klassifikation distanziert und eher sarkastisch gegenüber (1970), er selbst äußert sich in eigenen Stellungnahmen sehr schwammig:

"Was wir vorschlagen ist weder eine konventionelle Philosophie noch eine konventionelle Psychologie. Als Philosophie wurzelt unser Ansatz in der psychologischen Beobachtung des Menschen. Als Psychologie beschäftigt er sich mit den philosophischen Anschauungen des Individuums. Innerhalb dieses Rahmens schlagen wir vor, eine begrenzte psychologische Theorie zu erstellen." (1955, 16)

An anderer Stellen wehrt er sich entschieden dagegen, daß er einen "nur" kognitiven Ansatz entwickelt habe (1955, 130; 1958b, 63) und betont immer wieder, daß er das Verhalten des Menschen für den zentralen Untersuchungsgegenstand in der Psychologie halte (1955, 94; 1970b, 260) - gleichwohl entwickelte er mit dem Rep-Test ein ausschließlich kognitiv orientiertes Meßinstrument. Schließlich macht er sogar deutlich, daß ihn die angewandte Psychologie generell nicht interessiert, er den Schwerpunkt der Brauchbarkeit für seine Theorie im Bereich der klinischen Psychologie sehe: aus seiner Tätigkeit als Therapeut heraus entwickelte er die Psychologie der personalen Konstrukte (1955, 12 u. 23; 1964, 114).

So wohlthuend die Distanziertheit KELLYs an vielen Punkten gerade im Vergleich zu "Verfechtern" anderer theoretischer Ansätze auch erscheinen mag - wenn er z.B. sein System als seine Konstruktion der Realität und von daher nur als vorläufig und möglicherweise beschränkt brauchbar einschätzt (1970; vgl. auch SHOTTER 1970, 250) - so haben doch wohl

gerade die sehr vage formulierten Aussagen es häufig erschwert, seine Theorie empirisch zu überprüfen und dazu geführt, daß KELLY - wie SECHREST es einmal beschrieb (1977, 208) - zum "projektiven Test" wurde, d.h. jeder sich mehr oder weniger beliebig aus seinem Ansatz das herauspflückte, was ihm zur Unterstützung der eigenen Position dienlich erschien. Ich bin mir darüber klar, daß ich mich hier nicht anders verhalte: ich möchte jedoch versuchen, das zu begründen. Ich sehe eine große Diskrepanz zwischen dem (theoretisch) radikalen Subjektivismus KELLYs und dessen Operationalisierungsversuch: der Rep-Test steht in vielen Punkten im Widerspruch zur Theorie der personalen Konstrukte; obwohl KELLY noch andere methodische Ansätze vorschlug (Fixed-Role-Therapy; Selbstcharakterisierung; direkte Befragung) ist gerade der Rep-Test das einzige Instrument, das sich wirklich durchsetzen konnte und das in der Folge mit ungebrochenem Optimismus und weitgehend ohne kritische Reflexion verwendet wurde: fast alle Untersuchungen, die im Zusammenhang mit KELLY stehen, verwenden in irgendeiner Form dieses Instrument (vgl. BONARIUS 1965). Die zentralen theoretischen Aussagen KELLYs wurden dadurch weitgehend ignoriert und gerade die sind es, die mich in dieser Arbeit interessieren. Bevor ich weiter auf die Kritik an diesem Ansatz eingehe - die Kluft zwischen theoretischen Forderungen und praktischer Umsetzung (4.2.3.) - möchte ich deshalb zunächst die wichtigsten Inhalte der Theorie kurz darstellen.

4.2.2. Die wichtigsten Aspekte und Funktionen der Theorie der personalen Konstrukte

Ausgangspunkt und philosophischer Grundgedanke der Theorie KELLYs ist der "konstruktive Alternativismus": die Erkenntnis, daß es keine absolute, objektive Wahrheit gibt, daß unsere Wahrnehmung und unser Verhalten die Konsequenz einer Interpretation (unserer Konstruktion) der Realität ist, die sich jederzeit wieder ändern, neu strukturiert werden kann und immer nur für einen bestimmten Bereich Gültigkeit hat.

Die wesentlichen Implikationen dieser Überlegung sind
(1) die Betonung der Aktivität des Menschen. Nach Ansicht KELLYs werden Menschen nicht irgendwann durch irgendwelche Reize aktiviert, sondern sind ständig in Bewegung, verändern sich ständig. Und dies geschieht nicht nur in Bezug auf Teile des Menschen, seine Kognitionen oder Emotionen, sondern betrifft seine psychischen Prozesse, betrifft ihn als Ganzes. KELLY hält den Begriff der Motivation für überflüssig, da er unterstelle, Menschen seien im Grunde passiv (1958b, 1962); unter der Voraussetzung der für ihn zentralen Annahme einer ständigen Aktivität interessiert ihn vielmehr, nach welchen Gesichtspunkten sich Menschen schließlich für eine der zahlreichen alternativen Konstruktionen entscheiden, die ihnen zur Interpretation der Realität zur Verfügung stehen: welches ihre handlungsleitenden Konstrukte sind. Seine Überzeugung, daß alle Menschen sich bei der Bewältigung der Realität aktiv und zielgerichtet verhalten, bildet die Grundlage für die Analogie des "Menschen als Wissenschaftler".

(2) die Betonung der Individualität des Menschen. KELLY geht davon aus, daß die Konstruktion von Ereignissen individuell unterschiedlich erfolgt - eine Konsequenz der Annahme, daß nicht die Realität unser Verhalten bestimmt, sondern deren subjektive Verarbeitung. Die phänomenalen Korrelate der Realität sind für uns entscheidend: real ist, was man als real konstruiert. Dies zeigt deutlich die Nähe KELLYs zur phänomenologischen Orientierung: der ausdrückliche Hinweis auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung subjektiver Phänomene ist ein zentrales Bestimmungsstück seiner theoretischen Annahmen. Gleichzeitig hat dies forschungspraktische Konsequenzen: wenn unsere Versuchspartner die Wirklichkeit grundsätzlich anders konstruieren als wir es tun, so ist es wenig ertragreich, ihnen immer wieder unsere Konstrukte und Strukturierungen vorzugeben. Erforderlich ist vielmehr, daß wir uns auf die phänomenale Welt des anderen einlassen, denn nur so besteht die Möglichkeit, seine Konstrukte verstehen und erfassen zu können, phänomenadäquat vorzugehen und damit

realitätsangemessener. An dieser Stelle wird ganz deutlich, daß KELLY aus der klinischen Psychologie kommt (hier ist ja das Verständnis der subjektiven Phänomene des Klienten Voraussetzung jeder sinnvollen therapeutischen Intervention), aber diese Annahmen haben natürlich auch Konsequenzen in anderen Teilbereichen der Psychologie, z.B. bei der Untersuchung von persönlichkeitspsychologischen Konstrukten wie Leistungsmotivation, Angst und Vertrauen.

Es ist vielleicht wichtig, hier noch zu erwähnen, daß KELLY, wie andere Phänomenologen auch, nicht bei der Beschreibung von Einzelfällen stehenbleiben will - sie sind für ihn nur unbedingt die Ausgangsbasis für den Versuch jeglicher Verallgemeinerung: idiographisches Vorgehen schließt für ihn die Verwendung nomothetischer Verfahren keineswegs aus, die Berücksichtigung subjektiver Phänomene ist aber deren notwendige Vorbedingung (1955, 84 f.).

(3) die Betonung der Reflexivität des Menschen. Laut KELLY richtet sich unsere Aktivität nicht auf Vergangenheitsbewältigung, sondern ist zukunftsorientiert (1955, 49). Wir versuchen, unser Verhalten und unsere Umwelt vorherzusagen bzw. zu kontrollieren, indem wir Ereignisse antizipieren. Die Konstrukte, die wir dabei verwenden, werden von uns ständig anhand der Realität auf ihre Adäquatheit hin überprüft und wenn nötig korrigiert; die Wahl eines Konstruktes, d.h. die Strukturierung unserer Umwelt durch uns, ist Teil eines Prozesses, in dessen Verlauf wir uns ständig bemühen, unser Konstruktsystem weiterzuentwickeln und zu konsolidieren.

Was mich an KELLY am stärksten beeindruckt hat, ist die Tatsache, daß er seine Theorie nicht nur allgemein und unpersönlich formuliert, sondern bei der Formulierung schon anwendet: er macht immer wieder deutlich, daß auch die Theorie der personalen Konstrukte zunächst nur einen Versuch darstellt, Realität zu konstruieren - inwieweit sie nützlich hierfür ist, wird erst ihre Überprüfung zeigen können (1970). Ihm ist dabei vor allem wichtig, die Wirklichkeit einmal neu und anders als bis dahin üblich zu konstruieren, dabei Unsicher-

heiten und mögliche Fehlschläge von vorneherein bewußt in Kauf zu nehmen: es besteht zumindest die Möglichkeit, auf diese Weise eine (noch) angemessenere und nützlichere Strukturierungsweise zu entdecken. Dies war nicht nur in der therapeutischen Arbeit die zentrale Strategie (in der Entwicklung der "Fixed Role" Therapie, bei der der Klient dazu veranlaßt wird, ein ganz neues Rollenverhalten auszuprobieren, um so neue "bessere" Erfahrungen mit sich und seiner Umwelt machen zu können), sondern auch die psychologische Forschung allgemein sollte sich seiner Ansicht nach einer solchen Vorgehensweise bedienen (1965). Er unterscheidet hier zwischen der üblichen Strategie des "Akkumulativen Fragmentalismus": dem Bemühen der Forscher, nach und nach einzelne Hypothesen zu verifizieren, so Mosaiksteinchen für Mosaiksteinchen zu einem Gesamtabbild der Realität zu kommen und diese Strategie nur dann zu ändern, wenn Annahmen eindeutig falsifiziert wurden - und dem "Konstruktiven Alternativismus": dem ständig neuen Versuch, alternative Lösungen für Probleme und Fragen zu entwickeln, Hypothesen zu verbessern und neu zu formulieren, um so durch eine Art "Versuch und Irrtum" zu immer wieder neuen und besseren Strukturierungen der Realität zu gelangen. "Um eine Frage zu stellen, ist es nicht notwendig, eine alte Antwort zu widerlegen" (1965, 10); es erfordert jedoch die Souveränität des Forschers, sein eigenes System immer wieder in Frage zu stellen und zu verändern, anstatt eifrig bemüht zu sein, dessen Nützlichkeit ständig aufs Neue nachweisen und verteidigen zu wollen.

4.2.3. Zur Kritik des Ansatzes: die Kluft zwischen theoretischen Forderungen und praktischer Umsetzung

Wenn KELLY von seinen Schülern überhaupt kritisiert wird, so bezieht sich diese Kritik auf vergleichsweise zweitrangige Gesichtspunkte seiner Theorie. So wird z.B. beklagt, das System KELLYs sage nichts über die Entwicklung von Konstrukten aus (PERVIN 1981): hier bemüht man sich aber in letzter

Zeit zunehmend um eine konstruktive Weiterentwicklung des Ansatzes (ADAMS-WEBBER 1970; SALMON 1970; BANNISTER & AGNEW 1977). Als weiterer Kritikpunkt wird häufig angeführt, gerade die Technik der "Fixed Role"-Therapie mit ihren hohen Anforderungen an den Klienten und seine Fähigkeit zur kognitiven und Verhaltensumstrukturierung, zeige deutlich, daß KELLY nur mit einer sehr ausgelesenen Population von Akademikern und Studenten mit nur leichten psychischen Störungen, nie aber mit wirklich schwer gestörten Klienten zusammengearbeitet habe (BRUNER 1956; PERVIN 1981; FOULDS 1973) - wobei allerdings übersehen wird, daß auch KELLY selbst diese Therapieform für nur begrenzt einsetzbar hielt und sie nach eigenen Angaben nur in einem von fünfzehn Fällen anwendete (1970b, 267).

Relevanter und zudem zentrale Aussagen der TPK betreffend erscheinen mir Einwände gegen die sehr (zu?) stark kognitiv orientierte Sichtweise des Menschen bei KELLY (vgl. ROGERS 1956; LITTLE 1972). BRUNER (1956) hielt dies für eine Überreaktion gegen irrationalistische Strömungen in der Psychologie; SECHREST (1963, 1977) weist darauf hin, daß trotz KELLYs Betonung der Relevanz von Verhalten nichts in der Theorie das (kognitive) Konstruktsystem eines Menschen in direkte Beziehung zum Verhalten setze - er selbst fand bei einer eigenen Untersuchung jedoch positive Hinweise für einen solchen Zusammenhang (1968; vgl. zu dieser Kritik auch HINKLE 1970).

Das größte Problem stellen jedoch meiner Ansicht nach nicht einzelne Aspekte der TPK dar, sondern der methodische Ansatz, KELLYs Umsetzung seiner theoretischen Ansichten und Forderungen in die Praxis: die Methode des Rep-Tests.

"Der Rep-Test besteht aus zwei Teilen: Zunächst wird eine Personenliste vorgegeben, auf der eine Reihe von Rollenpersonen aufgelistet sind: Vater, Mutter, näher charakterisierter Lehrer, der intelligenteste Mensch, den Du näher kennst, ein Nachbar, mit dem Du gut zurechtkommst usw.. Kelly hat 24 solcher Rollencharakterisierungen vorgegeben, man muß sich aber nicht an seine Vorschläge halten: man kann je nach inhaltlichem Kontext und Fragestellung auch andere Rollen-Bezugspersonen vorgeben. Die Aufgabe der Versuchsperson ist es,

hier bestimmte Personen einzutragen, soweit die Festlegung (Vater, Mutter, Ehegatte) nicht ohnehin eindeutig ist. In einem zweiten Schritt wird dann ein Begriffsraster vorgegeben; für jede Person ist eine Spalte vorgegeben. In drei Feldern jeder Zeile sind Kreise eingezeichnet. Die Aufgabe der Versuchsperson besteht darin, für jedes auf diese Weise gekennzeichnete Tripel von Personen die Frage zu beantworten: In welcher Hinsicht sind zwei der Personen einander ähnlich und unterscheiden sich von der dritten Person? Auf diese Weise werden Konstruktdimensionen von der Person erfragt, sie werden ihr nicht vorgegeben. Das ist sozusagen der zentrale Trick der Verfahrensweise. Es wird nicht gefragt: Was sind Deine handlungsleitenden zentralen Konstrukte? Sondern eine Person wird veranlaßt, ihre relevanten Konstrukte, ihre Einteilungsprinzipien der Menschen zu nennen, ohne daß diese dabei in ihrem Bezug zur eigenen Person Thema sind. In einem dritten Schritt kann man danach die Versuchspersonen noch bitten, allen Personen hinsichtlich aller selbst vorgeschlagenen Konstrukte einzuordnen." (SADER 1980, 140)

Der Rep-Test stellt für KELLY die Operationalisierung seiner Forderung dar, man dürfe in experimentellen Untersuchungen nicht das Kategoriensystem des Forschers vorgeben, sondern solle sich nach dem der zu untersuchenden Personen richten: der Versuchspartner kann die Konstrukte, die er in den Test einträgt, ja frei wählen, er muß sich nicht zwischen vom Forscher vorgegebenen Alternativen entscheiden wie in den meisten herkömmlichen Verfahren (vgl. BONARIUS 1965, 26). Ist der Rep-Test bzw. seine Handhabung nun eine phänomenologisch-idiographische Methode? Ich meine nein, wobei sich meine Einwände auf drei Bereiche beziehen: die Durchführung, die Interpretation und die Verwendung bzw. den Umgang mit diesem Verfahren.

(1) Zur Durchführung. Theoretisch tritt KELLY überzeugt (und überzeugend) für sein "Mensch als Wissenschaftler"-Modell ein; wenn Wissenschaftler ihre Versuchspartner als genauso reflexiv wie sich selbst einschätzen, also die Aufhebung der Subjekt-Objekt-Trennung in der psychologischen Forschung vollzogen würde, wie KELLY es immer wieder fordert (z.B. 1969, 144), so hieße das in Handlung umgesetzt, den Versuchspartner ernst zu nehmen, ihn an unserem Denkprozeß teilnehmen zu lassen, genauso wie umgekehrt: partnerschaftlich und kooperativ zu forschen (vgl. TYLER 1978; SMITH 1978). Aber schon in der Instruktion zum Rep-Test wird

diese Forderung nicht eingehalten: der Psychologe möchte etwas über die zentralen handlungsleitenden Konstrukte seines Gegenüber wissen und anstatt ihn direkt danach zu fragen, bittet er ihn, Personen nach Eigenschaften zu vergleichen. Und dies halte ich tatsächlich für einen "Trick", bei dem die Tradition der Täuschung von Versuchspersonen unbekümmert fortgesetzt wird, d.h. man läßt diese eben nicht am Denkprozess des Forschers teilhaben, sondern über den Zweck des Unternehmens im Unklaren. Bei den zahllosen Untersuchungen, die BONARIUS (1965) aufzählt, und bei denen der Rep-Test verwendet wurde, thematisiert er das Stichwort Täuschung nicht einmal, sie wird weder abgestritten noch - außer an einer einzigen Stelle (S. 34) - zugegeben.

(2) Zur Interpretation. Die oben geschilderte Situation verschlimmert sich bei der Auswertung des Rep-Tests: sie findet nämlich ohne die Versuchspartner statt und der Versuchsleiter bestimmt, was für die betreffende Person "handlungsleitend und zentral" ist - damit wird gerade derjenige, der den Sinn bzw. Unsinn der Interpretation des Forschers in Bezug auf die Bedeutung seines Konstruktsystems beurteilen kann, von dem entscheidenden Schritt des Verfahrens ausgeschlossen.

Ich habe das selbst erlebt: als ich den Namen KELLY noch nicht kannte, wurden wir während eines Seminars einmal gebeten, den Rep-Test auszufüllen. Ich fand die Aufgabe etwas exotisch, habe mich aber redlich bemüht, mir irgendetwas einfallen zu lassen. Umso erstaunter bzw. verärgelter war ich, danach zu erfahren, daß dies nun die für mich zentralen Konstrukte sein sollten. Ich konnte dem keineswegs zustimmen. Hätte man mich direkt nach diesen gefragt, so wäre mir zum einen sicher das Nachdenken leichter gefallen - weil zielgerichtet -, und zum anderen wären die Ergebnisse für mich gültiger gewesen, gültiger als das Ergebnis meines Grübelns darüber, inwieweit sich meine Mutter und mein Lateinlehrer gleichen und von unserer Nachbarin wiederum unterscheiden als für mich handlungsleitende Konstrukte zu bezeichnen! Zudem wäre dabei KELLYs "first principle" wie er es selbst nennt, nämlich der Satz: "Wenn Sie nicht wissen, was im Kopf einer Person vor sich geht; fragen Sie sie; es kann sein, daß sie es Ihnen sagt" (1958, 330) sicher eher in die Tat umgesetzt worden.

Aber dieses Verfahren ist nicht nur methodisch, sondern auch in Bezug auf die TPK inhaltlich sehr problematisch: wenn das Individualitätskorollarium auf die prinzipielle Unter-

schiedlichkeit der Konstrukte zweier Personen hinweist, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Versuchsleiter die Konstrukte des Versuchspartners mißversteht bzw. -interpretiert sehr groß, vor allem, da keine Kontroll- oder Korrekturmöglichkeit für den Versuchspartner vorgesehen ist (vgl. MAIR 1970, 164). Darüberhinaus wird selbst von KELLY-Schülern an manchen Stellen zaghaft die Frage gestellt, ob

"...verbal beschriebene Konstrukte die "realen" Konstrukte darstellen, die eine Person bei der Strukturierung und Bewältigung seiner sozialen Umwelt verwendet." (BONARIUS 1965, 358)

(3) Zum Umgang. Die These vom "Konstruktiven Alternativismus" unterstreicht die potentielle Fähigkeit des Menschen, Interpretationen der Realität und damit sein Konstruktsystem zu verändern, neue Erfahrungen zu integrieren, das System neu zu strukturieren (1970, 261; vgl. hierzu die Untersuchung von GIGERENZER 1981b). Der Rep-Test als Methode zur Erfassung dieser Konstrukte sollte zumindest dieser elementaren Annahme entsprechen. SADER bemerkt hierzu:

"Auch die üblichen Fragen nach der Reliabilität und Validität des Verfahrens sind beim Rep-Test sinnlos: Reliabilität ist für Kelly allenfalls die quantitative Bestimmung des Ausmaßes, indem ein Mensch sein Konstruktsystem beibehält, fortentwickelt, situationsspezifische Subsysteme hat oder dergleichen." (1980, 142; vgl. auch MAIR 1970c, 247 f.)

Dennoch: ein Großteil der Forschung zum Rep-Test konzentriert sich nach wie vor darauf, die Reliabilität des Verfahrens nachzuweisen (BONARIUS 1965); der Widerspruch dieser Bemühungen zu der Theorie KELLYs wird dabei weitgehend ignoriert, die Forschung bleibt im traditionellen Rahmen (MAIR 1970, 166). SECHREST (1977, 226) bemängelt die fehlende Standardisierung des Verfahrens, BONARIUS (1965, 18) schlägt deshalb vor, eher von Rep-Design zu sprechen. Die Schwierigkeit oder besser die Unmöglichkeit, ein Verfahren zu standardisieren, das ein Abbild der sich ständig wandelnden, also sowohl inter- wie auch intrasubjektiv unterschiedlichen phänomenalen Welt von Individuen sein soll, wird nicht reflektiert. Ich habe den Eindruck, die Anhänger des Rep-Tests scheuen sich davor, diese Methode als das an-

zusehen, was sie ist: ein projektiver Test mit all den solchen Verfahren impliziten Schwierigkeiten der Anwendung und Auswertung. Der Anspruch, der an den Rep-Test gestellt wird und seine tatsächlichen Möglichkeiten klaffen - vor allem in der oben beschriebenen Art der Anwendung - weit auseinander.

Leider ist der Rep-Test das einzige der von KELLY entwickelten methodischen Verfahren, das häufiger angewendet wird (die ebenfalls von ihm entwickelte Methode der "Selbstcharakterisierung" findet außer im klinischen Bereich kaum Verwendung und wird in der Literatur selten erwähnt); MAIR bezeichnet KELLYs Ansatz als "methodologische Theorie ohne adäquate Methoden" (1970, 163). BONARIUS kritisiert, daß KELLY selbst nie ein systematisches Untersuchungsprogramm für sein sehr weites und generelles Begriffssystem aufgestellt hat (1980, 103; vgl. auch SEHREST 1977, 231). KELLYs methodologische Beiträge beschränken sich - wie er selbst an einer Stelle zugibt (1969, 144) - auf normative Forderungen ohne die Angabe konkreter methodischer Verfahren oder gar praktischer Erfahrungen mit diesen (1964, 1965). HOLLAND (1970) zeigt in einem sehr kritischen und lesenswerten Artikel, wie wenig KELLY seinen eigenen theoretischen Ansprüchen gerecht wird: seine im ersten Moment imponierend lockere Art, "heiße" psychologische Themen anzupacken, zeugt bei näherem Hinsehen allzu häufig von inhaltlicher Unkenntnis anderer Ansätze, stellenweise schlicht von Arroganz - und das bei einem Autor, dessen zentrales Anliegen es ist, die Phänomene anderer (also ja wohl auch deren Theorien) ernstzunehmen. HOLLAND schätzt die zukünftige Entwicklung der TPK sehr pessimistisch ein:

"...der ideale Rahmen für einen "akkumulativen Fragmentalismus", d.h. für die Anhäufung illustrativer, überzeugender, gültiger Belege für einzelne Korollarien, ohne daß viel Möglichkeit besteht, die zugrunde liegende Theorie einer kritischen Prüfung zu unterziehen, und der Überblick über den derzeitigen Forschungsstand scheint diesen Eindruck zu bestätigen." (1970, 130)

4.2.4. Zur Brauchbarkeit der Theorie der personalen Konstrukte für einen phänomenologisch-idiographischen Ansatz

Ziel dieses Kapitels ist es ja, die wissenschaftstheoretische und methodologische Basis für eine empirische Methode zur Erfassung subjektiver Phänomene im Rahmen eines phänomenologisch-idiographischen Ansatzes zu entwickeln. Ich glaube, daß einige theoretische Aspekte der TPK hierfür nützlich sein können, während ich die auf der Grundlage dieser Theorie entwickelte Methode unter der genannten Zielsetzung für unbrauchbar halte.

Ich möchte im folgenden die theoretischen Aspekte der TPK, die mich in meiner Untersuchung über das Konstrukt Vertrauen interessieren, darstellen und gleichzeitig um die in 4.1. genannten wissenschaftstheoretischen und methodischen Gesichtspunkte erweitern.

- (1) Individualitäts-Korollarium. "Personen unterscheiden sich voneinander in ihrer Konstruktion von Ereignissen."
(KELLY 1955, 55 f.; i.d.Übers. von SADER 1980, 130)

SADER bezeichnet dieses Korollarium als einen "Leitgedanke(n) phänomenologisch orientierter Psychologie" (a.a.O.). Für meine Untersuchung stellt sich die Frage: inwieweit wird der Begriff "Vertrauen" von verschiedenen Versuchspartnern wirklich unterschiedlich konstruiert? Oder ist dies eine Aussage, die zu extrem ist und die wesentliche Tatsache vernachlässigt, daß wir zumindest in bestimmten Untergruppen der Gesellschaft gleichen bzw. ähnlichen Sozialisationsbedingungen ausgesetzt sind und von daher eine sehr viel größere Homogenität der Konstruktsysteme unterstellt werden muß (vgl. HOLLAND 1970, 129)? Diesen Fragen nachzugehen ist das zentrale Anliegen meiner Untersuchung. Sie setzt die nicht nur von KELLY, sondern auch von der phänomenologischen Orientierung geforderte Notwendigkeit der Einbeziehung subjektiver Phänomene voraus: die Versuchspartner direkt nach ihren Vorstellungen, Definitionen und Implikationen zum Konstrukt Vertrauen zu befragen und diese Ergebnisse mitein-

ander zu vergleichen; dies wiederum impliziert die Gleichberechtigung/Gleichstellung zwischen den Versuchspartnern und mir als Versuchsleiterin.

- (2) Bereichs-Korollarium. "Ein Konstrukt ist immer nur für die Vorhersage eines bestimmten Bereichs von Ereignissen brauchbar." (KELLY 1955, 68 ff.; i.d.Übers. von SADER 1980, 133)

Hier interessiert mich die Frage, in welchen Bereichen das Konstrukt Vertrauen für die Versuchspartner von Bedeutung ist: wird es z.B. vor allem im zwischenmenschlichen Bereich erlebt oder spielt es auch in anderen Bereichen eine Rolle, z.B. als Vertrauen Institutionen gegenüber? Gleichzeitig möchte ich herausfinden, wie Vertrauen von den Versuchspartnern selbst erlebt wird, in welchen intrapersonalen Bereichen es für sie von Bedeutung ist: inwieweit es eher kognitive oder eher emotionale Anteile besitzt, ob es sich für sie eher auf Person- oder eher auf Situationsfaktoren zurückführen läßt, ob und welche Konsequenzen es für ihr Verhalten haben kann. Ich möchte dabei die Aussage der phänomenologischen Orientierung berücksichtigen, nach der Wahrnehmung und Verhalten das Resultat einer wechselseitigen Beeinflussung einer Vielzahl äußerer und innerer Bedingungen ist und gleichzeitig einer zu starken "Rationalisierung" der Untersuchung vorbeugen, indem ich es den Versuchspartnern überlasse, auch nicht-kognitive Bereiche des Konstruktes Vertrauen bei der Darstellung miteinzubeziehen, soweit sie diese als für sich persönlich relevant einschätzen.

- (3) Sozialitäts-Korollarium. "In dem Ausmaß, in dem jemand sich auf die Konstrukte eines anderen einläßt, kann er eine Rolle in einem gemeinsamen sozialen Prozess spielen." (KELLY 1955, 95 ff.; i.d.Übers. von SADER 1980, 137)

Dieses Korollarium setzt die Bedingungen für meine Untersuchung fest: nicht mein Kategoriensystem oder das anderer Forscher vorzugeben, sondern mich auf die Konstruktsysteme meiner Versuchspartner einzulassen. Gleichzeitig bedeutet es aber auch für mich, auch die Konstrukte der Forscher ernstzunehmen, die sich bisher mit dem Thema Vertrauen auseinandergesetzt haben. Umgesetzt in methodisches Vorgehen:

dem Versuchspartner so viel Freiraum zu eigenen Ideen/Überlegungen zu lassen wie möglich und notwendig und anschließend theoretische Annahmen anderer ihm zur Anreicherung/Abgrenzung seiner eigenen Vorstellungen und Definitionen anzubieten. Dies bedeutet die Übernahme des von GROEBEN & SCHEELE vorgeschlagenen Diskurs-Modells in Verbindung mit dem dialogkonsens-theoretischen Wahrheitskriterium, also eine aktive Teilnahme der Versuchspartner nicht nur bei der Erhebung seiner subjektiven Phänomene zum Konstrukt Vertrauen (anhand eines halbstandardisierten Gesprächsleitfadens), sondern auch bei der Auswertung in einer zweiten Phase des Versuchs, die unter Verwendung der von SCHEELE & GROEBEN (1979) vorgeschlagenen Struktur-lege-Technik erfolgte.

Bei diesem Verfahren werden auf der Grundlage des Gesprächs mit dem Versuchspartner die für ihn zentralen Begriffe herausgearbeitet, auf Karten übertragen und einschließlich der Beziehungen zwischen diesen Begriffen in einer Art Schaubild dem Vpt vorgelegt. Es besteht dabei für ihn die Möglichkeit, die so vom Versuchsleiter vorgenommene Inhaltsanalyse des Gesprächs zu überprüfen und wenn nötig zu korrigieren. (s.Kap. 7)

- (4) Erfahrungs-Korollarium. "Das Konstruktsystem eines Menschen verändert sich durch seine Benutzung" (KELLY 1955, 72 ff.; i.d.Übers. von SADER 1980, 134)
- (5) Ähnlichkeits-Korollarium. "In dem Ausmaß, in dem Personen ihre Erfahrungen ähnlich konstruieren, werden ihre psychischen Prozesse einander ähnlich sein." (KELLY 1955, 90 ff.; i.d.Übers. von SADER 1980, 136)

Diese Korollarien spielen eher indirekt eine Rolle: das Erfahrungs-Korollarium wirft die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, das Konstruktsystem einer Person zu fixieren; sowohl die phänomenologische Orientierung als auch KELLY gehen von der Annahme aus, daß unsere Phänomene sich je nach situativem Zusammenhang ändern können, ständig in Bewegung sind. Für meine Untersuchung heißt das: hat sich das Konstruktsystem der Versuchspartner in der Zeit zwischen den Versuchsphasen (Erhebungs- und Auswertungsphase) schon wieder so geändert, daß die Auswertung des Gesprächs nur ein Abbild einer momentanen und auf diese Situation beschränkten phänomenalen Darstellung des Konstruktes Vertrauen

sein kann? Oder läßt sich dieses Konstrukt gleichzeitig phänomenadäquat und situationsüberdauernd darstellen? Dies ist der kritische Punkt für den Versuch jeglicher Verallgemeinerung der Ergebnisse, ebenso wie die im Ähnlichkeits-Korollarium gemachte Aussage: wenn schon nicht Gleichartigkeit zwischen den Konstruktsystemen verschiedener Individuen besteht (s. Individualitäts-Korollarium), lassen sich dann dennoch wenigstens gewisse Ähnlichkeiten in den Konstruktionen des Begriffs Vertrauen für eine Verallgemeinerung der Befunde herausarbeiten?

Zusammenfassung. Ich habe in diesem Kapitel auf der Grundlage der konstruktiven Elemente der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie und des epistemologischen Subjektmodells nach GROEBEN & SCHEELE (1977) wissenschaftstheoretische und methodologische Vorüberlegungen für eine empirische Methode angestellt, die die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen ermöglichen soll. Den theoretischen Hintergrund bildet dabei die "Theorie der personalen Konstrukte" von KELLY (1955), die sowohl eine enge Beziehung zur Phänomenologie als auch zur epistemologischen Psychologie aufweist. Die im Rahmen dieser Theorie entwickelte Methodik (Rep-Test) erwies sich jedoch als für meinen Untersuchungszweck unbrauchbar.

Ziel meiner Untersuchung ist die Beschreibung subjektiver Phänomene zum Konstrukt Vertrauen. Dies setzt voraus: (a) die explizite Berücksichtigung dieser (kognitiven, emotionalen...) subjektiven Phänomene in der Erhebungsphase, was die Gewährleistung eines größtmöglichen Frei-raums für die Vpt, diese zu formulieren, erfordert sowie die Möglichkeit für sie, diese im Vergleich mit anderen theoretischen Positionen zu differenzieren bzw. von diesen abzugrenzen; (b) die Gleichstellung/-berechtigung zwischen den Versuchspartnern und mir als Versuchsleiterin, (den Versuch) partnerschaftlich und kooperativ zu forschen. Dabei interessieren mich folgende Fragen: (1) Wie groß sind die

interindividuellen Unterschiede in Bezug auf das Phänomen Vertrauen? (2) In welchen Bereichen ist Vertrauen für die Vpt von Relevanz? (3) Besteht die Möglichkeit einer situationsübergreifenden phänomenadäquaten Darstellung dieses Konstruktes für jeden Vpt? (4) Lassen sich zumindest gewisse strukturelle oder inhaltliche Ähnlichkeiten dieses Konstruktes über alle Vpt feststellen, so daß eine Verallgemeinerung der Befunde möglich wird?

5. RAHMENBEDINGUNGEN EINES PHÄNOMENOLOGISCH-IDIOGRAPHISCHEN ANSATZES

Nach der Darstellung der generellen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Vorüberlegungen möchte ich in diesem Kapitel noch auf einige wesentliche Implikationen des Ansatzes und mit ihm verbundene Probleme eingehen.

- (1) Die im Vergleich zu herkömmlichen Experimenten sehr unterschiedliche Art des Vorgehens verlangt eine neue Strukturierung des Rollenverhältnisses Versuchsleiter-Versuchspartner: die Distanz zwischen beiden verringert sich, die Vertrauensproblematik (läßt der Vpt mich überhaupt an sein Konstruktssystem heran?) wird aktueller denn je, und die Ansprüche an die Fähigkeit des Versuchsleiters steigen (vgl. 49); die anzustrebende Kooperation und Gleichberechtigung von Vpt und VL erfordert veränderte Rahmenbedingungen des experimentellen Vorgehens. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Täuschungsproblematik eingehen und begründen, warum zumindest in bestimmten Bereichen und bei bestimmten Fragestellungen die experimentelle Psychologie von der klinischen Psychologie (bzw. der Übernahme dort üblicher Haltungen und Methoden) profitieren kann.
- (2) Die hier verwendete Methode bringt unter der Prämisse herkömmlicher methodologischer "Selbstverständlichkeiten" einige Probleme mit sich: ich werde hier auf das Problem der Stichprobengröße (der Zeit- und Energieaufwand für einen solchen Versuch gestattet nur eine relativ geringe Anzahl von Versuchspartnern) und die Möglichkeiten und Grenzen verbaler Aussagen von Versuchspartnern über sich selbst eingehen.

oder: Was kann die experimentelle Psychologie von der klinischen Psychologie lernen?

"Da das Wissen über die Teilnahme an einem Experiment und/oder das Lernen einer Hypothese eine die interne Validität einschränkende Fehlerquelle sein kann, werden Vpn über den wahren Zweck des Experiments und gelegentlich sogar über ihre Funktion als Vpn hinweggetäuscht." (MERTENS 1975, 59)

Die Methode der Täuschung von Versuchspersonen im Experiment geriet schon früh ins Kreuzfeuer der Kritik (VINACKE 1954). Untersuchungen über die Art und Häufigkeit von Täuschungsmanövern schlossen sich an (STRICKER 1967; SEEMAN 1969) und hatten eine ausgesprochen kontrovers geführte Diskussion zur Folge, die bis heute anhält (vgl. HENNINGSEN 1980, 63 ff.). Die wesentlichen Argumente lassen sich in drei Kategorien einteilen:

(1) Ethische Argumente. Hierbei geht es vor allem um die Frage, inwieweit man es als Forscher überhaupt verantworten kann, Versuchspersonen wissentlich zu belügen oder sie gar angst- bzw. stressauslösenden Situationen auszusetzen und bis zu welchem Grad sich ein solches Verhalten der Experimentatoren mit wissenschaftlichem Interesse begründen lassen darf: die Diskussion um die Milgram-Experimente (MILGRAM 1963) mag hier als Beispiel dienen (BAUMRIND 1964; MILGRAM 1964; vgl. auch SCHULTZ 1969; SEEMAN 1969).

(2) Wissenschaftstheoretische Argumente. Ein logisches Problem in Bezug auf die Methode des Täuschens stellt das Prinzip der Selbstanwendung dar: wenn Theorien und Annahmen über den Menschen im Bereich psychologischer Forschung auch für den Forscher selbst gelten (wir also nicht nur Forschungssubjekte, sondern auch gleichzeitig Forschungsobjekte sind - vgl. BANNISTER 1970b), so wird diese Tatsache bei der Verwendung von Täuschungsmanövern übergangen - der Versuchsleiter zeigt nämlich hier gerade die Verhaltensweisen, die er im Verhalten der Versuchsperson glaubt eliminieren zu können: dem anderen etwas vorzumachen, sich zu ver-

stellen, zu simulieren. Häufig wird dabei allzu naiv von der Effektivität dieser Methode ausgegangen und nicht beachtet, daß die Versuchsperson ihrerseits den Versuchsleiter genauso täuschen kann (FORWARD u.a. 1976; MIXON 1974). Die Vorstellung, "naive" Versuchspersonen zu untersuchen, täuscht den Versuchsleiter nicht selten darüber hinweg, daß gerade in einer für sie unbekannten Versuchssituation die Vpn sich "wissenschaftlich" verhält:

"...die Methodologie impliziert als Zielvorstellung der Gegenstandskonstitution das naive Subjekt, bei dem keine subjektiven Kognitionen, Hypothesen, Theorien über sich selbst und die Umwelt störenden Einfluß ausüben, d.h. das Erkenntnis'objekt' wird um seine reflexiven Dimensionen reduziert!" (GROEBEN & SCHEELLE 1977, 40)

Gerade das aktive Suchen getäuschter Versuchspartner nach den dem Experiment zugrunde liegenden Hypothesen und das Ignorieren dieses Verhaltens auf seiten der Versuchsleiter mag dazu führen, daß es

"...bald keine naiven Versuchspersonen, sondern nur noch naive Versuchsleiter gibt." (SEEMAN 1969, 1026).

(3) Methodische Argumente. Die (externe) Validität und Generalisierbarkeit der Ergebnisse von Täuschungs-Experimenten wird häufig bezweifelt. Zum einen kann der Forscher kaum nachprüfen, ob die von ihm verwendete Täuschungstechnik auch wirklich in der erwünschten Weise wirksam war (FORWARD u.a. 1976, 598), zum anderen bleibt trotz des Bemühens um empirische Klärung der Frage weiterhin ungeklärt, welchen Einfluß welche Art von Täuschung auf welches Verhalten welcher Versuchspartner hat (COOK u.a. 1970) und wie dadurch die Ergebnisse beeinflusst werden (ORNE 1962; ARGYRIS 1972).

Wenn man davon ausgeht, daß jedes Experiment eine soziale Interaktion zwischen Versuchsleiter und Versuchspartner darstellt, so muß bei der Überprüfung experimenteller Hypothesen

"...grundsätzlich eine Konfundierung der experimentellen Variablen mit den interaktiven und kommunikativen Merkmalen der Erhebungssituation unterstellt werden." (BUNGARD 1960, 13).

... hand von dieser Überlegung entwickelte sich in der Sozialpsychologie die sogenannte Artefaktforschung, in der man sich bemüht, die "Konfundierung der intendierten unabhängigen Variablen mit den der Laborforschung immanenten sozialpsychologischen Faktoren" (a.a.O.) zu untersuchen. Der Erfolg und damit auch die Wirkung dieser Untersuchungen ging jedoch kaum über den Thematisierungseffekt hinaus, die konstruktive Umsetzung der gewonnenen Erkenntnisse scheiterte nicht zuletzt an den diesen Untersuchungen inhärenten methodischen Mängel, die dann auch in der Folge heftig angegriffen wurden (KRUGLANSKI 1975).

So besteht die Reaktion auf die Problematik der Täuschung von Versuchspersonen auch häufiger darin, entweder methodische Verfeinerungen der Täuschungstechniken im Hinblick auf eine Steigerung ihrer Effektivität vorzuschlagen (STRICKER & MESSICK 1969) oder eine generelle Änderung der Forschungsmethodik zu fordern (BANNISTER 1970) bzw. alternative Konzepte zu entwickeln: in diesem Zusammenhang wird in letzter Zeit häufiger auf die Möglichkeit verwiesen, Rollenspiele als Forschungsinstrumente einzusetzen (KELMAN 1967; SCHULTZ 1969; FORWARD u.a. 1976; SADER 1982).

MILLER (1972, 632) glaubt allerdings, daß das Rollenspiel mehr methodische Probleme mit sich bringe als es löse. Seiner Meinung nach hat die Versuchsperson im Rollenspiel einen sehr viel größeren Verhaltensspielraum als in Täuschungsexperimenten, was die Validität der Ergebnisse stark beeinträchtigt: die Vp kann nämlich

1. sich so verhalten, wie sie es täte, wenn die Situation realistisch wäre
2. sich in sozial erwünschter Weise verhalten oder
3. sich so verhalten, wie sie glaubt, daß der Versuchsleiter es von ihr erwartet (um seine Hypothese bestätigen zu können).

Im Gegensatz zu MILLER glaube ich jedoch, daß Versuchspersonen in Täuschungsexperimenten genauso viele "Freiheiten" der Verhaltenswahl haben - für den (wegen der wachsenden Kenntnis von Täuschungstechniken wahrscheinlich immer häufiger eintretenden) Fall nämlich, daß die Vp die Täuschung durchschaut oder auch nur vermutet. Sehr viel problematischer finde ich, daß die Verwendung von Rollenspielen sich leider häufig darauf beschränkt, die Vp zu bitten, die Rolle eines anderen zu spielen, sich vorzustellen bzw. so zu handeln wie ein "durchschnittlicher" oder "näher charakterisierter" Mensch (MIXON 1972). Sowohl für den Fall, daß die Vp eine Täuschung vermutet/durchschaut als auch für diese Form von

Rollenspiel, kommt dann noch die Möglichkeit hinzu, daß die Vp

4. sich bewußt und mit Absicht völlig anders verhält als sie es normalerweise täte - schlicht aus Ärger über die Täuschung oder weil sie glaubt, daß im Gegensatz zu ihr ein "durchschnittlicher" Mensch sich so verhält. Eine mögliche Strategie könnte hier sein, den Versuchspartner zu bitten, sich selbst zu spielen - eine Methode, die in der klinischen Psychologie seit langem mit Erfolg verwendet wird. Sie löst zwar nicht die oben erwähnten grundsätzlichen Probleme des Ansatzes, aber die so erzeugte größere Ich-Nähe läßt doch vermuten, daß (unter der Voraussetzung einer vertrauensvollen und offenen Beziehung zwischen V1 und Vpt) die erstgenannte Alternative häufiger eintritt als bisher (vgl. SADER 1980, 155). GROEBEN weist im Anschluß an MERTENS (1975) auf einen Argumentationsfehler der Kritiker hin, die behaupten, Rollenspiel-Experimente hätten nicht die gleiche externe Validität wie Täuschungsexperimente:

"...es wird als Kriterium immer (positivistisch-naiv) das Ergebnis von Experimenten mit Täuschung angesetzt, so als ob deren externe Validität schon gesichert sei; methodologisch einwandfrei wäre bei unterschiedlichen Ergebnissen zwischen Rollenspiel-Untersuchungen und Täuschungsexperimenten nur der Vergleich mit unabhängigen alltagsnäheren Daten, die möglicherweise auch nachweisen könnten, daß die Rollenspieldaten mehr mit dem Alltagsverhalten übereinstimmen als die Ergebnisse von Experimenten mit Täuschung." (1981, 126)

Ich glaube, eine der Hauptschwierigkeiten der Täuschungsdebatte ist die Polarisierung der Standpunkte und die häufige Schwarz-Weiß-Argumentation: hier die Kritik an der "typisch behavioristischen" (und schon deshalb zu verurteilenden) Strategie des Täuschens (vgl. GROEBEN & SCHEELE 1977, 40 ff.), dort die "typisch humanistische" (und damit positiv zu bewertende) Methode, Versuchspartner nicht zu täuschen, stattdessen alternative Methoden wie die des Rollenspiels zu verwenden (vgl. FORWARD u.a. 1976; SCHULTZ 1969). COOPER (1976, 606) bemerkt anhand von Beispielen, daß auch in Rollenspielen Versuchspartner getäuscht wurden, KRUGLANSKI (1975, 138) kritisiert die allzu simplifizierende Behauptung, der Methode des Täuschens läge das Menschenbild einer "Reiz-Reaktions-Maschine" zugrunde. Ich halte in diesem Zusammenhang vor allem den Hinweis von STRICKER (1969) für nachdenkenswert: Er stellt fest, daß die Art der Täuschungstechniken in bestimmten Forschungsbereichen

relativ konsistent sei, Forschungsdesigns häufig nach dem gleichen Muster entworfen würden - die unreflektierte, weil gängige Anwendung von Täuschungen ist es auch, die KELMAN (1967) vor allem kritisiert. Er fordert deshalb, im Falle der Anwendung von Täuschung sich stärker als bisher dieses Vorgehens bewußt zu werden, es zu begründen und zu rechtfertigen. Ich glaube, daß (wie bei allen anderen Methoden auch) die Anwendung einer bestimmten Technik nicht zum moralischen Postulat erhoben werden sollte, und es durchaus denkbar ist, daß Täuschung in manchen Fällen möglicherweise unumgänglich ist (wie KEBECK 1981, 104 f. es für den Bereich der Gedächtnisforschung zu begründen versucht). FREEDMAN (1969) weist in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Methode des Rollenspiels zu recht darauf hin, daß unsere Vorstellungen von Verhaltensweisen (unserer und die anderer) und das tatsächliche Verhalten häufig auseinanderklaffen: wer hätte bei den MILGRAM-Experimenten von sich oder anderen vorhergesagt, daß man aufgrund der Anweisungen einer "Autorität" anderen wissentlich körperliche Schmerzen zufügen würde (vgl. MILGRAM 1964) oder hätte geglaubt, man würde trotz der eigenen gegensätzlichen Wahrnehmung mit dem Urteil einer Mehrheit konform gehen, wie ASCH (1951) es gezeigt hat? Trotz der sicherlich kritisierbaren Methode, besonders bei den MILGRAM-Experimenten, ist der Thematisierungseffekt dieser Experimente unumstritten und sehr wichtig. Ich denke jedoch, daß man mehr als vorsichtig und vor allem vorsichtiger als bisher mit der Verwendung von Täuschungstechniken sein sollte und habe zumindest für mein eigenes Verhalten diese Konsequenz gezogen: nachdem ich in meiner Diplomarbeit - ergebnislos - versucht habe, die Wahl bestimmter Verhaltensweisen von Kindern als Kriterium für deren Ausmaß an Vertrauen zu bestimmen, wobei dieser Zusammenhang für die Vpt nicht ersichtlich werden konnte (PAULY 1979), bin ich zu dem Schluß gekommen, daß Forschungen im Bereich des Konstruktes Vertrauen direktere Methoden nicht nur ermöglichen, sondern sie sogar wahrscheinlich nützlicher machen:

Versuchspartner aktiv an der Untersuchung zu beteiligen, sie direkt zu fragen, was das Konstrukt Vertrauen für sie bedeutet, was es für sie beinhaltet usw..

Dieses Bemühen um partnerschaftliche Kooperation ist in der klinischen Psychologie, zumindest im therapeutischen Bereich, sehr viel selbstverständlicher als in der experimentellen Psychologie (vgl. FIEDLER 1979, 1981; MAIR 1970b), aber auch in der Experimentalforschung gibt es erste Belege dafür, daß die Einschätzung der Versuchspartner über sich selbst die beste Voraussage für ihr Verhalten ist (BEM & ALLEN 1974), d.h. die Sichtweise der "Versuchspartner als Experten und Kollegen" (MISCHEL 1977, 249) sich nicht nur auf den klinischen Bereich beschränken sollte, sondern sich allgemein auf (bestimmte) experimentelle Ansätze ausweiten sollte. Während die klinische Psychologie wenig Schwierigkeiten bei der Integration theoretischer und methodischer Ansätze aus anderen Teilgebieten, z.B. der Sozialpsychologie, hat (vgl. BREHM 1980), besteht gerade in der Persönlichkeitspsychologie die Befürchtung, eine solche Integration führe zu einer Stagnation oder gar zu dem Verlust einer eigenen Identität der Persönlichkeitsforschung (SECHREST 1976, 5); ich halte solche Abgrenzungsbemühungen - gerade im Hinblick auf die mögliche gegenseitige Profitierung unterschiedlicher Ansätze - für wenig nützlich.

"Der Weg, den Sie wählen, wird davon abhängen, was Sie durch Ihre Experimente erreichen wollen. Wenn Sie hauptsächlich herausfinden möchten wie Versuchspersonen auf Ihre unterschiedlichen Behandlungsweisen reagieren (eher als daß Sie ein allgemeineres Interesse daran haben zu erforschen, wie diese mit anderen umgehen und auf welche Weise sie den Umgang anderer mit ihnen wahrnehmen), dann kann ein großer Teil der üblichen experimentellen Verfahren von großem Nutzen sein und ist es in der Tat..." (MAIR 1970b, 199)

Das Bemühen, die Phänomene der Versuchspartner zu untersuchen, stößt in der allgemeinen experimentellen Psychologie in der Regel aber auf schwierigere Bedingungen als in der klinischen Psychologie: die Versuchspartner haben in

der experimentellen Psychologie eben nicht den Leidensdruck und damit auch das Interesse, uns an ihre Phänomene heranzulassen, sie suchen nicht unbedingt die Vertrauensbeziehung, die Voraussetzung für die Aufrichtigkeit und das Ausmaß an Kooperation der Vpt ist (JOURARD 1973, 216), gerade in Bereichen von großer Ich-Nähe (MAIR 1970, 159; vgl. auch SADER 1980, 150). Sicher gibt es hier graduelle Unterschiede: Untersuchungen zum Konstrukt Eifersucht stellen für die Vpt sicher "heißere Eisen" dar als Untersuchungen zu dem "freundlichen" Konstrukt Vertrauen. Aber auch hier bin ich als Versuchsleiterin, gerade wegen der zu erwartenden Thematisierung emotionaler Anteile dieses Konstruktes, darauf angewiesen, zwischen dem Versuchspartner und mir eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen. Leider gibt es dafür keine Patentrezepte und so habe ich mich entschlossen, in diesem Versuch das zu realisieren, was mir als potentielltem Versuchspartner wichtig erschienen wäre, um offen über meine Phänomene reden zu können.

1. Gesprächsverhalten: als Versuchsleiterin in der Versuchssituation dem Partner so viel Raum, Zeit und Ruhe wie nötig zu lassen, eigene Gedanken zu formulieren; Mißverständnisse und Unklarheiten, die im Laufe des Gespräches auftreten könnten (z.B. als Widersprüche zwischen einzelnen Aussagen) anzusprechen und vom Partner verdeutlichen/korrigieren zu lassen; Denkanstöße (z.B. in Form von hypothesegeleiteten Fragen) als Angebote zu formulieren und nicht als Konfrontation.

Ich wende mich dabei gegen die von SCHEELE & GROEBEN 1979 praktizierte Methode der "Störfragen", durch die mit Hilfe der Vorgabe von Alternativhypothesen zu den vom Vpt geäußerten Erklärungen "...der Interviewte gezwungen (ist), die eigenen Thesen im Licht konkurrierender Alternativen zu betrachten, und sie bewußt festzuhalten, zu erweitern, oder einzugrenzen." (1979, 7). Ich glaube, daß eine solche Akzentuierung vom Versuchspartner auch geleistet wird, wenn ich nicht "störe", sondern ihm Angebote mache und daß ein solches Versuchsleiterverhalten eher eine vertrauensvolle Atmosphäre schafft.

2. Offenheit. Bei der Durchsicht der Literatur habe ich häufig den Eindruck gehabt, partnerschaftlich bzw. gleich-

berechtigt mit dem Versuchspartner zu forschen heißt, ihn nicht über meine Hypothesen hinwegzutäuschen, sondern ihn zu befragen, was er während des Versuchs über den Versuchsaufbau, die Instrumente, mich als Versuchsleiterin usw. denkt (BRANDT & BRANDT 1974, 256; KELLY 1969, 136). Mir geht es aber gerade darum, die Hypothesen des Versuchspartners bzw. seine Phänomene zu erforschen und das habe ich versucht deutlich zu machen, indem ich einige Tage vor der ersten Phase den potentiellen Versuchspartnern klar gesagt habe, worum es mir in dem Versuch geht und was ich von ihnen erwarte bzw. worauf ich bei ihnen angewiesen bin. Ich war mir dabei über die methodischen Mängel der Untersuchungen mit "Freiwilligen" bewußt, die auf diese Weise sehr ausgelesene Population schränkt die Aussagekraft der Ergebnisse erheblich ein. Auf der anderen Seite war dies die einzige Möglichkeit, sicher zu sein, daß die Versuchspartner wußten, worauf (und mit wem) sie sich einließen und deshalb bei einer Teilnahme an diesem Versuch auch bereit waren, mich an ihre Phänomene heranzulassen. In der zweiten Phase des Versuchs bedeutete Offenheit dann, mit Hilfe der von SCHEELE & GROEBEN (1979) entwickelten Struktur-lege-Technik den Versuchspartnern die Auswertung der Gespräche deutlich und nachvollziehbar zu machen, damit sie diese korrigieren konnten und so nicht nur bei der Durchführung, sondern auch bei der Auswertung des Versuchs aktiv beteiligt waren.

5.2. Methodische Probleme eines phänomenologisch-idio-graphischen Ansatzes

5.2.1. Zum Problem der Stichprobengröße

Ein Grund für die seltene Verwendung alternativer Forschungsmethoden - gerade die Verwendung phänomenologischer Methoden - mag auch der mit ihnen verbundene Arbeitsaufwand darstellen (FIEDLER 1979, 64; SCHULTZ 1969, 227).

"Es ist schwierig und verlangt geistige Anstrengung, das Denksystem eines anderen verstehen zu wollen; es führt häufig zu Angst und Unsicherheit, unser Denksystem in Frage zu stellen oder in Frage stellen zu lassen." (SADER 1980, 137)

Eine weitere Schwierigkeit bildet die häufig gängige Vorstellung, die Qualität einer empirischen Untersuchung hänge nicht unwesentlich von der Größe der untersuchten Stichprobe ab, da die nur durch diesen Faktor ermöglichte Verallgemeinerungsfähigkeit der Befunde die Aussagekraft der Ergebnisse gewährleiste. Dennoch: es zeigt sich ein immer stärkerer Trend zur Untersuchung kleiner (und kleinster) Stichproben und damit stellt sich auch die Frage nach dem Nutzen und den Grenzen der sogenannten "N=1 Methodologie" oder "Klein-N-Methodologie".

Einzelfalluntersuchungen werden vor allem im Bereich der klinischen Psychologie und hier vor allem der Psychotherapieforschung durchgeführt (vgl. TACK 1980; LEITENBERG 1977; HUBER 1978), aber die hier angeführten Argumente für den Einsatz solcher Methoden gelten auch für andere Teilbereiche der Psychologie - eine Erkenntnis, die sich mehr und mehr durchsetzt: in der Entwicklungspsychologie (HOYER 1974), der Sozialpsychologie (PETERMANN 1980) und besonders der Persönlichkeitspsychologie, wo auch bereits eine Reihe empirischer Untersuchungen vorliegen (GRATTON 1975; PERVIN 1976; FIGENERER 1981b; BOSSHARDT 1981).

I. Argumente für die N=1 Methodologie bzw. Klein-N-Methodologie

(1) Die intraindividuelle Variabilität bzw. Stabilität von Persönlichkeitsmerkmalen und der Einfluß situativer Komponenten oder auch anderer (z.B. therapeutischer) Variablen kann durch Gruppenuntersuchungen und den hier verwendeten Erhebungs- und Auswertungsmethoden häufig nur unzureichend erfaßt werden (vgl. BARLOW & HERSEN 1977, 64). Der Grundgedanke ist hierbei "...daß jede Person ihre eigene Population bildet, und eine Mittelwertbetrachtung oft schon eine unzulässige Vereinfachung bedeutet" (PETERMANN 1978, 102) bzw. auftretende interindividuelle, aber individuell relevante, Unterschiede dadurch nivelliert werden:

"...Klein-N Designs vermeiden das Paradoxon, Gesetze der Verhaltensentwicklung zu 'entdecken', die sich nicht auf das Individuum generalisieren lassen." (HOYER 1974, 824)

"Erst die Einzelfallforschung ermöglicht eine individuumspezifische und situationsspezifische Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen." (PETERMANN 1980b, 201).

(2) Die Einzelfallforschung bzw. Untersuchungen mit einem kleinen N ermöglichen eine umfassendere und genauere Analyse komplexer Variablen und Zusammenhänge bei Individuen (wie z.B. im Bereich von Verhaltensstörungen, Einstellungen, naiven Verhaltenstheorien und dergleichen); der vermehrte Arbeitsaufwand rechtfertigt die Beschränkung auf einige wenige Fälle; sie stellen dabei keine Alternative zu herkömmlichen Experimenten dar, sondern stehen in einem komplementären Verhältnis zu diesen.

"Forschungsbezogene Einzelfall- und Gruppenexperimente richten sich auf unterschiedliche Erkenntnisziele und konkurrieren überhaupt nicht miteinander. Sie können deshalb einander in der Regel auch nicht ersetzen." (WESTMEYER 1979, 19)

Ausschlaggebend für die Wahl von Einzelfalluntersuchungen ist vielmehr die inhaltliche Fragestellung der Experimente:

"Die Ansicht, Einzelfallanalysen seien im Rahmen der Forschung nur da angemessen, wo sich Untersuchungen an Gruppen aus methodisch-pragmatischen Gründen verbieten, ist...nicht haltbar. Einzelfallanalysen sind die Methode der Wahl bei der Prüfung aller Hypothesen, die direkt Aussagen über einzelne Individuen und nicht über Personenaggregate bzw. - bei individuumbezogener Interpretation - fiktive statistische Durchschnittspersonen machen." (a.a.O., 21)

(3) Unbestritten wird Einzelfallstudien die Fähigkeit zugesprochen "als Erkundungsexperimente und Instrumente der Hypothesengenerierung wertvolle Dienste leisten (zu können)." (HUBER 1978, 1158). DUKES (1977, 56 f.) weist in einem historischen Überblick auf N=1 Studien hin, die Anstöße für wichtige Entwicklungen in Forschung und Theorie gegeben haben, wie z.B. die Arbeiten von EBBINGHAUS (1885) und WATSON & RAYNOR (1920).

II. Die Grenzen der N=1 Methodologie bzw. Klein-N-Methodologie

(1) Aufgrund der Tatsache, daß in Einzelfalluntersuchungen immer "eine individuelle Welt untersucht wird" (BECKMANN, SCHEER & ZENZ 1978, 1098) ist eine Verallgemeinerungsmöglichkeit der hier gezogenen Schlußfolgerungen kaum gegeben, die Studien haben immer vorläufigen Charakter (DUKES 1977, 62). Von vielen Forschern wird deshalb die systematische Wiederholung der Untersuchungen an anderen Probanden vorgeschlagen (PETERMANN 1978, 102; BARLOW & HERSEN 1977, 82); SHAPIRO (1961) beschreibt hierfür einige Beispiele.

(2) Durchgängig bei allen Vertretern der N=1 Methodologie findet sich der Hinweis auf die Notwendigkeit der Durchführung kontrollierter Experimente und objektiver Messungen (vgl. LEITENBERG 1977, 168), ein Großteil der Literatur wendet sich nach einer relativ kurzen inhaltlichen Begründung für den Einsatz von Einzelfalluntersuchungen ausführlich der Beschreibung verschiedener statistischer Methoden zu. Dabei möchte man den Begriff des "idiographischen Vorgehens" möglichst vermeiden:

"Es soll damit eventuellen Mißverständnissen der Art vorgebeugt werden, daß es im Rahmen eines einzelfallzentrierten Ansatzes in der Psychopathologie unmöglich sei, quantitativ und zufallskritisch zu arbeiten." (HUBER 1978, 1154)

DUKES stellt fest, daß von den in insgesamt elf ausgewählten Zeitschriften erschienenen 246 Fallstudien im Zeitraum 1939-1963 sich nur 30% (74)

"...primär auf das Individuum (beziehen), wobei in diese Zahl nicht nur Arbeiten eingehen, die der Tradition des "Verstehens" zuzuordnen sind, sondern auch solche, in denen das Individuum als eine Vielzahl einzelner Reaktionen betrachtet wird und in denen gewöhnlich nomothetische Methoden zur Beschreibung und Vorhersage von individuellem Verhalten eingesetzt werden." (1977, 60).

WESTMEYER (1979, 21) bemerkt völlig zu Recht, daß Gruppenuntersuchungen u.U. auch in Einzelfalluntersuchungen zerlegt und Einzelfalluntersuchungen zu Gruppenuntersuchungen zusammengefaßt werden können: die meisten Untersuchungen un-

terscheiden sich lediglich in der Größe des N und vielleicht noch in der Häufigkeit der Messungen, nicht aber inhaltlich oder in der Verwendung der Methoden, und dies halte ich für die eigentliche Begrenzung von Einzelfalluntersuchungen.

So verwendete PETERMANN (1980b) bei seiner Untersuchung über die intraindividuelle Veränderung von affektiven Grundstimmungen folgendes Design: Vpn wurden gebeten, die Wirkung von Ereignissen auf ihre affektive Grundstimmung über einen Zeitraum von 50 Tagen in einem "weitgehend standardisierten" Tagebuch festzuhalten und allabendlich ihre affektive "Gesamtlage" auf Ratingskalen einzuschätzen (N=2). Die Daten wurden anschließend mit Hilfe sogenannter Zeitreihenanalysen statistisch ausgewertet.

Wenn aber Einzelfalluntersuchungen für sich den Anspruch erheben, eine im Vergleich zu Gruppenuntersuchungen umfassendere individuumspezifische und situationsspezifische Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen vorzunehmen, so sollte sich dies auch in der Verwendung phänomenadäquater(er) Methoden niederschlagen: ich halte es deshalb auch hier häufig für nützlicher, den betreffenden Vpt einen größeren Freiraum zuzugestehen als die Wahl eines Kreuzchens auf einer der verschiedenen vom Forscher vorgegebenen Kategorien - auch wenn diese statistisch "sauberer" auszuwerten sind, bleibt doch die Frage bestehen, inwieweit sie wirklich den Kategorien der Versuchspartner entsprechen.

PERVIN (1976) untersuchte die Frage, inwieweit Emotionen und Verhaltensweisen von Vpt als Funktion situativer Charakteristika stabil bleiben bzw. variieren und welche Situationen dabei für das Individuum von Bedeutung sind. Sowohl die Wahl der Situation als auch Form und Inhalt der Beschreibung hier auftretender Gefühle/Verhaltensweisen konnten dabei von den Vpt frei gewählt werden (N=4).

Ich habe mich deshalb für meine Untersuchung entschlossen, in einem "Erkundungsexperiment" einige wenige Versuchspartner anhand eines halbstandardisierten Gesprächsleitfadens möglichst umfassend und detailliert zum Konstrukt Vertrauen zu befragen, dabei so wenige Vorgaben wie möglich zu machen und die Vpt die für sie relevanten Kategorien und Dimensionen dieses Konstruktes selbst frei wählen zu lassen. Ich habe mich für eine Klein-N-Untersuchung entschieden, da es mein Interesse war - im Sinne von

WESTMYER (1979, 21) - Hypothesen zu prüfen, die Aussagen über einzelne Individuen machen, und ich dies auf der Basis eines (individuumbezogenen) möglichst umfangreichen Materials tun wollte. Der damit verbundene Arbeitsaufwand gestattete nur die Berücksichtigung eines vergleichsweise kleinen $N=14$. Dies muß bei der Interpretation der Befunde berücksichtigt werden.

5.2.2. Möglichkeiten und Grenzen verbaler Aussagen von Versuchspartnern über sich selbst

"Das Aufgeben der widersprüchlich-asymmetrischen Subjekt-Objekt-Relation muß sich auch für den Forschungsprozeß innerhalb eines epistemologischen Paradigmas auswirken: die Optimalvorstellung wäre hier (als Konsequenz aus dem Wechsel von der 'mentalistischen Störvariable' zum zentral-thematischen Gegenstandsbereich), daß subjektives Wissen/Theoretisieren (über sich selbst und die Situations-einbettung) auch innerhalb empirischer Untersuchungen in der Funktion der 'Situationsdefinition', die erst sinnvoll-intentionales Handeln ermöglicht, von der Forschungssituation her zugelassen wird..." und das erfordere

"...die Zulassung/Berücksichtigung von nicht-experimentell evozierter, 'spontaner' Sprache des Erkenntnisobjekts." (GROEBEN & SCHEELE 1977, 23 u. 28)

"In der Befragungssituation soll nicht geforscht, sondern reagiert werden." (SCHMIDTCHEN 1979, 140)

Die hier geplante Erforschung subjektiver Phänomene/Theorien zum Konstrukt Vertrauen erfordert eine Untersuchungssituation, in der die Versuchspartner zunächst einmal die Möglichkeit haben müssen, sich relativ frei zu diesem Thema äußern zu können. Ich habe mich daher (wie von SCHEELE u.a. 1980 vorgeschlagen) für die Verwendung eines halbstandardisierten Gesprächsleitfadens entschieden, der den Vpt diesen Freiraum zugesteht und ihnen gleichzeitig alternative Hypothesen/Theorien bzw. Angebote zur Differenzierung ihrer Aussagen vorschlagen kann.

In der Literatur wird die Technik des halbstandardisierten Interviews überwiegend skeptisch beurteilt. Als Nachteile

dieser Methode werden vor allem genannt:

- Abhängigkeit der Qualität der Antworten von der Arbeit des Interviewers (SCHEUCH 1967)
- Schwierigkeiten der Auswertung aufgrund des qualitativen Materials
- geringe Vergleichbarkeit der gewonnenen Ergebnisse (FRIEDRICHS 1973)
- hohe Anforderungen an Sprach-/Ausdrucksvermögen des Befragten
- zeitlicher Aufwand der Durchführung/Auswertung.

Andere Nachteile, wie z.B. Antworttendenzen (wie soziale Erwünschtheit) beim Interviewten oder der Einfluß des Interviewers in der Erhebungssituation, sind nicht spezifisch für diese Form der Befragung, sondern gelten auch für andere Formen (DOHRENWEND & RICHARDSON 1963).

Diese Einwände zielen jedoch hauptsächlich darauf ab, die Grenzen dieser Methode aufzuzeigen: halbstandardisierte Interviews eignen sich nicht zur strengen Prüfung von Hypothesen (FRIEDRICHS 1973, 226), schon gar nicht haben sie den "Charakter eines Beweisinstruments" (SCHEUCH 1967, 166). Ebenfalls widersprochen wird der Vermutung, daß nicht- bzw. teilstandardisierte Verfahren aufgrund ihrer größeren Flexibilität in der Handhabung zu zuverlässigeren und gültigeren - weil lebensnäheren (ATTESLANDER 1975, 93) - Aussagen führten: diese Annahme sei unter kontrollierten Bedingungen noch nicht überprüft worden (DOHRENWEND & RICHARDSON 1963; ANGER 1975).

SCHEUCH (1967) weist darauf hin, daß die Frage, welche Form des Interviews nun "besser" sei, nicht generell zu entscheiden ist: dies hängt zum einen vom Anwendungsbereich, zum anderen - so ATTESLANDER (1975) - vom Stand der Forschung in dem betreffenden Untersuchungsgebiet ab.

Ich möchte mich hier der Argumentation von ANGER anschließen, der die Einsatzmöglichkeit und Vorteile teil-standardisierter Verfahren wie folgt beschreibt:

Es bleibt festzuhalten: Besonders geschulte, sachkundige Interviewer werden durch intensive, qualitative Explorationen, die aber deutlich noch wenig erschlossen werden, über ein Interview mit einer strukturierten Zusammenfassung mehr als bei dem verirrten Versuch, mit Hilfe standardisierter Techniken in relativ unerforschtes Neuland vorzustoßen. Unstrukturierte Tiefeninterviews bzw. wenig strukturierte teil-standardisierte Verfahren erlauben daher besonders geeignet mehr oder minder komplexe Sachverhalte zu erhellen, über die bisher wenig Detailinformationen vorliegen, sie lassen sich benutzen, um neue Gesichtspunkte zu gewinnen, mutmaßlich relevanten Variablen zu erkennen und vorläufige Hinweise auf Zusammenhänge und Wechselwirkungen zu sammeln, aus denen sich bestimmte Aussagen ableiten lassen, die aber in jedem Fall einer sorgfältigen Nachprüfung bedürfen." (1969, 573)

Einige wesentliche Aussagen dieses Abschnitts treffen mit Sicherheit auf das Konstrukt Vertrauen bzw. dem Forschungsstand in diesem Bereich zu:

- es ist ein wissenschaftlich noch wenig erschlossenes Gebiet. Ein Großteil der Forschung behandelt das Konstrukt Vertrauen in experimentellen Untersuchungen mehr als eine Variable unter vielen, es ist selten der zentrale Untersuchungsgegenstand.
- Daß Vertrauen ein komplexer Sachverhalt mit einer Vielzahl von Implikationen ist, braucht wohl nicht näher erläutert zu werden.
- Die vorliegenden Forschungen bringen im wahrsten Sinne des Wortes "Detailinformationen": so bemüht man sich, Vertrauen als rein personabhängige oder aber als rein situationsabhängige Variable zu konzeptualisieren und zu erforschen (vgl. Kap. 6).
- ein zentrales Interesse meiner Untersuchung betrifft den Versuch, durch ein phänomennahes Vorgehen einige neue Gesichtspunkte zu gewinnen: wie definieren/erleben Versuchspartner das Konstrukt Vertrauen? Mein Ziel ist, mögliche neue Hinweise auf Zusammenhänge und Wechselwirkungen zu bekommen. Dabei stellen die im letzten Kapitel genannten Aussagen keine Hypothesen im strengen Sinne dar, sie sind vielmehr Leitgedanken bei der Entwicklung des Gesprächsleitfadens gewesen und Aspekte der Auswer-

tung dieser Untersuchung.

- Daß diese Untersuchung vorläufigen Charakter ohne jeden Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Ergebnisse hat, kann nicht ausdrücklich genug betont werden. Entscheidend ist für mich der heuristische Wert der Strategie: die Versuchspartner einmal selbst die Kategorien bestimmen zu lassen, anstatt wie sonst üblich, Kategorien von meiner Seite aus festzusetzen, ohne die Möglichkeit für die Vpt, diese zu erweitern, zu differenzieren, zu modifizieren. In diesem Sinne handelt es sich bei der in dieser Untersuchung verwendeten Methode um ein "kooperatives Interview"

"...bei dem man im Befragten nicht mehr eine zumindest ambivalent zum Interview eingestellte Person sieht und auch darauf verzichtet, ihn gewissermaßen zu 'überlisten'. Vielmehr sieht man in ihm den Partner, und entsprechend soll ihm der Interviewer das Gefühl vermitteln, daß man gemeinsam eine Aufgabe zu lösen habe." (SCHEUCH 1967, 153).

Ein wesentliches Kriterium für die Entscheidung zu einem halbstandardisierten Gesprächsleitfaden war mein Interesse an den Phänomenen der Versuchspartner (vgl. PERVIN 1981, 59). Zum einen gewährleistet ein solches Verfahren einen größtmöglichen Freiraum für eigene Formulierungen der Versuchspartner, zum anderen sind damit - aufgrund einer Reihe von in jedem Fall gestellten Fragen - zumindest Grundlagen für einen Vergleich der Ergebnisse über alle Vpt hinweg gegeben. Dabei entsteht das Problem, inwieweit bei einem phänomenologischen Vorgehen, das ja auf verbalen Aussagen der Versuchspartner über sich selbst angewiesen ist (MISCHEL 1972), überhaupt die Basis für eine Interpretation der Befunde gegeben ist.

"Andererseits ist es sicher methodologisch völlig unzureichend, die berichteten Phänomene grundsätzlich für die Wahrheit und die Sache selbst zu halten...Wir verwechseln leicht berichtete Angst mit Angst, berichteten Ärger mit Ärger, wir akzeptieren die subjektiven Aussagen der Versuchspersonen als Realität." (SADER 1980, 139 u. 146)

Daraus leitet sich häufig die Forderung ab, über die "common-sense data" hinauszugehen, indem man "ihre Irrtümer korrigiert" (ALLPORT 1966, 8) bzw. "den Kontext

zur objektiven Welt, zur Theorie und zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen herstell(t)" (SADER 1975, 263). Ich bin auf diese Problematik schon früher ausführlicher eingegangen (S.26f ; 39f), möchte aber hier noch einmal zusammenfassend begründen, warum ich mich in meinem Versuch auf die verbalen Aussagen meiner Versuchspartner über sich selbst "verlassen" habe.

(1) Zum Problem der Objektivität. Ich halte es für unwahrscheinlich (und soweit ich überblicken kann, ist es auch noch nie gelungen), objektive Kriterien für Konstrukte wie Angst oder Vertrauen zu finden: was den einen dazu veranlaßt, Vertrauen zu haben, ist für den anderen höchstens eine von vielen Voraussetzungen, für den dritten immer noch kein Grund, dieses (kognitive) Vertrauen auch in (beobachtbares) Verhalten umzusetzen; "objektive Gegebenheiten" werden durch unsere subjektiven Korrelate modifiziert: real ist, was man als real konstruiert. Die Subjektivität solcher Konstrukte wie Vertrauen macht ein phänomenologisches Vorgehen notwendig.

(2) Zum Problem des Unbewußten. Die Kritik von NISBETT & WILSON (1977) weist ja darauf hin, daß viele psychische Vorgänge unserem Bewußtsein gar nicht zugänglich seien, introspektive Methoden von daher wenig ertragreich seien. MISCHEL meint dazu:

"Zu häufig jedoch wird angenommen, daß Individuen sich einer Sache nicht bewußt gewesen sind, wenn ihnen schlicht die falschen Fragen gestellt wurden." (1972, 323)

und ADAIR & SPINNER (1981) meinen in einer ausführlichen Kritik an der Methodik der NISBETT & WILSON-Experimente, daß aufgrund der dort gestellten Fragen die Vpn praktisch keine introspektiven Aussagen machen konnten - dazu sei es notwendig, die Aufmerksamkeit von Versuchspartnern auch auf solche Vorgänge zu zentrieren und nicht anderslautende oder gar irreführende Fragen zu stellen. Es ist wichtig, die Vpt für das betreffende Thema zunächst zu motivieren

"Je mehr sich eine Person für ein Thema interessiert, desto gültiger sind ihre Angaben." (FRIEDRICHS 1973, 206)

und darauf hinzuweisen, daß man als Versuchsleiter auf ihr Bemühen um möglichst vollständige und aufrichtige Aussagen angewiesen sei. Das führt zu einem weiteren zentralen Punkt

(3) Zum Problem der Aufrichtigkeit. Die Frage, ob die Vpt (un)wissentlich oder absichtlich mich über ihre zentralen Phänomene hinweggetäuscht haben, bleibt letztlich unklar, und ich kann das Gegenteil nicht beweisen. Hier sollte aber nicht vergessen werden, daß diese Frage auch in jedem anderen (herkömmlichen) Experiment - meist ohne überhaupt thematisiert zu werden - letztendlich offen bleibt, dies kein Spezialproblem der phänomenologisch-idiographischen Methode ist. Ich konnte mich nur bemühen, durch die Art meines Vorgehens und meine Aufrichtigkeit das Vertrauensverhältnis zu schaffen, das es den Vpt wiederum ermöglicht, ihrerseits offen zu sein.

"Die skeptische Bemerkung von McNEMAR (1946), daß das Vertrauen in die Gültigkeit von Befragungsergebnissen größtenteils ein Akt des Glaubens sei, läßt sich auch nach mehr als 20 Jahren immer noch nicht mit Sicherheit zurückweisen." (ANGER 1969, 610)

(4) Zum Problem der Realitätsadäquanz. Es handelt sich bei meinem Versuch lediglich um die Beschreibung subjektiver Phänomene zum Konstrukt Vertrauen. Inwieweit sich diese Aussagen mit dem konkreten Verhalten einer Person decken, habe ich aus zwei Gründen nicht weiter untersucht: (a) ist es bis heute ungeklärt, welche Verhaltensindikatoren eindeutig auf Vertrauen hinweisen (NAROWSKI 1974, 124, 166 ff.); d.h. es ist nicht möglich, aufgrund von Verhaltensbeobachtungen auf das Ausmaß von Vertrauen zu schließen und (b) drückt sich Vertrauen nicht immer in offenem Verhalten aus, es wird häufig auch als kognitiver/emotionaler Zustand beschrieben. Um meine Untersuchung nicht um diese Dimension zu reduzieren, mußte ich es den Vpt ermöglichen, auch solche Aspekte zu berücksichtigen, d.h. verbale Aussagen darüber zu machen (vgl. SHEWDER 1975, 459 f.): es stellt sich die Frage, ob es für solche Phänomene wie Vertrauen -

zumindest was ihre erlebnismäßigen Anteile anbetrifft - überhaupt eine andere Zugangsmöglichkeit als introspektive Methoden gibt (vgl. NAROWSKI 1974, 48).

Ich bin mir der methodischen Mängel dieser Untersuchung bewußt. Daß ich sie trotzdem durchgeführt habe, liegt nicht zuletzt an der relativen Fruchtlosigkeit bisheriger experimenteller Untersuchungen zum Konstrukt Vertrauen (vgl. Kap. 6) und an meiner Hoffnung, so zumindest einige Denkanstöße auf diesem Gebiet vermitteln zu können - wenn schon keine statistisch (ab)gesicherten Ergebnisse.

Zum Schluß möchte ich eine Reihe von Forderungen aufzählen, die RAUSCH bei einem Ausblick auf die Zukunft der Psychologie aufgestellt hat und die nicht zuletzt auch als Begründung für mein Vorgehen dienen können:

- "1. Neben dem Verhalten sollte das Erleben wieder in höherem Maße Untersuchungsgegenstand werden, ebenso der Zusammenhang zwischen Erlebnissen und der Zusammenhang zwischen Erleben und Verhalten; auch als (gewissermaßen erklärende) Zwischenvariable - bei der Abhängigkeit des Verhaltens von den objektiven Bedingungen - sollte das Erleben in Anspruch genommen werden...
3. Bei aller Bereitschaft, die hohe Bedeutsamkeit quantifizierender Methoden anzuerkennen, sollte man auch qualitativen Verfahrensweisen und Befunden die ihnen gebührende Beachtung schenken...
4. Die berechnete Hochschätzung des Entscheidungsversuchs sollte nicht dazu führen, den Erkundungsversuch geringzuschätzen...
5. Mindestens neben - wenn nicht statt - der vielerorts bestehenden Methodenzentrierung sollte es eine Problemzentrierung geben. Ein Problem sollte, ohne daß sich der Forscher deshalb Mißbilligung seines Vorgehens zuziehen muß, auch dann angegangen werden dürfen, wenn optimale Methoden dafür noch nicht zur Verfügung stehen. (Selbstverständlich hat man sich dann der entsprechenden Vorläufigkeit einer Lösung bewußt zu sein.)" (1979, 251 f.)

Zusammenfassung. Ich habe in diesem Kapitel einige Rahmenbedingungen für einen phänomenologisch-idiographischen Ansatz genannt. Dazu gehört - zumindest für die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen - die Möglichkeit für die Versuchspartner, an der Erhebungs- und Auswertungsphase des Versuchs

aktiv teilzunehmen (im Gegensatz zu der in vielen herkömmlichen Experimenten stattfindenden Täuschung der Vpt über den Sinn und Zweck des Forschungsunternehmens). Ich habe mich dabei bemüht, durch mein Gesprächsverhalten und meine eigene Offenheit während der Versuchsphasen eine Atmosphäre zu schaffen, die es den Vpt ermöglichte, sich möglichst frei und ebenfalls offen über ihre Phänomene zu äußern, auf der methodischen Ebene wurde dies durch die Vorgabe eines halbstandardisierten Gesprächsleitfadens zu gewährleisten versucht. Zeit- und Arbeitsaufwand eines solchen Vorgehens ermöglichen nur die Berücksichtigung einer relativ kleinen Stichprobe von Vpt; die methodologischen Probleme einer solchen Begrenzung, sowie die Chancen und Grenzen verbaler Aussagen der Versuchspartner über sich selbst und der Verwendung eines halbstandardisierten Gesprächsleitfadens wurden diskutiert und die dennoch getroffene Entscheidung für ein solches Vorgehen zu begründen versucht.

6. ZUR WAHL DES KONSTRUKTES VERTRAUEN ALS UNTERSUCHUNGS- GEGENSTAND

Über die Relevanz von Vertrauen für unser Erleben und Verhalten gibt es eigentlich keine Zweifel. Fast jede unserer Handlungen beinhaltet - in den meisten Fällen unbewußt - Vertrauen: ob wir als Fußgänger im Straßenverkehr darauf vertrauen, nicht überfahren zu werden, ob wir uns im Krankheitsfall in ärztliche Behandlung begeben, oder ob wir im Lebensmittelgeschäft oder im Restaurant darauf vertrauen, unverdorbene Ware angeboten zu bekommen...unser persönliches Wohl hängt von unserer Fähigkeit (und der Berechtigung) zu vertrauen ab, unsere Gesellschaftsordnung ist so komplex geworden, daß ein Funktionieren nur gewährleistet ist, wenn wir darauf vertrauen können, daß jeder einzelne seine speziellen Aufgaben erfüllt:

"Vertrauen beeinflusst die zwischenmenschlichen Beziehungen auf allen Ebenen: Die Beziehung zwischen Regierungen, zwischen Minderheiten und Mehrheiten, zwischen Käufern und Verkäufern, Patienten und Therapeuten, Ehepartnern, Eltern und Kindern...Mißtrauen gefährdet das allgemeine soziale Gefüge, das auf Vertrauen aufbaut." (ROTTER 1981, 23)

Die Bedeutung des Konstrukts Vertrauen zeigt sich auch darin, daß es in vielen Bereichen als eine entscheidende Variable angesehen wird - um nur einige dieser Bereiche zu nennen:

(1) Psychotherapie. Hier wird im Vergleich zu früher dem Konstrukt Vertrauen eine sehr viel stärkere (auch explizite) Bedeutung zugemessen (vgl. PLOIS 1981; BRINK & FORMANN 1981). Vertrauen des Klienten zu sich selbst und seiner Umwelt, Vertrauen des Klienten zum Therapeuten aber auch umgekehrt beeinflusst nicht nur den Therapieer-

folg (vgl. HOBBS 1966), es ist überdies eine notwendige (BREUER 1979, 103 ff.) aber nicht selbstverständlich zu leistende Voraussetzung jeder therapeutischen Beziehung:

"Danach können wir sagen, daß für viele Therapeuten, die von einer klient-bezogenen Orientierung ausgehen, das ehrlich gemeinte Ziel, in die Einstellungen des Klienten zu gelangen, in das Bezugssystem des Klienten einzutreten, die vollständigste Verwirklichung der zentralen Hypothese vom Respekt vor und dem Vertrauen in die Fähigkeit der Person darstellt..." (ROGERS 1976, 47 f.)

"...kann ich es mir erlauben, positive Einstellungen gegenüber diesem anderen zu empfinden - Einstellungen der Wärme, Fürsorglichkeit, Zuneigung, des Interesses und Respekts? das ist nicht leicht...wir könnten in unserem Vertrauen enttäuscht werden - und davor fürchten wir uns." (ROGERS 1973, 66)

(2) Pädagogik. Auf die Bedeutung einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Eltern/Erziehern und Kindern wird in pädagogischen Arbeiten häufig hingewiesen (vgl. METZGER 1969, 9). ERIKSON (1953) nennt eine solche Beziehung als Voraussetzung für die Ausbildung eines Gefühls der Ich-Identität, des Selbstvertrauens und damit der Fähigkeit, sich in seiner Umwelt zurechtzufinden. Aber auch die Leistungsmotivation und der Schulerfolg werden vom gegenseitigen Vertrauen zwischen Kindern/Jugendlichen und ihren Lehrern beeinflusst (CRONBACH 1974, IMBER 1973, MOYER & KUNZ 1975).

"...Erziehung (ist) überhaupt nur insoweit möglich..., als Kind und Jugendlicher Vertrauen haben können und zudem erfahren, daß man ihnen vertraut...Auch das Lernen, die Annahme von Informationen und die Bereitschaft zu gegütiger Auseinandersetzung setzt Vertrauen voraus." (SCHEIBE 1970, 1329)

(3) Kommunikation. Schon MELLINGER hat auf die Wichtigkeit einer Vertrauensbasis im Kommunikationsprozess hingewiesen. Er konnte zeigen, daß

"...ein Individuum sehr leicht seine eigenen Einstellungen/Ansichten vor anderen verbirgt, wenn es diesen mißtraut... das primäre Ziel der Kommunikation mit einer Person, der man mißtraut, ist sehr viel eher die Reduktion der eigenen Angst als die genaue und vollständige Übermittlung von Gedanken." (1956, 304; s. auch unten: die Beziehung zwischen Vertrauen und self-disclosure).

(4) Gruppendynamik/Organisationsentwicklung. Die enge Beziehung zwischen dem Vertrauen von Mitarbeiterteams untereinander und dessen Einfluß auf die Effektivität ihrer Leistungen sowie der Zusammenhang zwischen dem Vertrauen von Organisationsmitgliedern und organisationspsychologischen Maßnahmen ist mehrfach aufgewiesen worden (FRIEDLANDER 1970; KEGAN & RUBINSTEIN 1973).

ZAND (1973) bemühte sich, die theoretische Grundlage für Aussagen über den direkten Zusammenhang zwischen Vertrauenshaltungen von Managern und deren Effektivität in Arbeitsorganisationen zu klären und Experimente zu seiner Prüfung zu entwerfen. Als entscheidende Einflußgrößen für die Umwandlung eines inneren Vertrauens-(oder Mißtrauens)Zustandes in Vertrauens-(oder Mißtrauens)Verhalten sieht er in Anlehnung an GIBB (1972) folgende Größen: 1. Information; 2. Einfluß und 3. Kontrolle (296). Sie beziehen sich auf 1. die Verzerrung/Verheimlichung einschlägiger Fakten, Ideen, Folgerungen oder Gefühle durch die Organisationsmitglieder; 2. dem Versuch, sich dem Einfluß anderer Personen zu widersetzen bzw. ihm auszuweichen und 3. Kontrolle oder Einfluß auf andere auszuüben bzw. eigenes Angewiesensein auf andere möglichst gering zu halten. Vertrauen wird hier nicht als Persönlichkeitsvariable definiert, sondern als "eine induzierte Einstellung, die der einzelne ändern kann" (300) und dabei nicht nur als reziproker Prozeß angesehen, sondern als Spiralmodell konzeptualisiert: Mißtrauen bewirkt noch größeres Mißtrauen, Vertrauen bewirkt noch größeres Vertrauen. ZAND fand in einer Langzeitstudie seine Vermutung bestätigt, daß diese Variablen direkte Konsequenzen für die Qualität von Problemlösungen haben.

Der offensichtlichen Relevanz von Vertrauen ist dieses Phänomen in der (empirischen) Psychologie noch relativ selten systematisch erforscht worden; aber auch wenn Untersuchungen vorliegen, so behandeln sie häufig nur Teilaspekte des Begriffs Vertrauen. Es war zunächst diese Diskrepanz zwischen der Relevanz von Vertrauen und der Beschäftigung in Theorie und empirischer Praxis mit diesem Konstrukt, die mich dazu veranlaßt hat, mich näher mit diesem Phänomen auseinanderzusetzen. Der entscheidendere Grund aber war meine eigene Erfahrung mit den Schwierigkeiten einer Konzeptualisierung und Operationalisierung des Konstruktes Vertrauen: Das Scheitern des Versuchs, einen Fragebogen zur Messung von Vertrauen bei Kindern zu

entwickeln und zu erproben (PAULY 1979). Ich habe aus der Interpretation der Befunde den Schluß gezogen, daß ein "einheitliches" Konstrukt Vertrauen nicht existiert. Vertrauen ist zu komplex und von zu vielen (Situations- und Person-)Variablen beeinflußt als daß es durch herkömmliche Methoden meßbar zu machen wäre. Diese Erkenntnis und die Auseinandersetzung mit der wissenschaftstheoretischen und methodologischen Literatur haben mich dazu veranlaßt, mein Vorgehen völlig zu ändern. Konsequenz war der Entschluß, eine phänomenologische Näherung an das Konstrukt Vertrauen zu versuchen: den Begriff nicht sofort auf bestimmte Dimensionen oder Bereiche zu reduzieren, sondern zunächst in all seinen möglichen Bedeutungen (bzw. so vielen wie möglich) zu beschreiben, um so seine Komplexität näher untersuchen zu können - auch wenn aufgrund der mangelnden Erprobung des methodischen Vorgehens ein erneutes Scheitern auch dieses Versuchs keineswegs auszuschließen war.

6.1. Überblick über den Stand der Vertrauensforschung

Ich werde im folgenden einen kurzen Überblick über die wichtigsten Ansätze und Beiträge zur Untersuchung des Konstruktes Vertrauen geben (empfehlenswerte Sammelreferate finden sich bei STACK 1978; PLOIS 1981). Es lassen sich hier zwei Richtungen unterscheiden: einmal handelt es sich um theoretische Reflexionen, die in der Regel nicht empirisch überprüft wurden; ich habe diese Arbeiten vor allem auch deshalb in den Überblick aufgenommen, weil sie im Grunde das repräsentieren, was ich hier untersuchen möchte: Betrachtungen bzw. "phänomenologische Besinnungen" der Autoren über den Begriff Vertrauen. Sie sind dann auch ungleich komplexer als die Ansätze der zweiten Richtung: die Versuche, Vertrauen möglichst eindimensional zu konzeptualisieren, damit meßbar zu machen.

6.1.1. Theoretische Ansätze

Gemeinsam ist all diesen Ansätzen das Bemühen um die Erfassung der drei wesentlichen Dimensionen des Konstruktes Vertrauen (vgl. auch NAROWSKI 1974, 167 ff.):

- die kognitive Dimension von Vertrauen: jemandem zu vertrauen heißt ihn auf eine bestimmte Art wahrzunehmen, beinhaltet die Reflexion über die Angemessenheit dieses Vertrauens usw....
- die emotionale Dimension: Vertrauen löst Gefühle der Ruhe, Geborgenheit, Zusammengehörigkeit usw.... aus.
- die Handlungs-/Verhaltensdimension: jemandem vertrauen hat zur Folge, sich ihm gegenüber freier, offener verhalten zu können, sich auf ihn einlassen zu können usw....

Die inhaltliche Darstellung und die Zusammenhänge der Aspekte von Vertrauen erfolgen bei den einzelnen Autoren allerdings sehr unterschiedlich.

Ich habe die Ansätze zur besseren Strukturierung in drei Bereiche unterteilt:

- 6.1.1.1. Der philosophisch-anthropologische Ansatz (SCHOTTLAENDER 1955, 1955b, 1957)
- 6.1.1.2. Der psychologische Ansatz (ERIKSON 1953, 1965)
- 6.1.1.3. Der soziologische Ansatz (LUHMANN 1973)

- 6.1.1.1. Der philosophisch-anthropologische Ansatz:
R. SCHOTTLAENDER

Ausgehend von einer Analyse der "Ursachen des Vertrauensschwundes" (1957, 8) versucht SCHOTTLAENDER über eine Reihe, z.T. weit ausholender Überlegungen und philosophischer Betrachtungen zu einer in sich geschlossenen Theorie des Vertrauens zu kommen.

Vertrauen wird von ihm als eine "Gemütsverfassung" bezeichnet

"...aus der bei gegebenem Anlaß bestimmte Gefühle und Handlungen zu entspringen pflegen, die aber auch latent bleiben kann." (1957, 44)

Als entscheidendes Motiv für Vertrauen sieht SCHOTTLAENDER den "'Einsatz' mitsamt dem an ihm haftenden 'Risiko'" (1957, 8):

"Immer wird etwas Wertvolles (in das Vertrauensverhältnis) hineingegeben, dessen Verlust die Folge des Vertrauensbruches sein könnte." (a.a.O., 31).

Für SCHOTTLAENDER ist Vertrauen Inhalt eines Relationsbegriffes: Vertrauen zu wem oder was? - kann also nicht losgelöst von dem, auf das es sich bezieht, betrachtet werden.

Im Unterschied zum "Verlaß", der sich auf das Dinghafte, technisch Geschaffene bezieht, stellt zwischenmenschliches Vertrauen die "Korrelation zweier Freiheiten" (1955, 52 f.) dar: die Freiheit des Vertrauenden (Vertrauen zu schenken) und desjenigen, dem man vertraut (keinen Vertrauensbruch zu begehen). Vertrauen wird jedoch nicht nur im engeren Sinne betrachtet, im Verhältnis zu den Mitmenschen, sondern auch im Sinne von "Vertrautheit", der personellen Beziehung zu den Dingen meiner Umgebung (so wäre z.B. "Heimweh" eine Umschreibung dieses Gefühls der "Vertrautheit" einer Stadt oder einem Land gegenüber); beide Aspekte - Vertrauen im engeren Sinne und Vertrautheit - bezeichnet SCHOTTLAENDER als "Vertrauung" (1957, 13).

Vertrauen setzt sich zusammen aus einer gefühlsmäßigen Komponente des Glaubens an die "Betätigung des Spontanen in der Zukunft" (1957, 10) und einer vorstellungsmäßigen Komponente der Gewißheit, die aus der Erfahrung von Vergangenenem resultiert:

"Das rechte, das gediegene Vertrauen ist ein Glauben an das Spontane in der Zukunft auf Grund des Wissens von ihm in der Vergangenheit" (a.a.O.)

Gleichzeitig ist Vertrauen immer zielgerichtet auf einen Zustand, in dem es Erfüllung findet, einen Zustand der positiven Ruhe, der Sicherheit (1957, 7; 9 f.).

Notwendige Voraussetzung für die Fähigkeit, vertrauensvoll zu sein, ist für SCHOTTLAENDER das Selbstvertrauen i.S. eines "Mitsichseins" (1955b, 342 f.). Es entsteht bereits im frühen Kindesalter und wird ausgelöst durch das

Gefühl, durch die Umwelt bestätigt zu werden. Es ist die Grundlage allen späteren Vertrauens.

"Nun ist aber das Insichruhen des rechten Selbstvertrauens Muster des Außersichruhens in der Vertrautheit und des Ineinanderruhens im gegenseitigen Vertrauen." (1957, 26)

Für SCHOTTLAENDER ist Vertrauen ein in dem Sinne ambivalenter Begriff, als es "blindes Vertrauen wie...gesundes Mißtrauen gibt" (1957, 7). Dem in jeder Situation Vertrauenden fehle die Fähigkeit, Erfahrungen zu reflektieren, fehle das Wissen:

"Die bloße Glaubensgewißheit ohne das Wissensfundament macht den Vertrauenden blind, und es kommt zu dem Extrem der 'Vertrauensseligkeit'" (1957, 11).

6.1.1.2. Der psychologische Ansatz: E. H. ERIKSON

Der Psychoanalytiker ERIKSON bemüht sich in seinem Ansatz (1953, 1965) die in der Theorie von FREUD aufgestellten Phasen zur psychosexuellen Entwicklung so zu erweitern, daß sie mit anderen Entwicklungsschematas (körperlichen, kognitiven) leichter verglichen werden können. Seine Ausführungen über Vertrauen sind zwar nicht besonders umfangreich oder - z.B. im Vergleich zu denen SCHOTTLAENDERS - differenziert, sie sind aber dennoch aus zwei Gründen erwähnenswert: zum einen hat der Begriff Vertrauen in seiner Theorie einen zentralen Stellenwert, zum anderen haben seine Vermutungen Anlaß zu einigen empirischen Untersuchungen gegeben (CONSTANTINOPLE 1969, 1970; IMBER 1973; STACK 1973).

ERIKSON beschreibt das Wachstum und die Krisen des Menschen als eine Reihe von "alternativen Grundhaltungen" (1965, 245), die sich in acht Phasen ausdrücken. Jede Phase umschließt die Integration der vorangehenden und steht in Wechselbeziehung zu einem (sich erweiternden) sozialen Radius, wobei die Gesellschaft durch Festsetzung von Normen oder Institutionalisierungen, wie z.B. Schule oder Kirche, dieser Entwicklung entspricht.

Die Phase "Ur-Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen" (1953, 11 ff.) hat hier insofern einen zentralen Stellenwert als es die erste und somit grundlegende und alle anderen Phasen beeinflussende ist:

"Das Ur-Vertrauen ist der Eckstein der gesunden Persönlichkeit." (1953, 12)

Dieses Ur-Vertrauen wird als "...eine auf die Erfahrungen des ersten Lebensjahres zurückgehende Einstellung zu sich selbst und zur Welt" (a.a.O., 11) beschrieben.

"Unter Vertrauen verstehe ich dasselbe, was man so im allgemeinen als ein Gefühl des Sich-VerlassenDürfens bezeichnet, und zwar in Bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer und die Zuverlässigkeit seiner selbst." (a.a.O.)

Begründet wird diese Einstellung in der Phase "Ur-Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen"; diese ist primär somatisch verankert (vgl. dazu KNOWLES 1977, 187 f.) und entspricht zeitlich der oral-sensorischen Phase bei FREUD. Die bei der Geburt noch "unausgewogene Homöostase" wird überwunden durch das Erlebnis der "wechselseitigen Regulierung" der wachsenden Fähigkeit des Kindes zur Nahrungsaufnahme mit der Nährtechnik der Mutter (1965, 241). Für ERIKSON ist daher der früheste Beweis für das Vertrauen des Kindes "das Fehlen von Ernährungsschwierigkeiten, Schlafstörungen und Spannungszuständen im Verdauungstrakt." (a.a.O.) Vertrauen ist dabei "nicht sonderlich bewußt" (1953, 11); es ist gekennzeichnet durch Naivität und Gegenseitigkeit. In der fortschreitenden Entwicklung ist es dann die erste soziale Leistung des Kindes, fähig zu sein, die Mutter aus dem Gesichtsfeld zu entlassen, ohne Wut oder Angst zu äußern

"...weil die Mutter inzwischen außer einer zu erwartenden äußeren Erscheinung auch zu einer inneren Gewißheit geworden ist." (1965, 241)

Diese Empfindung ist entscheidend für die Ausbildung von "Ich-Identität" und ist nicht so sehr in der Quantität als vielmehr in der Qualität der Mutter-Kind-Beziehung begründet: der einfühlenden Befriedigung der individuellen Bedürfnisse des Säuglings und der Vermittlung eines starken

Gefühls persönlicher Verlässlichkeit (1953, 18 - Der Zusammenhang zwischen mütterlichen Erziehungseinstellungen/-maßnahmen und dem Ausmaß an Vertrauen bei einem Kind sowie die Frage, inwieweit sich dieses im späteren Leben auf andere Personen/Bereiche überträgt und das Verhalten bzw. die Einstellungen beeinflusst, waren dann auch die Themenstellungen in den späteren - allerdings nicht von ERIKSON selbst durchgeführten - empirischen Untersuchungen). Ich-Identität aber ist die Grundlage für das spätere Gefühl, "in Ordnung" zu sein - im Sinne von Selbstvertrauen - zu wissen

"...daß man ein Selbst besitzt und daß man das Vertrauen der Umwelt rechtfertigt, indem man so wird, wie sie es von einem erwartet." (1965, 243)

ERIKSON führt eine Reihe psychopathologischer Erscheinungsformen (wie Kontaktscheue, Nahrungs- und Zuspruchsverweigerung, sich einschließen) auf das Fehlen eines solchen Vertrauens bzw. der Entwicklung von Mißtrauen zurück.

6.1.1.3. Der soziologische Ansatz: N. LUHMANN

LUHMANN (1973) bemüht sich durch eine funktionale (heuristische) Analyse zu einer Theorie des Vertrauens zu kommen. Ihn interessiert die Funktion, die dem Vertrauen in Beziehungen zwischen personalen/sozialen Systemen und der Umwelt zukommt. Vertrauen wird im weitesten Sinne als ein "Zutrauen zu eigenen Erwartungen" definiert und als elementarer Bestandteil des sozialen Lebens angesehen:

"Ohne jegliches Vertrauen könnte (der Mensch) morgens sein Bett nicht verlassen." (1973, 1)

Da die Welt "offen" strukturiert ist, also mehr Möglichkeiten zuläßt als Wirklichkeit werden können, ist der Mensch gezwungen, Strategien zu entwickeln, die es ihm ermöglichen, mit dieser Komplexität umzugehen, d.h. sie zu reduzieren, da sonst die Gefahr einer Überforderung und damit auch der Handlungsunfähigkeit bestünde. Eine mögliche und wirksame

Reduktion sozialer Komplexität bietet das Vertrauen:

"Wo es Vertrauen gibt, gibt es mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, steigt die Komplexität des sozialen Systems, also die Zahl der Möglichkeiten, die er mit seiner Struktur vereinbaren kann, weil im Vertrauen eine wirksamere Form der Reduktion von Komplexität zur Verfügung steht." (a.a.O., 7 f.)

Vertrauen kann nur in der Gegenwart gewonnen und erhalten werden, gleichzeitig aber wird im Akt des Vertrauens Zukunft vorweggenommen; man handelt so als ob die Zukunft sicher wäre - man reduziert die Komplexität der zukünftigen Welt durch das Überziehen von Informationen, die man aus der Vergangenheit besitzt (20).

"Vertrauen geht stufenlos über in Kontinuitätserwartungen, die ohne Reflexion wie feste Gleitschienen dem täglichen Erleben zugrundegelegt werden (25)...Man schließt durch Vertrauen gewisse Entwicklungsmöglichkeiten von der Berücksichtigung aus. Man neutralisiert gewisse Gefahren, die nicht ausgeräumt werden können, die aber das Handeln nicht irritieren sollen." (26)

In diesem Sinne bezeichnet LUHMANN Vertrauen auch als "riskante Vorleistung" (23, 45), "Mischung aus Wissen und Nichtwissen" (26), als "Wagnis" (27), das letztendlich auf einer "Täuschung" (33) beruhe: man setzt sich willentlich darüber hinweg, nicht so viele Informationen zu haben, wie in einer Situation erforderlich sind, um erfolgssicher handeln zu können. Dieses Überziehen von Informationen beruht allerdings auf "der Festlegung von Grenzen, die Schwellencharakter haben und deren Überschreiten eine umso krassere Neuorientierung auslöst" (82). Wo diese Schwellen beim einzelnen liegen, wie stark Vertrauen oder Mißtrauen ist und durch welche kritischen Erfahrungen sie geändert werden können wird man, so vermutet LUHMANN, durch "eine Art phänomenologische Psychologie des Alltagsverhaltens ausarbeiten müssen" (84).

Um überhaupt vertrauen zu können, bedarf es nach LUHMANN einer ganzen Reihe von Voraussetzungen: Vertrautheit (d.h. Anhaltspunkte, Vorerfahrungen mit der Umwelt/Vertrauensperson); die Kalkulation des Nutzens, den der Partner durch

einen Vertrauensbruch haben könnte (wobei davon ausgegangen wird, daß der Partner "ein gewichtiges Interesse" (45) an diesem Vertrauensbruch hat!) und des Nutzens, den man selbst gewinnt bzw. der Kosten, die einem selbst entstehen; die persönliche Risikobereitschaft; die Reflexion objektiver Merkmale der Situation und des Vertrauensobjektes: "Vertrauen (kann) keine ausnahmslos gültige Verhaltensmaxime sein" (95), da sonst die Gefahr einer Pathologie des Vertrauens bestünde; entscheidend ist weiter die "Sicherheit der sozialen Selbstdarstellung" (90), d.h. die Fähigkeit, einen potentiellen Vertrauensbruch verkraften zu können und schließlich (um Vertrauen zu erwerben) die Fähigkeit, am sozialen Leben teilzunehmen, fremde Erwartungen in die eigene Selbstdarstellung einbauen zu können. Als günstig für Vertrauensbeziehungen bezeichnet LUHMANN das Bestehen von Interdependenzen (man ist aufeinander angewiesen, die relative Dauer der Beziehung spielt eine Rolle).

LUHMANN unterscheidet in seiner Analyse zwischen persönlichem Vertrauen und Systemvertrauen (z.B. in Geld, Wahrheit, Macht), die Übergänge sind hier für ihn allerdings fließend. Insgesamt definiert er Vertrauen in Anlehnung an PARSONS Begriffssprache der "pattern variables" (1960) als

"...Einstellung...affektiv (nicht neutral) und diffus (nicht spezifisch), und in der Art, wie (sein) Objekt gegeben ist, partikular (nicht universalistisch) und auf Eigenschaften (nicht auf Leistungen) ausgerichtet..." (28 f.).

Dabei umschließt der Ausdruck affektiv "sowohl primär emotionale als auch primär willentliche Vertrauenshaltungen" (28).

Als "Einstellung dieses Stils" (29) wird Vertrauen gelernt; die Grundlage hierfür wird in der Kindheit geschaffen, im Laufe des späteren Lebens dann wird

"...der Lernvorgang durch Erfahrungen des Lernenden mit sich selbst vermittelt, durch die sich entwickelnde (ebenefalls gelernte) Identität des Lernenden gesteuert..." (30).

Vertrauen wird bei LUHMANN - und das unterscheidet ihn von anderen Theoretikern - keineswegs als in seinen Implikationen und Konsequenzen durchgängig positiv bewertet:

"Mitteilung eines Interesses an Vertrauensweisen, Selbstdarstellung als vertrauenswürdig, Sicheinlassen auf Vertrauen und Erwidern von Vertrauen sind Bemühungen um Intensivierung und Generalisierung sozialer Beziehungen, die sich, zumindest in Dauerbeziehungen, zugleich als Chance und Fessel erweisen. In Vertrauensbeziehungen ist so ein Moment der sozialen Kontrolle eingebaut. Vertrauen sammelt sich an als eine Art Kapital, das mehr Möglichkeiten zu weiterreichendem Handeln eröffnet, aber auch laufend benutzt und gepflegt werden muß und den Benutzer auf eine vertrauenswürdige Selbstdarstellung festlegt, von der er nur schwer wieder herunterkommt. Man kann Vertrauen durch täuschende Selbstdarstellung erwerben, aber man kann es sich nur erhalten und als laufend verfügbares Kapital nur nutzen, wenn man die Täuschung fortsetzt. Dann verwandelt sich unversehens der Schein in Wirklichkeit, die vorge-täuschten Qualitäten werden zur Gewohnheit. Die Vorteile des Vertrauens dienen als Instrument der Verpflichtung. Vertrauen erzieht." (71)

Hier wird deutlich, daß für LUHMANN neben dem (emotionalen) "spontanen Vertrauen" gerade das "taktisch-durchschauend aufgebaute Vertrauen" (105) in seiner Reflexivität eine wesentliche Rolle spielt und vor allem für seine funktionale Theorie des Vertrauens von Relevanz ist, da Vertrauen nur in dieser Form die "Gewähr für angepaßte Verhaltenskontinuität unter schwierigen, wechselnden Bedingungen" bietet und seine Funktion der Komplexitätsreduktion bewußt erfüllen kann (67).

"Vertrauen ist nicht das einzige Fundament der Welt; aber eine sehr komplexe und doch strukturierte Weltvorstellung ist ohne eine ziemlich komplexe Gesellschaft und diese ohne Vertrauen nicht zu konstituieren." (106)

6.1.1.4. Zusammenfassende Bemerkungen

Ich will hier jetzt nicht näher auf die Kritik an diesen Ansätzen eingehen (vgl. zur Kritik an ERIKSON: KNOWLES 1977; zur Kritik an LUHMANN: NAROWSKI 1974). Deutlich wird aber

- (1) Die Äußerungen sind zum großen Teil sehr abstrakt formuliert, eine empirische Überprüfung von daher nur schwer vorstellbar.
- (2) Es entsteht häufig der Eindruck, daß die Autoren mehr Mühe auf "Originalität" in der Formulierung und Abgrenzung zu anderen Ansätzen verwenden als daß sie sich um Klarheit und Präzision in der Darstellung bemühten (so z.B. die Differenzierung zwischen "Vertrautheit", "Vertrauen im engeren Sinne" und "Vertrauung" bei SCHOTTLAENDER (1957, 13) oder LUHMANNs Versuch, seinen Begriff der "Sicherheit der sozialen Selbstdarstellung" von "Selbstvertrauen" abzugrenzen (1973, 90 f.)).
- (3) Es wird nirgends klar hervorgehoben, daß es sich bei allen Theorien um (begrenzte) Strukturierungsversuche und keine selbstverständlichen, notwendigen oder empirisch ermittelte Sachverhalte handelt, d.h. keiner der Autoren macht durch die Art der Darstellung deutlich, daß seine Phänomene nicht die aller sein müssen und keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit besitzen. Die einzige Ausnahme ist ERIKSON, der an einer Stelle einmal betont, daß es sich bei seiner Sichtweise um "Ansichten" und nicht um "nachprüfbare Fakten" handele (1953, 3).

Problematisch finde ich auch den offensichtlich - zumindest bei SCHOTTLAENDER und LUHMANN - im Hintergrund stehenden Wunsch, zu einer möglichst geschlossenen, "abgerundeten" Theorie des Vertrauens zu kommen. Gerade die bei LUHMANN hierbei auftretenden (und von NAROWSKI 1974, 82 ff. aufgezeigten) Widersprüche geben Anlaß zu der Vermutung, daß eine solche Abrundung aufgrund der Komplexität des Konstruktes Vertrauen nur schwer möglich ist und wenig zum besseren Verständnis dieser beiträgt. Oder entstehen solche Widersprüche gerade wegen dieser Komplexität zwangsläufig bei jedem Versuch, Vertrauen näher zu beschreiben?

6.1.2. Empirische Untersuchungen

Erste Versuche, den Vertrauensbegriff zu operationalisieren, unternimmt Ende der fünfziger Jahre Morton DEUTSCH (6.1.2.1.). Er untersucht die Einflüsse von Situationsvariablen auf das (Vertrauens-)Verhalten von Personen. ROTTER (6.1.2.2.) dagegen interessiert sich für die bei Individuen durch unterschiedliche Lerngeschichten unterschiedlich hoch ausgeprägten und generalisierten Vertrauenspotentiale.

6.1.2.1. Vertrauen als Situationsvariable: der Ansatz von M. DEUTSCH

DEUTSCH (1958) bemüht sich, in seine Definition von Vertrauen das Alltagsverständnis dieses Begriffs einzubeziehen und gleichzeitig zu klar definierten Forschungshypothesen zu kommen, die experimentelle Untersuchungen auf diesem Gebiet ermöglichen.

"Man kann von einer Person dann sagen, daß sie auf das Eintreten eines Ereignisses vertraut, wenn sie dessen Eintreten erwartet und dadurch zu einem Verhalten veranlaßt wird, von dem sie größere negative motivationale Konsequenzen zu erwarten hat, wenn ihre Erwartung nicht erfüllt wird als positive motivationale Konsequenzen, wenn sie erfüllt wird..."

Man kann dann von gegenseitigem Vertrauen sprechen, wenn (zwei Personen) im Hinblick auf das Verhalten des jeweils anderen ein komplementäres soziales Vertrauen haben." (1958, 266 u. 267)

Wir verhalten uns in vielen Situationen vertrauensvoll, obwohl die Gefahr besteht, daß für uns daraus negative Konsequenzen entstehen, die schlimmer sind als die zu erwartenden positiven Konsequenzen: Bei dem Entschluß einer Mutter, ihr Kind dem Babysitter zu überlassen (Entscheidung für Vertrauen bzw. vertrauensvolles Verhalten) ist die negative Konsequenz (dem Kind könnte etwas geschehen) für sie weitaus schlimmer als die positive (sie kann ins Theater gehen) angenehm ist.

DEUTSCH (1976, 136 ff.) nennt eine ganze Reihe von Gründen

dafür, daß man trotz eines wahrgenommenen vorhandenen Risikos in einer Situation Vertrauen zeigt: man kann aus Ver zweiflung vertrauen, aufgrund sozialer Anpassung, aus Arg- losigkeit, aus Impulsivität, Zuversicht o.ä.. Er beschäftigt sich bei seinen Untersuchungen hauptsächlich mit Vertrauen aus Zuversicht: ein Mensch kann ein Verhalten (vertrauens- voll zu sein) wählen, weil er in seiner Erwartung ausreichend zuversichtlich ist, eher das zu erhalten, was er wünscht als das zu erleiden, was er fürchtet - mit anderen Worten: er ist so zuversichtlich, daß die tatsächliche Furcht vor dem Schaden klein wird im Vergleich zu dem tatsächlichen Nutzen.

In jedem Fall, so DEUTSCH (1976, 157 f.), setzt Vertrauen in andere ein gewisses Maß an Selbstvertrauen voraus, so- wie die Fähigkeit, eine Situation und die damit verbundenen Folgen richtig einschätzen zu können, da andernfalls die Gefahr eines "pathologischen Vertrauens" bestünde. Weiter setzt Vertrauen voraus, daß wir dem anderen überhaupt zu- trauen, die Fähigkeit oder Intention zu haben, ein für uns positives Ereignis herbeizuführen, es ist also abhängig von der Einschätzung des anderen aufgrund unserer Wahrnehmung von diesem, ebenso wie - bei gegenseitigem Vertrauen - un- sere eigenen Intentionen in Bezug auf den anderen eine Rolle spielen (1962, 305 ff.).

DEUTSCH sieht eine enge Beziehung zwischen Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit: Personen, die sich dazu entschieden haben, dem anderen zu vertrauen, sind daraufhin selbst in der Regel auch dann vertrauenswürdig, wenn es für sie von größerem Gewinn wäre, sich nicht vertrauenswürdig zu verhalten (1958, 278).

Experimentell überprüft hat DEUTSCH seine Hypothesen mit einer Variation des "Gefangenendilemma"-Spiels (GD), ein Beispiel für eine Situation mit gemischten Motiven.

6.1.2.1.1. Das "Gefangenendilemma"-Spiel

In SECORD & BACKMAN wird das GD wie folgt beschrieben:

"Zwei Verdächtige werden verhaftet und voneinander getrennt. Der Staatsanwalt ist sich gewiß, daß sie eines bestimmten Verbrechens schuldig sind, aber er hat keine adäquaten Beweise, sie vor Gericht zu überführen. Er macht jedem Gefangenen klar, daß jeder zwei Alternativen hat: das Verbrechen zu gestehen, bei dem die Polizei sicher ist, daß sie es getan haben oder kein Geständnis abzulegen. Legen beide kein Geständnis ab, dann - so legt der Staatsanwalt dar - wird er sie einer sehr geringfügigen erdichteten Sache wegen anklagen, etwa eines kleinen Diebstahls oder des illegalen Waffenbesitzes, und sie werden beide eine kleine Strafe bekommen. Legen sie beide ein Geständnis ab, so werden sie verurteilt, aber er wird nicht das härteste, sondern ein milderer Urteil empfehlen. Wenn aber einer ein Geständnis ablegt, der andere nicht, dann wird der Geständige dafür milde behandelt, daß er dem Staat Beweise geliefert hat, während der andere die ganze Härte der Strafe zu spüren bekommt." (1976, 332)

In der empirischen Forschung wurden die "Haftzeiten" des GD in fiktive Belohnungen umgewandelt. Die Situation läßt sich in folgender Matrix darstellen:

		Person 2			
		A		B	
Person 1	X	+9	+9	-10	+10
	Y	+10	-10	-9	-9

"Lohr"-Matrix im GD (nach DEUTSCH 1958, 269): an erster Stelle stehen jeweils die Gewinne von Person 1, an zweiter Stelle die Gewinne von Person 2.

Es entsteht eine Situation mit gemischten Motiven, da auf der einen Seite ein Bedürfnis nach Kooperation besteht (die Ergebnisse jedes Teilnehmers hängen vom Verhalten des anderen Teilnehmers ab), gleichzeitig aber auf der anderen Seite eine Motivation zu Konkurrenzverhalten existiert (die gegenseitige Abhängigkeit der Ergebnisse erlaubt es einem, den anderen auszunutzen, auf seine Kosten zu gewinnen).

Ein Dilemma entsteht in einer solchen Situation, weil keiner der Spieler gewinnt, wenn er versucht, den höchsten Ertrag zu erzielen. Nur wenn beide kooperieren (Wahl XA) können beide gewinnen. Entscheidet man sich aber für Kooperation, so geht man das Risiko ein, daß der andere das nicht tut: man verliert, während der andere gewinnt (Wahl YA oder XB). Spekuliert man darauf, für sich selbst einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen, so läuft man Gefahr, daß der andere das auch tut (Wahl YB), was für beide Spieler den maximalen Verlust bedeuten würde.

Im GD wird dieses Dilemma dadurch verstärkt, daß in den meisten Fällen keine Kommunikation zwischen den Spielern existiert: man bekommt eine Entscheidung des anderen vorgegeben und muß sich ohne Rückfragemöglichkeit entscheiden, ihr zu vertrauen (zu kooperieren) oder nicht (zu konkurrieren).

DEUTSCH (1958) versuchte durch die Untersuchungen mit dem GD herauszufinden, in welchen Situationen Menschen sich am ehesten entscheiden, einem anderen zu vertrauen bzw. unter welchen Bedingungen sie das nicht tun. Der grundlegende Wesenszug des GD ist dabei nach DEUTSCH (1960, 132), daß es keine Möglichkeit für "rationales" individuelles Verhalten (=Entscheidung zu kooperieren) gibt, wenn nicht die Bedingungen für gegenseitiges Vertrauen herrschen.

Er führte mehrere Durchläufe mit dem GD durch. Dabei wurden die Versuchspersonen drei Gruppen zugeteilt, die unterschiedlich instruiert wurden:

- Situation A (kooperative Orientierung): Jeder Spieler sollte versuchen, sich selbst und dem anderen nicht zu schaden, ebenso wie der andere das versuchen würde.
- Situation B (individualistische Orientierung): Man sollte ohne Rücksicht auf den anderen versuchen, so viel wie möglich für sich herauszuholen, ebenso würde der andere sich verhalten.
- Situation C (wetteifernde Orientierung): Wichtig sei nicht nur, soviel wie möglich für sich zu gewinnen, sondern gleichzeitig auch immer mehr als der andere; der Gegen-

spieler handele auch so.

Die Ergebnisse weisen - wie ja wohl auch zu erwarten war - darauf hin, daß eine kooperative Orientierung am ehesten gegenseitiges Vertrauen erzeugte (verglichen mit wetteifernder/individualistischer Orientierung), während in Situation C am seltensten Vertrauen gezeigt wurde. Bei individualistischer Orientierung hingen die Ergebnisse sehr stark von situativen Determinanten ab, ob z.B. die Möglichkeit zur Kommunikation gegeben bzw. genutzt wurde.

DEUTSCH schließt aus diesen Befunden, daß Vertrauen eher eine situations- als personabhängige Variable ist:

"Unsere Ergebnisse weisen daraufhin, daß das Vertrauen in kooperatives Verhalten eines anderen eher durch die situativen Determinanten seines Verhaltens bedingt wird als durch seinen Charakter." (1958, 273; vgl. auch SERMAT 1970)

In der Folge wurde eine fast unübersehbare Menge von Experimenten mit dem GD und Variationen dieses Spiels durchgeführt, auf die ich hier nicht näher eingehen will: sehr häufig haben diese auch eher die Frage bestimmter Entscheidungsstrategien zum zentralen Thema, als daß es um die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen ginge (ein Überblick findet sich bei RAPOPORT & ORWANT 1962; NEMETH 1972; und SCHNEIDER 1978, 109 ff.).

6.1.2.1.2. Kritik an den Experimenten mit dem "Gefangenendilemma"-Spiel

Trotz aller Bemühungen zu begründen, daß Vertrauen durch das GD untersucht werden kann und daß das GD eine zum Alltag analoge Situation darstellt (HELD 1968; KELLEY & STAHELSKI 1970), wird die Übertragbarkeit der Ergebnisse aus traditionellen Spielexperimenten generell - und damit auch deren Validität im Hinblick auf die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen - angezweifelt. Im einzelnen werden folgende Punkte kritisiert:

- der Realitätsbezug der Ergebnisse
 - „...Spieltheorie ist eher normativ als deskriptiv, d.h. die aus ihr gezogenen Schlußfolgerungen geben eher Auskunft darüber, wie 'rationale' Menschen sich verhalten sollten als darüber, wie wirkliche Menschen sich verhalten.“ (RAPOPORT & ORWANT 1962, 1)
- die Unterschiedlichkeit der in experimentellen Spielen und im Alltag geltenden sozialen Normen (SERMAT 1970)
- der Gebrauch unrealistischer, oft trivialer Belohnungen und damit die subjektive Bedeutungslosigkeit dieser für die Vpn (KEE & KNOX 1970): mangelnde Ich-Beteiligung bzw. mangelndes Interesse der Vpn an der Aufgabe würden die Gültigkeit der Befunde erheblich einschränken.
- die Unklarheit über die Motivation der Teilnehmer am GD. MANZ (1980) weist darauf hin, daß die Reaktion der Vpn bei mehreren Wahlen (Durchläufen) im GD mehrdeutig sind: wollen sie sich am anderen rächen, ihn belohnen, ihm ein Angebot machen, ihren Ärger loswerden, ihn langfristig gesehen "austricksen"...? Zumindest erscheint es zweifelhaft, aufgrund der Beobachtung eines Kooperationsverhaltens der Vpn auf deren Entscheidung für Vertrauen rückzuschließen (vgl. auch KEE & KNOX 1970, 361 ff.).
- die Unmöglichkeit in den meisten GD-Variationen, verbal miteinander zu kommunizieren bzw. verhandeln zu können. NEMETH schreibt dem GD deshalb große "Abstraktion und Unklarheit" zu und bezeichnet es als eine "absurde Situation" (1972, 204 u. 213).

Zwei neuere theoretische Ansatzpunkte zur Interpretation experimenteller Spielsituationen kommen von VINACKE (1969) und KELLEY & STAHELSKI (1970).

Im Anschluß an einen Überblick über die Forschungen mit dem GD schlägt VINACKE vor, bei den Interpretationen die Feldtheorie LEWINS zu berücksichtigen, d.h. die Interaktion zwischen Person und Umgebung und die Beziehung solcher Variablen untereinander sowie deren Einfluß auf das Verhalten zu untersuchen (1969, 314).

KELLEY & STAHELSKI erklären die Entscheidung von Personen für kooperatives bzw. konkurrierendes Verhalten durch deren unterschiedliche Attributionsmuster: Kooperative neigen ihrer Meinung nach zu der Annahme, daß die Welt aus Menschen besteht, die kooperieren und solchen, die konkurrieren. Daher werden sie in einer Situation mit gemischten Motiven mit Kooperierenden kooperieren und mit Konkurrierenden konkurrieren. Konkurrierende Menschen dagegen halten alle Menschen für konkurrierend und werden in jeder Situation wettstreiten, es sei denn, sie sind aufgrund bestimmter (sozialer) Umstände gezwungen, zu kooperieren. Die Erwartungen "Kooperativer" und "Konkurrierender" bezüglich anderer steuern ihr Verhalten - im Alltag wie im GD (1970, 77).

Wichtig erscheint KELLEY & STAHELSKI der Befund, daß das Verhalten durch diese Erwartungen geradezu programmiert ist: zwischen Kooperierenden und Konkurrierenden fand in ihren Experimenten keinerlei Kommunikation oder gar Modifikation bzw. Einigung über diese unterschiedlichen Ansichten statt - nach Einschätzung der Autoren eine mögliche Grundlage vieler Konflikte. Gerade deshalb halten sowohl VINACKE (1969, 315) als auch KELLEY & STAHELSKI (1970, 90) es für weitaus nützlicher, sich bei Untersuchungen mit dem GD darauf zu konzentrieren, wie Kooperation der Partner erreicht werden kann, welche Bedingungen der Interaktion dafür bestehen oder verändert werden müssen, anstatt wie bis jetzt üblich sich mehr dafür zu interessieren, in welcher Weise der Grad an Kooperation unter bestimmten experimentellen Manipulationen variiert (vgl. auch SWINTH 1967).

6.1.2.2. Vertrauen als Personvariable: der Ansatz von J.B. ROTTER

Im Rahmen seiner sozialen Lerntheorie beschäftigt ROTTER sich mit der Frage, inwieweit Menschen sich interindividuell in ihrem Ausmaß von Vertrauen unterscheiden (ROTTER &

HOCHREICH 1979, 178).

Vertrauen ist nach ROTTERS Definition auf den zwischenmenschlichen Bereich beschränkt (als "interpersonales Vertrauen"). Es ist für ihn eine generalisierte Persönlichkeitseigenschaft und beschreibt die kognitive Erwartung, daß ich mich auf den anderen verlassen kann.

"...die Erwartung eines Individuums oder einer Gruppe, sich auf das Wort, das Versprechen, die verbalen oder schriftlichen Aussagen eines anderen Individuums oder einer anderen Gruppe verlassen zu können." (ROTTER 1971, 444)

ROTTER geht davon aus, daß das Ausmaß an Vertrauen eines Menschen durch seine individuellen Lernerfahrungen über einen längeren Zeitraum hinweg geprägt wird und als relativ stabiles Persönlichkeitsmerkmal grundsätzlich empirischer Forschung zugänglich ist.

"In der Theorie des sozialen Lernens wird die Erwartungshaltung eines Menschen in einer bestimmten Situation (die Erwartung von Strafe oder Belohnung beispielsweise) nicht nur von seinen vergangenen Erfahrungen in dieser speziellen Situation bestimmt. Wichtig sind auch die Erfahrungen, die in anderen, ähnlich wahrgenommenen Situationen gemacht und verallgemeinert wurden. Erst als Ergebnis dieser Generalisierungen entwickelt sich die stabile Persönlichkeitseigenschaft, entweder vertrauensvoll oder mißtrauisch an andere Menschen heranzugehen." (ROTTER 1981, 23)

ROTTER schränkt ein, daß neben situationsübergreifenden Faktoren auch situationsspezifische Einflüsse von Bedeutung für das Verhalten sein können: die relative Wichtigkeit jeder dieser Faktoren ist dabei abhängig von der Menge an Erfahrungen, die man mit oder in einer bestimmten, in Betracht stehenden Situation gemacht hat. Aber gerade solche Stimuli, mit denen das Individuum spezifische Erfahrungen gemacht hat (z.B. mit Eltern oder Freunden) und deren Auswirkungen auf das Verhalten möchte er in seinen Untersuchungen vernachlässigen; ihn interessiert vielmehr das Vertrauen einem "generalisierten anderen" gegenüber - einer Person oder Gruppe gegenüber, mit denen das Individuum keine oder wenige persönliche Erfahrungen gemacht hat (1980, 2). Das erklärt auch die sehr generelle und un-

spezifische Formulierung der Items in dem von ihm entwickelten Meßinstrument (6.1.2.2.1.)

Die Relevanz der Messung individueller Unterschiede im Sozialverhalten begründet ROTTER generell mit deren Bedeutung für die Möglichkeit, Verhalten in bestimmten Situationen vorhersagen zu können und für die Untersuchung der Entwicklung, des Ursprungs, der Aufrechterhaltung und der Stabilität von Verhalten (ROTTER 1971, 444); speziell bezogen auf die Unterschiede im Ausmaß von Vertrauen begründet er diese mit der Hoffnung, dadurch auf soziale Probleme hinweisen zu können sowie auf die große Bedeutung des Konstruktes Vertrauen für jede Form zwischenmenschlicher Beziehungen (ROTTER 1967, 651; 1981, 23).

Um das Ausmaß von Vertrauen einer Person meßbar machen zu können, entwickelte er (1967) die "Interpersonal Trust Scale" (ITS), eine Skala zur Messung des zwischenmenschlichen Vertrauens.

6.1.2.2.1. Die Interpersonal Trust Scale

Die "Interpersonal Trust Scale" (ITS) besteht aus einer Reihe von Behauptungen, die generelle Aussagen zum Thema Vertrauen machen; 25 Items, die Vertrauen messen sollen und 15 Füll-Items liegen in Likert-Form vor, wobei der Grad der Zustimmung oder Ablehnung von 1 ("völlige Zustimmung") bis 5 ("völlige Ablehnung") reicht. Die Skala ist so formuliert, daß bei der Hälfte der Items Zustimmung, bei der anderen Hälfte Ablehnung als ein Zeichen von Vertrauen gewertet wird. Die ITS ist als additive Skala entwickelt worden, ein hoher Punktwert entspricht einem hohen Maß von Vertrauen, die zu erreichende Punktzahl liegt zwischen 25 und 125. Versuchspersonen, die oberhalb der 50%-Grenze liegen, werden als vertrauensvoll eingeschätzt, die, die darunter liegen, als mißtrauisch.

Einige typische Beispiele für Items der ITS:
"Die Menschen sind verlogener denn je"; "Beim Umgang mit Freunden sieht man sich besser vor, bis ihre Vertrauens-

würdigkeit bewiesen ist"; "Die meisten Menschen würden stellen, wenn sie die Gelegenheit dazu hätten und sicher wären, nicht erwischt zu werden"; "Die Justiz behandelt uns alle gleich und unvoreingenommen"; "Im großen und ganzen sind Handwerker, die Waschmaschinen oder Fernseher reparieren, ehrlich" (ROTTER 1981, 24).

In zwei von ROTTER (mit-)durchgeführten Untersuchungen mit der ITS konnten gute Ergebnisse hinsichtlich deren Validität (Vergleich soziometrischer Wahlen/Vergleich der Vertrauenswerte von Studenten mit denen ihrer Eltern) und Reliabilität ermittelt werden (ROTTER 1967; KATZ & ROTTER 1969). Die wohl bekannteste Untersuchung führte ROTTER im Zeitraum 1964 - 1969 in Zusammenarbeit mit HOCHREICH durch: wiederholte Messungen über sechs Jahre ließen einen signifikanten Abfall im Vertrauensmaß von Studenten annehmen, der sich in viele Bereiche generalisierte, besonders im Hinblick auf Politik, die Fähigkeit, Frieden zu wahren und die Glaubwürdigkeit der Massenmedien (HOCHREICH & ROTTER 1970).

Auf der Grundlage der experimentellen Ergebnisse von Untersuchungen mit der ITS beschreibt ROTTER vertrauensvolle Menschen wie folgt:.

"Wenn wir von den untersuchten Situationen ausgehen, scheint folgendes sicher: Vertrauensvolle Menschen machen ebenso Unterschiede darin, wem sie trauen und wem nicht, wie die Mißtrauischen. Sie unterscheiden sich allerdings in ihrer Bereitschaft, einem Fremden zu trauen, wenn es über ihn keine eindeutigen Anhaltspunkte gibt. Der Vertrauensvolle sagt: "Ich werde ihm trauen, bis ich vom Gegenteil überzeugt bin." Der Mißtrauische dagegen erklärt: "Ich werde ihm nicht trauen, bis ich ganz sicher bin, daß er vertrauenswürdig ist."

In einem Ergebnis sind wir uns ganz sicher: Wir wissen, welche Folgen das größere menschliche Vertrauen für die Gesellschaft hat. Menschen, die anderen trauen, werden vermutlich selbst weniger oft lügen, stehlen oder betrügen. Sie werden anderen eine zweite Chance geben und die Rechte des anderen respektieren. Auch die persönlichen Konsequenzen sehen positiver aus: Sie sind zufriedener, leben konfliktärmer und angepaßter, sind liebens- und begehrenswerter und als Freunde hochgeschätzt - übrigens von beiden Gruppen, sowohl den Vertrauensvollen wie auch den Mißtrauischen." (ROTTER 1981, 29).

Deutlich wird bei diesem Resümee der enge Zusammenhang, den ROTTER zwischen dem Vertrauen einer Person und der ihr

zugeschriebenen Vertrauenswürdigkeit sieht - ein Befund, den er als das interessanteste Ergebnis seiner frühen Untersuchungen bezeichnet (vgl. auch ROTTER & HOCHREICH 1979, 180; ROTTER 1980, 2; ROTTER 1981, 24).

Erwähnenswert ist vielleicht noch die Beziehung zwischen dem Begriff Vertrauen und dem Phänomen der "Selbstöffnung" (self-disclosure). Allgemein wird davon ausgegangen, daß Vertrauen eine wichtige Voraussetzung dafür ist, jemand anderem Privates über sich zu erzählen, sich ihm "anzuvertrauen".

"Ich konnte feststellen, daß Menschen sich Forschern oder anderen Personen gegenüber nicht wirklich öffneten, sich nicht wirklich zu erkennen gaben, bei denen sie Grund hatten, ihnen zu mißtrauen." (JOURARD 1974, 259 f.)

Die Definition von Vertrauen bei ROTTER hat jedoch nichts mit einer solchen Selbstöffnung zu tun: ihn interessiert, ob wir in die (bereits stattgefundene) Kommunikation mit dem anderen Vertrauen haben, nicht der Schritt vorher, die Entscheidung, überhaupt mit jemandem zu kommunizieren oder unsere Bereitschaft bzw. unser Bedürfnis über private Angelegenheiten zu sprechen oder an das Wohlwollen anderer in Wettstreitsituationen zu glauben (ROTTER 1971, 448). Empirische Untersuchungen unterstützen diese Feststellung: sie fanden keine Beziehung zwischen dem Ausmaß an Vertrauen (gemessen durch die ITS) und dem an Selbstöffnung (VONDRAČEK & MARSHALL 1971; McALLISTER & KIESLER 1975).

Auf der Grundlage einer differenzierteren Konzeptualisierung des Konstruktes Selbstöffnung fanden auch WHEELLES & GROTZ ihre Vermutung bestätigt, daß der Grad an Selbstöffnung zwar nicht mit einem generellen Vertrauen (in andere) im Zusammenhang steht, wohl aber mit einem individualisierten Vertrauen (einer bestimmten Person gegenüber). ROTTERS Definition eines generellen Vertrauens erweise sich als für die self-disclosure Forschung zu unspezifisch: es fand sich keine signifikante Korrelation zwischen dem durch die ITS gemessenen generalisierten Vertrauen und dem hier untersuchten individuellen Vertrauen (1977, 255; vgl. auch PEARCE 1974, 236).

Mit dieser Aussage grenzt ROTTER sich aber auch gleichzeitig von dem Vertrauensbegriff ab, den DEUTSCH (1958) zu

operationalisieren versuchte. Auch dies wird durch eine Untersuchung bestätigt.

MacDONALD u.a. (1972) stellten fest, daß zwischen der ITS und dem GD keine Beziehung besteht und daß das Ausmaß an Selbstöffnung (gemessen durch die Skala von JOURARD) in keiner Beziehung zu den Werten auf der ITS stand, wohl aber zu dem im GD beobachteten Verhalten. Sie erklären das mit dem schon oben erwähnten attributionstheoretischen Ansatz (6.1.2.1.2.): Unser Verhalten werde gesteuert durch unsere Erwartungen hinsichtlich unseres Gegenübers; halte ich andere für generell böswillig, bin ich kaum bereit, ihnen Privates über mich mitzuteilen - ich müßte befürchten, daß sie diese Informationen gegen mich verwenden könnten. ROTTER dagegen beschreibe in seiner Definition eine konzeptuell verschiedene Form von Vertrauen (s. 6.1.2.3.).

6.1.2.2.2. Kritik an der Interpersonal Trust Scale

Kritik wurde hauptsächlich an der Dimensionalität und Validität der ITS formuliert.

Untersuchungen zur Dimensionalität wurden von KAPLAN (1973), WRIGHT & TEDESCHI (1975), CHUN & CAMPBELL (1974) und CORRAZINI (1977) durchgeführt.

KAPLAN faktorenanalysierte die ITS und ermittelte drei unterschiedliche Faktoren: (1) Vertrauen gegenüber Institutionen; (2) die wahrgenommene Aufrichtigkeit anderer; (3) das Bedürfnis, vor anderen auf der Hut zu sein (1973, 13). Entgegen der Definition ROTTERS (Vertrauen als ein-dimensionales Konstrukt i.S. eines generellen Vertrauens) stellte sich bei seiner Untersuchung heraus, daß es spezifische Komponenten von Vertrauen gibt; KAPLAN konnte in der Studie von HOCHREICH & ROTTER (1970, s.o.) eine Vertrauensabnahme der Studenten nur hinsichtlich des ersten Faktors feststellen.

Interessant ist, daß trotz der Begrenzung des Vertrauensbegriffs bei ROTTER auf das "zwischenmenschliche Vertrauen" (interpersonal trust) sich Faktor (1) in der KAPLAN-Untersuchung auf Vertrauen gegenüber Institutionen bezieht. Tat-

sächlich sind in der ITS eine ganze Reihe von Aussagen im Hinblick auf Vertrauen gegenüber solchen wohl eher anonymen Einrichtungen formuliert. Für ROTTER sind die Übergänge hier allerdings fließend:

"Das Vertrauen in Menschen wird in Vertrauen auch gegenüber Institutionen umgesetzt." (1981, 25),

die Beziehung zwischen solch einem institutionellen und dem zwischenmenschlichen Vertrauen ist jedoch nicht unabhängig.

Im Anschluß an eine methodische Kritik an der Untersuchung von KAPLAN bemühten sich WRIGHT & TEDESCHI (1975) erneut,

Friedrich Neugebauer in

Auch CHEN & CAMPERFELT differenzierter nach einer Faktorenanalyse der ITS zwischen vier Faktoren: (1) Politisch, (2) Wirtschaftlich, (3) Menschliche Ausnutzung; (4) Gesellschaftlich. Die ersten drei Faktoren sind in der ITS nicht explizit, sondern implizit enthalten. Der zweite Faktor, das Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich, ist in der ITS explizit enthalten.

"Der ROTTER Interpersonal Trust Scale gelingt es...nicht, deutlich zu machen, daß das Ausmaß an Vertrauen in Bezug auf verschiedene Bereiche signifikant variieren kann. Dieser Mangel kann dazu führen, wichtige Unterschiede zu verwischen." (a.a.O. 1066).

Dieser Vorwurf einer ungenauen Differenzierung zwischen verschiedenen Vertrauensobjekten trifft allerdings nicht ROTTER alleine. WRIGHTSMAN (1964, 1974) bemühte sich in seiner "Philosophies of Human Nature Scale" (PHN) auf der Grundlage von Textanalysen (literarischer Texte und Aufsätze von College Studenten) ein Instrument zu entwickeln, das unsere Anschauungen über die menschliche Natur beschreiben soll. Er begründete den Nutzen einer Erforschung dieser Philosophien mit deren Relevanz für unser Verhalten: sie geben uns die Sicherheit, uns in unserer Umwelt zurechtzufinden und wirken verhaltenssteuernd (1972, 77; 1974, 1 f.). Ähnlich wie ROTTER geht WRIGHTSMAN davon aus, daß diese Anschauungen sich im Laufe des Lebens als generalisierte Persönlichkeitseigenschaften ausbilden und relativänderungsresistent sind (1974, 85 u. 86). Die erste der von ihm - rein subjektiv - ausgewählten Dimensionen der PHN ist die Skala "Vertrauenswürdigkeit versus Nicht-Vertrauenswürdigkeit", "das Ausmaß, in dem man glaubt, daß Menschen im Grunde vertrauenswürdig, moralisch und verantwortlich sind im Gegensatz zu dem Glauben, sie seien unzuverlässig, unmoralisch und unverantwortlich." Die 14 Items dieser Skala liegen ebenfalls in Likert-Form vor, der Grad der Zustimmung geht von +3 ("völlige Zustimmung") bis -3 ("völlige Ablehnung"), die Formulierung der Aussagen ist ähnlich generell und vage gehalten wie bei den Items der ITS. Auch hier stellten CHUN & CAMPBELL nach einer Faktoren- und Clusteranalyse eine Diskrepanz zwischen Definition und Meßinstrument fest: demnach beschreibt die PHN zwei unterschiedliche Vertrauensdimensionen (entgegen der eindimensionalen Definition von WRIGHTSMAN), nämlich eine globale und eine spezifische Komponente von Vertrauen: 1. Globale Moral, die die Attribution einer generellen Ehrlichkeit anderer beschreibt und 2. Spezielle Akte von Aufrichtigkeit (1975, 327). Die Korrelation zwischen dieser Unterskala der PHN und der ITS war relativ hoch (0.76), was die Vermutung bestätigt, daß beide Instrumente von einer ähnlichen Konzeptualisierung des Vertrauensbegriffes ausgehen.

CORRAZINI (1977) verglich die Items der ITS mit drei anderen Vertrauens-Meßinstrumenten, um herauszufinden, ob es Vertrauensdimensionen gibt, die durch die ITS nicht abgedeckt werden und so die Mehrdimensionalität des Konstruktes Vertrauen näher zu erforschen. Seine Ergebnisse decken sich nicht mit denen von CHUN & CAMPBELL (1974), er fand zwei weitere Faktoren, die sich auf die Verwendung der zusätzlichen Tests zurückführen lassen und noch näher darauf hin untersucht werden müssen, ob sie wirklich zum besseren Verständnis von Vertrauen beitragen.

Untersuchungen zur Validität der ITS wurden von FITZGERALD u.a. (1970), AUSTRIAN & BOEVER (1977), CASH u.a. (1975)

sowie GARSKE (1976) und GELLER (1967) durchgeführt.

Da ROTTER davon ausgeht, daß "das Unvermögen anderen zu vertrauen, besonders im Hinblick auf Vertreter der Gesellschaft, wie Eltern, Lehrer und Politiker, oft als eine wichtige Determinante bei der Entstehung von Kriminalität angesehen wird" (1967, 651), kann man nach Meinung von FITZGERALD u.a. (1970) annehmen, daß delinquente Jugendliche im Vergleich zu nicht-delinquenten Jugendlichen einen niedrigeren Wert auf der ITS aufweisen müßten - ihre Untersuchung konnte das nicht bestätigen. Unter der Annahme, daß diese Vermutung ROTTERS der Realität entspricht, halten sie dieses Ergebnis für einen Hinweis auf die mangelnde Validität des Verfahrens.

Nachdem ROTTER (1970) auf einige Mängel in diesem Experiment hingewiesen hatte, die wahrscheinlich die Ergebnisse beeinflusst hätten, führten AUSTRIAN & BOEVER (1977) eine erneute Untersuchung mit einem dieser Kritik entsprechenden Design durch, die die Hypothese "delinquente Jugendliche haben weniger Vertrauen als nicht-delinquente Jugendliche" jedoch auch nicht bestätigen konnte.

CASH u.a. überprüften, ob sich Vertrauen (ITS) zu offenem Verhalten in Beziehung setzen läßt. Sie verwendeten als Außenkriterium eine Variation des von SCHUTZ (1971, 202 f.) beschriebenen "Roll and Rock": gemessen wurde die Zeitspanne, die Versuchspersonen benötigten, um sich aus dem Stand mit geschlossenen Augen rückwärts in die Arme eines Helfers fallen zu lassen. Ihr Ergebnis: Die Zeitspanne war bei Vpn mit hohen ITS-Werten kürzer als bei denen mit niedrigen Werten. Die Autoren schließen daraus auf die Validität der ITS (1975, 983).

Ebenfalls positive Belege für die Validität der ITS glauben GELLER (1967) und GARSKE (1976) gefunden zu haben. GELLER fand mit Hilfe eines Außenkriteriums einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Ausmaß an Vertrauen von Vpn (gemessen durch die ITS) und dem Ausmaß von Vertrauen im offenen Verhalten (sich aufgrund der Aussagen des Versuchs-

leiters vertrauensvoll zu verhalten, ohne die Richtigkeit seiner Aussage überprüfen zu können); GARSKE verglich die ITS mit dem 16 P.F.-Test von CATTEL und meint so - im Gegensatz zu KAPLAN (1973) - die Annahme ROTTERS bestätigen zu können, durch die ITS werde Vertrauen als generelle Persönlichkeitseigenschaft gemessen.

Auffällig und festzuhalten bleibt, daß die Kritik an der ITS von ROTTER weitgehend ignoriert wird; in seinen neuesten Literaturüberblicken über die Forschung mit diesem Instrument (1980, 1981) setzt er sich an keiner Stelle mit den kritischen Arbeiten zu diesem Thema auseinander. Die ITS wird weiterhin unverändert angewendet (PEREIRA & AUSTRIAN 1980). Weiter gibt ROTTER - in der Regel ohne Zahlenangaben - an, die Validität der ITS sei hoch - wo allerdings Zahlen genannt werden (1981, 2; ROTTER & HOCHREICH 1979, 180) liegen diese zwischen 0.30 und 0.40 (also sicher nicht "hoch"). Auch Widersprüche in seinen Aussagen lassen sich finden: Seine von ihm geäußerte Vermutung, daß zwischenmenschliches Vertrauen sich auch in Vertrauen gegenüber Institutionen umsetze, die Beziehung zwischen diesem institutionellen und dem zwischenmenschlichen Vertrauen jedoch weitgehend unabhängig sei, deutet ja wohl eher auf unterschiedliche Dimensionen des Konstruktes Vertrauen hin - was jedoch seiner eigenen Konzeptualisierung von Vertrauen als einem eindimensionalen, generellen Konstrukt widerspricht.

"Das Vertrauen in Menschen wird in Vertrauen auch gegenüber Institutionen umgesetzt. Beobachtet man jedoch die Beziehung über einen längeren Zeitraum, dann merkt man, daß das Verhältnis sich auch ändern kann. Auf dem Höhepunkt des Vietnam-Krieges und während der Watergate-Affaire gab es in den USA keine Beziehung mehr zwischen dem Vertrauen in Menschen und dem in die Regierung: Die Menschen hatten ganz allgemein das Vertrauen in Institutionen verloren, nicht aber das zwischenmenschliche Vertrauen. Heute sind zum Beispiel die Studenten wieder vertrauensvoller geworden. Es sieht so aus, als sei der Glaube an Institutionen wieder enger mit dem Vertrauen in Menschen verbunden." (1981, 25)

Was aber mißt denn die ITS nun - ein solches generelles

Konstrukt mit fließenden Übergängen zwischen einzelnen Aspekten oder aber zwei weitgehend voneinander unabhängige Dimensionen von Vertrauen (vgl. auch die Untersuchung von HOCHREICH & ROTTER 1970 und die Kritik KAPLANs 1973)? In demselben Artikel berichtet ROTTER von einer Untersuchung über den Zusammenhang von Vertrauen und Ladendiebstahl: hier bekannten sich die "mißtrauischen Mädchen...zu auffallend mehr Diebstählen als ihre vertrauensvollen Mitschülerinnen." (1981, 26). Nur acht Zeilen weiter schreibt er:

"Mißtrauische Menschen, die anderen nicht über den Weg trauen, stehen unter geringerem moralischen Druck, selbst die Wahrheit zu sagen." (a.a.O.)

Wie erklärt er sich dann aber, daß eben genau diese "mißtrauischen Mädchen" die Ladendiebstähle überhaupt zugeben? Die Kategorisierung in vertrauensvolle versus mißtrauische Menschen sowie die generalisierenden und wie ich meine häufig pauschalen Aussagen und Urteile ROTTERS über vertrauensvolle Menschen und deren Verhalten im Vergleich zu dem mißtrauischer Menschen sind es, die mich bei ihm am meisten gestört haben und die sich auf der Grundlage einzelner (von seinen Schülern durchgeführten) Untersuchungen wohl kaum rechtfertigen lassen. Leider ist dies der durchgängige Grundtenor aller seiner Arbeiten. An einer einzigen Stelle nur schränkt er die Allgemeingültigkeit seiner Behauptungen ein:

"Bevorsich jetzt einige mißtrauische Leser aufregen, sollte ich betonen, daß wir nur über statistische Durchschnittswerte sprechen. In unseren Ergebnissen finden sich viele Beispiele dafür, daß sich einzelne zwar mißtrauisch geben, aber dennoch ehrlich und moralisch verhalten. Außerdem haben wir vorwiegend mit Oberschülern und Studenten gearbeitet. Ob sich diese Ergebnisse auch auf andere Bevölkerungsgruppen übertragen lassen, ist uns nicht bekannt.

Eine weitere Gefahr liegt in der Materie selbst: Bei der Erforschung von Vertrauen und Mißtrauen verfällt man leicht in Schwarz-Weiß-Malerei. Das kann an eingefahrenen Werturteilen liegen, die unsere Gesellschaft mit Begriffen wie Vertrauen und Mißtrauen verbindet." (1981, 26)

Ich habe allerdings nicht den Eindruck, daß ROTTER selbst

diese "eingefahrenen Werturteile" reflektiert und daraufhin in seiner Darstellung und seinen Interpretationen weniger schwarz-weiß geurteilt hätte.

6.1.2.3. Zum Vergleich M. DEUTSCH - J.B. ROTTER

Nach ROTTER (1971) verfolgen er und DEUTSCH (1958) in Untersuchungen zum Konstrukt Vertrauen zwei völlig unterschiedliche Strategien: DEUTSCH interessiert sich für die Effekte verschiedener experimenteller Bedingungen im GD auf das Verhalten (Vertrauen wird hier als situationsabhängige Variable definiert), während ROTTER Vertrauen als eine generalisierte, weitgehend situationsunabhängige Person-eigenschaft konzeptualisiert. Obwohl das GD-Design den Vorteil habe, eventuell auftretende unterschiedliche Verhaltensweisen sofort als durch die vom Versuchsleiter vorgenommenen Manipulationen hervorgerufen erklären zu können, lasse die in den meisten Untersuchungen fehlende Überprüfung oder Variation der Gruppenparameter jedoch - so ROTTER - die Möglichkeit einer Übertragbarkeit der Ergebnisse bzw. einer Generalisierung auf andere Personengruppen bezweifeln. ROTTER dagegen interessiert sich gerade für die bei verschiedenen Personen(-gruppen) unterschiedliche Ausprägung von Eigenschaften (wie Vertrauen) und deren mögliche Effekte auf das durch verschiedene experimentelle Manipulationen hervorgerufene Verhalten (1971, 444). An einer anderen Stelle bemerkt er, daß der bei DEUTSCH so wesentliche Aspekt des Risikos bei der Entscheidung zu vertrauen in seiner Definition und Überprüfung des zwischenmenschlichen Vertrauens keine bzw. nur eine geringfügige Rolle spielt (1980, 6).

MacDONALD u.a. (1972) unterstreichen die Abgrenzung zwischen DEUTSCH und ROTTER durch einen anderen Befund: sie fanden in einem Experiment die Hypothese bestätigt, daß durch das GD und die ITS zwei konzeptuell verschiedene Formen von Vertrauen gemessen würden, zwischen beiden Verfahren bestand keine Beziehung:

- GD-Situationen unterscheiden zwischen denen, die andere für übelwollend halten und befürchten, von ihnen überverteilt zu werden und solchen, die andere für im allgemeinen gutwillig halten.
- Die Definition ROTTERS und der Wortlaut der Items in der ITS dagegen bezögen sich mehr auf ein Vertrauen "vertraglicher Natur": im Gegensatz zur Konzeption des GD ist hier immer Voraussetzung die reale oder vorgestellte Interaktion zwischen mindestens zwei Personen zu mindestens zwei Gelegenheiten; die ITS überprüfe die Frage, inwieweit man sich auf die Aussagen eines anderen verläßt (1972, 143 f.).

Ich halte diese Unterscheidung für wenig zutreffend: schließlich "verlassen" sich die Vpn im GD ja auch in gewisser Weise auf die Aussagen ihres Gegenspielers und die ihnen vom Versuchsleiter gegebene Information, ob der andere kooperieren oder konkurrieren wolle, stellt sicher auch eine Art "Vertrag" dar. Die Befunde sind denn auch widersprüchlich: WRIGHTSMAN, der ja mit der PHN ein der ITS vergleichbares Instrument entwickelte, fand in einer Untersuchung eine enge Beziehung zwischen dem Ausmaß des durch die PHN gemessenen Vertrauens und dem kooperativen bzw. vertrauenden Verhalten der Vpn im Gefangenendilemma-Spiel; er nimmt an, dies liege gerade an der konzeptuellen Ähnlichkeit von GD und PHN (1966, 331). Auch SCHLENKER u.a. (1973) fanden in einem Experiment Hinweise dafür, daß (laut ITS) vertrauende Vpn sich im Gefangenendilemma-Spiel auch vertrauensvoller verhielten, obwohl situative Variablen (die Glaubwürdigkeit des Versprechens des anderen) einen sehr viel stärkeren Einfluß auf das (Kooperations-)Verhalten hatten als die Persönlichkeitsvariable Vertrauen.

6.1.3. Zur Komplexität des Konstruktes Vertrauen oder:
warum sich die Vertrauensforschung in einer Sack-
gasse befindet

Widersprüchliche Befunde lassen sich nicht nur bei einem Vergleich der Experimente mit dem Gefangenendilemma-Spiel und der ITS aufzeigen; auch im Hinblick auf Gruppenunterschiede im Ausmaß von Vertrauen sind die Ergebnisse - z.T. trotz der Verwendung identischer Meßverfahren und unter ähnlichen Randbedingungen - keineswegs einheitlich (PAULY 1979, 36 ff.; STACK 1978, 570 ff.).

Problematisch erscheint mir dabei vor allem das Beharren auf einmal entwickelten Forschungsverfahren trotz deren offensichtlicher Mängel und der daran geübten Kritik (wie es z.B. gerade bei ROTTER deutlich wird). Diese Immunität gegen Kritik führt nicht nur dazu, die Grenzen der Ansätze zu ignorieren - und stattdessen unverdrossen weiterhin deren Allgemeingültigkeit zu unterstellen - sondern auch dazu, die bestehenden Mängel nicht konstruktiv beheben zu können.

Die Gefangenendilemma-Forschung untersucht zwar konkretes Verhalten in Entscheidungssituationen, aber es ist mehr als fraglich, ob dieser Entscheidung (zu kooperieren) im jeweiligen Fall immer Vertrauen zugrunde liegen muß. Überdies steht die Eingrenzung der experimentellen Untersuchungen auf Entscheidungssituationen und vor allem die häufig sehr einfache Interpretation der Befunde nicht nur im Widerspruch zur Komplexität des Konstruktes Vertrauen, sondern auch im Widerspruch zu der weitaus differenzierteren theoretischen Konzeptualisierung des Vertrauensbegriffes bei DEUTSCH (1976).

Die PHN und die ITS dagegen messen zwar - im besten Fall - das Vorhandensein von Vertrauen bei Individuen (eingegrenzt als generelle Erwartung der Verlässlichkeit/Vertrauenswürdigkeit des anderen), vernachlässigen aber völlig den weiteren und gerade hier so wichtigen Schritt: die Frage nämlich, ob überhaupt und wie ein solches Vertrauen verhaltens-

steuernd wirkt. Das Bemühen, ein generelles Vertrauen von Personen zu erfassen, führt in der Operationalisierung dazu, daß die Items sehr unspezifisch, breit angelegt und vage formuliert, deshalb auch häufig wenig ich-nah sind; aber diese Nicht-Betroffenheit kann eine gewisse Beliebigkeit in der Beantwortung der Aussagen bewirken, was dann direkte Konsequenzen für die Validität der Ergebnisse hätte.

PEARCE (1974, 236) weist daraufhin, daß das "situations-freie" Meßverfahren ITS wichtige Aspekte des Konstruktes Vertrauen unbeachtet läßt: es ist von wenig Relevanz für die Vorhersage des Verhaltens bei der Interaktion zweier Personen in spezifischen Situationen, besonders wenn die Interaktionspartner sich bereits kennen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß zwar keinem der genannten Verfahren eine adäquate, d.h. vollständige Konzeptualisierung des Konstruktes Vertrauen zugrunde liegt, daß aber jedes gewisse Aspekte, Teilbereiche dieses Begriffs erfaßt (vgl. PEARCE 1974, 240; THORSLUND 1976, 2), dessen Komplexität aber nicht annähernd vollständig beschreiben kann.

"Eine umfassende Berücksichtigung aller mit dem Phänomen Vertrauen verbundenen Aspekte, insbesondere ihre Verflechtung mit den komplexen sozialen Interaktionsprozessen - und nur in ihnen ist Vertrauen jeweils gegeben - die nur als ganze interpretiert nicht aber als verbale oder nicht-verbale Verhaltensausschnitte isoliert werden können, es sei denn unter Verlust der Wirklichkeit, die sie sind, legt den Schluß nahe, daß die Wurzel des hier als Aporie der Operationalisierung des Vertrauens benannten Problems nicht im methodischen Zugriff sondern in der Sache selbst liegt, d.h.: durch das Phänomen Vertrauen bedingt ist. Wenn daraus zwar gefolgert werden muß, daß eine empirische Ad-hoc-Untersuchung des Vertrauens nur um den Preis einer verkürzten sozio-psychologischen Wirklichkeit möglich ist, dann schließt das jedoch eine wissenschaftliche Untersuchung des Vertrauens (seiner Struktur, seiner Genese und seiner Wirkungen) nicht notwendig aus." (NAROWSKI 1974, 217 f.).

Nur wird eine solche wissenschaftliche Untersuchung wenig sinnvoll sein, wenn man in der üblichen Weise darauf beharrt, Vertrauen möglichst einfach, klar und eindimensional zu operationalisieren. Die Realität ist wohl etwas komplexer: Individuen unterscheiden sich zwar hinsichtlich ihres durch die Lerngeschichte (mit-)geprägten "Grundpotentials" an Vertrauen - wodurch sich erklären ließe, daß in vergleichbaren Situationen sich manche vertrauensvoll verhalten, andere

nicht - aber Vertrauen ist gleichzeitig immer abhängig von anderen in einer bestimmten Situation wirkenden Variablen (Person- und Situationsvariablen) und von daher nicht unabhängig von diesen erfaßbar. STACK (1978) kommt nach einem ausführlichen Überblick und Vergleich der Vertrauensforschung zu dem Ergebnis, daß die Polarisierung des Konstruktes Vertrauen als situationsabhängige oder personabhängige Variable nicht nützlich sein kann. Er nennt (neben möglichen anderen) fünf Faktoren, deren Interaktion unser Ausmaß an Vertrauen in einer bestimmten Situation beeinflussen:

- die Möglichkeit zu kommunizieren
- das Vorhandensein eines gewissen Risikos: der andere könnte mein Vertrauen mißbrauchen
- die wahrgenommene und/oder auf Informationen basierende Einschätzung der Glaubwürdigkeit des anderen, z.B. im Hinblick auf das Halten von Versprechen
- der allgemeine Eindruck, den man vom anderen hat ("social evaluation"); ob wir jemandem vertrauen, hängt auch davon ab, ob wir ihn für vertrauenswürdig halten, ob er uns sympathisch ist: es besteht eine enge Beziehung zwischen Vertrauen und interpersonaler Attraktion (vgl. TEDESCHI 1974, 197)
- die Erfahrungen, die wir bis jetzt im Umgang mit anderen gemacht haben ("generalized trust").

In neueren theoretischen Ansätzen der Vertrauensforschung wird einer solchen Forderung nach einer differenzierteren Konzeptualisierung des Konstruktes Vertrauen dann auch Rechnung getragen. Eine ganz entscheidende Rolle spielt hier die Betonung der Relevanz der subjektiven Wahrnehmung einer Person in einer spezifischen Situation - z.B. als Attribution bestimmter Eigenschaften, der Zuschreibung von Vertrauenswürdigkeit oder Glaubwürdigkeit einer Person (wie bei STACK 1978; THORSLUND 1976, 13 ff.) oder der Wahrnehmung von Motiven/Interessen anderer in einer Situation (vgl. CONVISER 1973, 397).

Deutlich hervorgehoben wird der Einfluß der subjektiven Wahrnehmung bei der Entscheidung zu vertrauen auch in dem Ansatz von GIFFIN (1967), der sich bemüht, eine Theorie der Dimensionen von Vertrauen im Kommunikationsprozeß zu entwickeln. Bei seiner Untersuchung über die Glaubwürdigkeit eines Kommunikators interessierte ihn die Frage, welche wahrgenommenen Variablen das Bild eines Sprechers beim Zuhörer bewirken. Er nennt sechs solcher Variablen:

- das wahrgenommene Sachverständnis
- die wahrgenommene Zuverlässigkeit
- die Intentionen, die vom Zuhörer als positiv oder negativ wahrgenommen werden können
- die wahrgenommene Attraktivität des Redners
- die überwiegende Meinung anderer Zuhörer hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Redners (bis hin zur sozialen Konformität aufgrund der Meinung der Bezugsgruppe).

Aber durch diese komplexe Sichtweise wird die Schwierigkeit, Vertrauen zu operationalisieren, noch erhöht. Ich möchte dies noch einmal an einigen Beispielen verdeutlichen:

- STACK (1978, 566 f.) weist darauf hin, daß Individuen nicht nur manchen Personen vertrauen und manchen nicht, sondern darüber hinaus manchen Personen in manchen Bereichen vertrauen, in anderen wiederum aber nicht; Mißtrauen wird bereichs-/situations-/personabhängig gegen Vertrauen abgewogen bzw. anders ausgedrückt: man kann anderen gleichzeitig vertrauen und mißtrauen - STACK zieht hier einen Vergleich zu FREUDS Konzept der Ambivalenz.
- THORSLUND (1976, 18) unterscheidet u.a. zwischen Vertrauen als kognitivem Zustand und Vertrauen, das sich in Verhalten ausdrückt. Ähnlich wie bei der Beziehung zwischen Einstellungen und Verhalten ist der Zusammenhang zwischen beiden Aspekten keineswegs eindeutig (und schon gar nicht von außen) interpretierbar: man kann aufgrund der externen Beobachtung des Verhaltens einer Person weder auf das Vorhandensein von Vertrauen noch auf dessen Nicht-Vorhandensein schließen, notwendig ist hier die Ermittlung der subjektiven Bedeutung des Verhaltens für die betreffende Person.
- Eine ähnliche, jedoch noch differenziertere Analyse findet sich bei KEE & KNOX (1970) und PEARCE (1974). In dem Modell von KEE & KNOX (1970, 361) konzeptualisieren

sie vertrauensvolles (oder mißtrauisches) Verhalten als eine Variable, die beeinflußt wird von a) früheren Erfahrungen; b) strukturellen oder situativen Faktoren; c) dispositionellen Faktoren; d) der Wahrnehmung der Motive und/oder Kompetenz des anderen; e) der subjektiven Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit über die Vertrauenswürdigkeit des anderen. Fraglich bleibt, wie es möglich sein soll, diese einzelnen Faktoren zu messen oder gar noch Wechselwirkungen zwischen ihnen zu berücksichtigen (vgl. FLOIS 1981, 10 ff.).

Daß dem subjektiven (kognitiven) Zustand von Vertrauen nicht unbedingt vertrauensvolles Verhalten folgen muß, darauf weist PEARCE hin: sein Modell (1974, 241) schließt die Möglichkeit mit ein, vertrauensvolles Verhalten zu zeigen auch wenn kein kognitiver Zustand von Vertrauen vorhanden ist, sowie sich nicht vertrauensvoll zu verhalten auch wenn man subjektiv Vertrauen empfindet.

Bei all diesen Modellen handelt es sich um sehr komplexe (aber eben wohl der Realität entsprechende) Analysen des Konstruktes Vertrauen - nur hat leider keiner der Autoren sie bis heute empirisch überprüft. Für experimentelle Zwecke werden weiterhin die herkömmlichen, simplifizierenden Methoden verwendet, trotz deren offensichtlicher Unzulänglichkeiten (z.B. von PEREIRA & AUSTRIAN 1980).

6.2. Ein möglicher Ausweg: die phänomenologisch-idio-graphische Methode und was man von ihr hier (nicht) erwarten darf

Das Konstrukt Vertrauen attributionstheoretisch (neu) zu konzeptualisieren, wird häufig als aussichtsreiche Strategie eingeschätzt, aus dem Dilemma der herkömmlichen und relativ fruchtlosen Forschungsmethodik mit ihren widersprüchlichen Befunden und Interpretationen herauszukommen (SINGER & SINGER 1972, 398; NEMETH 1972, 231).

Attributionstheoretisch vorzugehen, das bedeutet aber auch zwangsläufig die explizite Berücksichtigung und Erfassung der subjektiven Wahrnehmung von Individuen: phänomenologisch vorzugehen (vgl. THORSLUND 1976, 9).

Die einzige empirische phänomenologische Arbeit über das Konstrukt Vertrauen, die ich finden konnte, stammt von GRATTON (1975). Sie gab ihren Versuchspartnern (N=4) einen Fragebogen, in dem diese aufgefordert wurden, schriftlich eine Situation zu beschreiben, in der sie Vertrauen zu jemandem erlebt hatten. Diese Beschreibungen wurden qualitativ ausgewertet, wobei zusätzlich mit jedem Versuchspartner in drei anschließenden Tiefeninterviews eventuell aufgetretene Unklarheiten oder Mißverständnisse beseitigt und einzelne Punkte vertieft wurden. Auf dieser Grundlage erstellte die Autorin eine phänomenologische Beschreibung des Konstruktes Vertrauen (1975, 144 ff.).

Bei meinem Entschluß, die in Kapitel 4 und 5 näher erläuterte phänomenologisch-idigraphische Methode anzuwenden, ging ich davon aus, daß dadurch

- das Konstrukt Vertrauen nicht nur theoretisch analysiert, sondern auch empirisch untersucht werden kann, und zwar in einer seiner Komplexität angemesseneren Weise
- Hinweise für eine weitere Aufarbeitung des Konstruktes gefunden werden könnten: relevante und weniger relevante Dimensionen voneinander zu differenzieren, inhaltliche Schwerpunkte auszuarbeiten;
- die Erprobung eines relativ neuen methodischen Verfahrens ermöglicht wird.

Eine solche Methode kann sicher nicht Aussagen von Allgemeingültigkeit liefern; sie bleibt (zunächst) wegen des mit ihr verbundenen Arbeitsaufwandes auf die Daten einer vergleichsweise geringen Stichprobengröße angewiesen. Die durch sie gewonnenen Ergebnisse sind in jeder Hinsicht begrenzt - aber eine phänomenologisch-idigraphische Methode bietet die Möglichkeit, anders als bisher üblich zu arbeiten und ist (zumindest) von einigem heuristischen Wert.

Zusammenfassung: Ein Überblick über die Vertrauensforschung zeigt die Diskrepanz zwischen den theoretischen und empirischen Aufarbeitungen des Konstruktes Vertrauen. Während die theoretischen Arbeiten gerade in ihrer inhaltlichen Unterschiedlichkeit eine Widerspiegelung der Komplexität dieses Konstruktes darstellen, bemüht man sich in der Empirie, Vertrauen auf einige wenige Dimensionen und Aspekte zu reduzieren und so meßbar zu machen. Der Nutzen solcher Ansätze, die Vertrauen in der Regel entweder nur als situationsabhängig oder aber als generalisierte Personeneigenschaft konzeptualisieren, bleibt bei der kritischen Betrachtung der Methodik und Ergebnisse dieser Untersuchungen mehr als fraglich. Neuere Ansätze fordern daher die Aufhebung dieser Polarisierung der Standpunkte und die Berücksichtigung sowohl situativer als auch dispositioneller Faktoren und vor allem der subjektiven Wahrnehmung von Personen in bestimmten (Vertrauens-)Situationen. Die phänomenologisch-idiographische Methode ist der Versuch, diese theoretische Forderung praktisch umzusetzen und so der Komplexität des Konstruktes Vertrauen eher gerecht zu werden.

II. EMPIRISCHER TEIL

7. PLANUNG UND DURCHFÜHRUNG DES VERSUCHS

7.1. Der Gesprächsleitfaden - Entwicklung und Aufbau

Die Entwicklung dieses Gesprächsleitfadens orientierte sich an mehreren Gesichtspunkten:

A. Formale Aspekte

- (1) Der Leitfaden mußte vom Aufbau her den Versuchspartnern möglichst viel Freiraum zu Eigenstrukturierungen geben. Deshalb entschied ich mich für eine halbstandardisierte Form (s. Kap. 5) mit möglichst vielen offenen Fragen, d.h. mit so wenig Vorgaben wie möglich, um so die subjektiven Phänomene der Vpt eher erfassen zu können.
- (2) Da ich jedoch gleichzeitig die subjektiven Phänomene der Theoretiker ernst nehmen wollte, die sich mit diesem Konstrukt bereits auseinandergesetzt hatten, formulierte ich zusätzlich hypothesengeleitete Fragen, die deren Ansichten thematisierten. So konnte ich einerseits (Nicht-)Übereinstimmungen mit solchen fachwissenschaftlichen Theorien feststellen und so möglicherweise Verkürzungen oder Leerstellen dieser Theorien aufdecken, andererseits dem Versuchspartner Denkanstöße geben, nicht zuletzt für den Fall, daß diesem spontan zu einzelnen Themen nichts einfallen sollte.
- (3) Zusätzlich überlegte ich mir eine Reihe von Konfrontations-/Akzentuierungsfragen, die die vom Versuchspartner gemachten Aussagen noch einmal in Frage stellten. Sie sollten dazu dienen, daß der Vpt seine Phänomene für

sich (bzw. für mich) noch einmal reflektierte, genauer abklärte und zu anderen Aussagen abgrenzte.

Der formale Aufbau des Gesprächsleitfadens ist damit weitgehend mit dem von SCHEELE & GROEBEN (1979, 5 ff.) entwickelten halbstandardisierten Interview identisch.

B. Inhaltliche Aspekte

- (1) Um zu vermeiden, daß bei einer zu vagen Frageformulierung lediglich (Wörterbuch)Definitionen von den Versuchspartnern genannt würden, bat ich sie, das Konstrukt Vertrauen konkreter zu beschreiben - also nicht nur: "Was ist Vertrauen für Dich?", sondern: "Wie manifestiert Vertrauen sich für Dich?" (vgl. GROEBEN & WESTMEYER 1975, 14 f.).
- (2) Da nach Auffassung der Phänomenologen sich Erleben und Verhalten nur in bestimmten situativen Kontexten manifestiert und nur aus diesen heraus erklärbar/verstehbar werden kann (vgl. GRAUMANN & METRAUX 1977, 44 f.), bat ich die Versuchspartner, ihr Erleben von Vertrauen an einer konkreten Situation festzumachen: "In welcher Situation hast Du Vertrauen zu jemandem erlebt?".
- (3) Um nicht nur an dieser einzelnen Situation(sbeschreibung) stehenzubleiben, habe ich die Versuchspartner im weiteren Verlauf des Gesprächs aufgefordert, von dieser konkreten Situation aus und im Vergleich zu dieser auch generellere Vorstellungen über das Konstrukt Vertrauen zu formulieren: "Ist dies eine typische Vertrauenssituation für Dich/ Wie erlebst Du es sonst?".
- (4) Während des Gesprächs wurden dann zu einer ganzen Reihe von Themenbereichen genauere Fragen gestellt: Vertrauen als Situations- bzw. als Personvariable; als Interaktion dieser; kognitive/emotionale Anteile von Vertrauen; die handlungssteuernde Funktion von Vertrauen; Bereichsbestimmungen des Konstruktes; Implikationen und Bewertungen des Vertrauensbegriffes.

Der Gesprächsleitfaden erwies sich in Vorversuchen (N=3) als praktikabel, inhaltlich differenziert und handhabbar (auch für die Versuchspartner). Es wurden keine inhaltlichen

Veränderungen vorgeschlagen bzw. vorgenommen, und er wurde daraufhin in unveränderter Form für den Hauptversuch übernommen (s. Anhang).

7.2. Die Versuchspartner - Auswahl und Vorinformation

Zur Wahl der Stichprobe. Teilgenommen an diesem Versuch haben 14 Psychologiestudenten des 3. Semesters. Die Wahl von Psychologiestudenten als Stichprobe ist gerade in letzter Zeit so häufig angegriffen worden (SCHULTZ 1969, 217; CARLSON 1971, 204; SADER 1980, 76), daß ich meine Entscheidung hierfür näher begründen möchte.

Inhaltliche Gründe

- (1) Ein wesentliches Argument gegen Studenten-Stichproben betrifft deren erhöhte "awareness", d.h. gerade Studenten - und unter diesen speziell solche des Faches Psychologie - sind so häufig Teilnehmer experimenteller Untersuchungen, daß sie dem methodischen Vorgehen und möglichen Hypothesen des Versuchsleiters weit weniger "naiv" gegenüber eingestellt sind, diese also eher durchschauen als andere potentielle Versuchspersonen. Dieses Argument trifft für meine Untersuchung mit Sicherheit nicht zu: die Versuchspartner sind hier von vornherein über Inhalte und Zweck des Experiments informiert (s. Vorinformation), und ihre "awareness" im Hinblick auf die Untersuchungsfrage ist im Gegenteil sogar erwünscht und notwendig.
- (2) Nach LITTLES Modell des "Menschen als Spezialisten" (1972, 110 ff.) unterscheiden sich Personen in ihrem Interesse/Wissen und ihrer Kompetenz in Bezug auf bestimmte Bereiche, d.h. es ist demnach zu vermuten, daß das Konstrukt Vertrauen bei bestimmten Personengruppen differenzierter und/oder bewußter repräsentiert ist als bei anderen. Ich bin davon ausgegangen, daß Studenten der Psychologie - gerade wegen der Relevanz des

Konzeptes Vertrauen nicht zuletzt auch für ihr berufliches (therapeutisches) Handeln - zu dieser ersteren Gruppe gehören müßten (eine am Ende der Untersuchung gestellte Zusatzfrage bestätigte diese Vermutung). Ein wesentliches Ziel meiner Untersuchung war es, ein möglichst breit gefächertes Spektrum an differenzierten Aussagen über das Konstrukt Vertrauen zu erhalten, was u.a. voraussetzte, daß die Versuchspartner von diesem Thema auch persönlich betroffen sind, es möglicherweise für sich schon einmal thematisiert haben.

Darüber hinaus gab es rein formale Gründe, die für mich ebenfalls (wenn nicht genauso) entscheidend waren für meine Wahl einer Stichprobe von Psychologiestudenten.

- (1) Es war ökonomisch. Psychologiestudenten müssen im Rahmen ihrer Ausbildung eine Reihe von Versuchspersonenstunden absolvieren; da abzusehen war, daß dieser Versuch auch für meine Versuchspartner relativ zeitaufwendig würde und ich auf ihre Mitarbeit in beiden Phasen des Versuchs angewiesen war, konnte ich davon ausgehen, daß aufgrund dieses rein formalen Kriteriums des Nachweises von Versuchspersonenstunden Psychologiestudenten bereit wären, an meinem Versuch teilzunehmen.
- (2) Es war für mich als Versuchsleiterin eine erleichternde Bedingung. Da bisher kaum Erfahrungen mit der verwendeten Methode vorliegen (ich sie zusätzlich für meine Untersuchungen auch noch in einigen Punkten abgewandelt hatte - 7.2.2.), war meine persönliche Unsicherheit am Anfang relativ groß. Es war in dieser Situation für mich einfach erleichternd, mit vorinformierten, also freiwilligen und inhaltlich interessierten¹⁾ Versuchspartnern zusammenzuarbeiten bzw. dieses Design zu erproben.

¹⁾ die meisten Versuchspartner waren zu dieser Zeit Teilnehmer eines zweiseimestrigen Seminars über das Konstrukt "Affiliation", in dessen Verlauf sie sich u.a. auch mit den Inhalten des epistemologischen Subjektmodells auseinandergesetzt hatten.

CARLSON wendet sich in ihrer Kritik auch weniger dagegen, (Psychologie-)Studenten als Versuchspersonen zu "gebrauchen" als vielmehr dagegen, sie zu "mißbrauchen". Gerade die Vorteile dieser Population: ihre Neugier, ihre Intelligenz, ihre Motivation und Fähigkeit zu artikulierter Introspektion sowie nicht zuletzt die aufgrund ihrer Lebensbedingungen für sie in der Regel gegebene Möglichkeit und Zeit, an solchen Untersuchungen teilzunehmen, mache sie für die Persönlichkeitsforschung in hohem Maße geeignet - nur würden gerade diese Charakteristika durch die momentanen Forschungsbedingungen eher ignoriert; die "Kontrolle" der intrinsischen Motivation solcher Studenten durch experimentelle Manipulationen, die Einschränkung^u ihrer introspektiven Fähigkeiten durch die Verwendung standardisierter Verfahren, der Mißbrauch ihrer Neugier durch Täuschung oder falsches bzw. Teil-Feedback führe dazu, genau die Charakteristika, die sie zu Forschungsobjekten prädestiniere, völlig ungenutzt zu lassen (1971, 212).

Dennoch bleiben die zwei wohl wesentlichsten Limitierungen dieses Versuchs festzuhalten:

- (1) Diese Stichprobe ist nicht repräsentativ - nicht für die Weltbevölkerung und auch nicht für die Population der Psychologiestudenten des 3. Semesters.
- (2) Es handelt sich bei den Versuchspartnern im gewissen Sinne um "'unfertige' Persönlichkeiten" (CARLSON 1971, 212) - das Durchschnittsalter der Vpt betrug 22 Jahre; dies hat die Ergebnisse sicher beeinflusst: daß der Vertrauensbegriff bei einer Stichprobe 45jähriger Hausfrauen oder 68jähriger Rentner ganz anders aussieht, womöglich klarer und präziser definiert werden könnte, ist durchaus denkbar.

Zur Vorinformation. Einige Tage vor dem Hauptversuch ging ich in Lehrveranstaltungen und verteilte dort das Informationspapier, auf dem detailliert beschrieben wurde, worum es in diesem Versuch ging (s. Anhang). Gleichzeitig stellte ich mich vor und noch einmal ausführlicher auf

den Zweck dieser Untersuchung ein.

Bei dem Aufbau des Informationspapiers orientierte ich mich weitgehend an dem von GRATTON (1975, 12 f.) verwendeten; inhaltliche Formulierungen änderte ich allerdings ab.

7.3. Die erste Phase des Versuchs

7.3.1. Durchführung der Gespräche

Die Gespräche mit den Versuchspartnern wurden im Dezember 1980 in Räumen des Psychologischen Instituts durchgeführt. Die Dauer der Gespräche betrug zwischen 60 und 90 Minuten, alle Interviews wurden mit Einverständnis der Vpt auf Tonband aufgenommen und anschließend im Wortlaut abgeschrieben.

7.3.2. Auswertung der Tonbandprotokolle: die Struktur-lege-Technik

Nach der Durchführung aller Gespräche und der Abschrift der Tonbänder begann ich mit der Auswertung der Gesprächsprotokolle. Ich orientierte mich dabei weitgehend an der von SCHEELE & GROEBEN (1979) entwickelten Struktur-lege-Technik (SLT).

Die Struktur-lege-Technik wurde mit dem Ziel entwickelt, ein Verfahren zu erstellen, bei dem der Versuchspartner "möglichst weitgehend aktiv am Rekonstruktionsprozeß beteiligt sein sollte" (1979, 11); ein solches Verfahren soll darum "möglichst strukturiert, für die Vp vollständig durchsichtig und von ihm selbst eigenständig-aktiv durchführbar" sein "damit der Dialog-Konsens mit der Vp zu einer möglichst validen rekonstruktiven Beschreibung der subjektiven Theorien führt" (4). Das setzt voraus, daß der Vpt vom Versuchsleiter über die Art des Vorgehens bei der Rekonstruktion der subjektiven Theorie genau informiert ist (durch ein schriftliches Informationsblatt über die Regeln zu dieser Rekonstruktion: SLT-Papier).

Das von SCHEELE & GROEBEN entwickelte Verfahren sieht in seiner ursprünglichen Form folgendermaßen aus: Nach der Durchführung des Interviews wird dem Vpt das SLT-Papier mit der Bitte gegeben, dieses bis zur nächsten Sitzung durchzuarbeiten, damit auch er selbst in der Lage ist, mit Hilfe

des vom Versuchsleiter vorbereiteten Konzepts seine eigene Theoriestructur zu legen. Bis zu diesem zweiten Termin arbeitet der Versuchsleiter einen solchen Lege-Versuch aus: dabei werden die auf der Grundlage des Gesprächs ermittelten zentralen Begriffe des Vpt auf Karten übertragen und einschließlich der zwischen diesen Begriffen bestehenden Beziehungen zu einem (Ab-)Bild der subjektiven Theoriestructur zusammengefügt; dieser Lege-Versuch des VL wird anschließend abfotografiert. In der zweiten Sitzung wird dann der Vpt zunächst aufgefordert, die vom VL vorbereiteten Konzept-Kärtchen auf ihre Vollständigkeit hin zu überprüfen, gegebenenfalls zu modifizieren bzw. zu ergänzen und damit einen eigenen Lege-Versuch vorzunehmen, der dann mit dem des VL (anhand des Photos) verglichen wird. Ziel dieses Vorgehens ist die Einigung (Konsens) über eine endgültige Fassung der Struktur anhand des Vergleichs der beiden Lege-Versuche.

Mir wurde allerdings schon bei der Auswertung der Vorversuche klar, daß ich dieses Vorgehen für meinen Versuch in einigen Punkten modifizieren wollte bzw. mußte.

- (1) Die Verwendung verschiedenfarbiger Karten. Die Vertrauensforschung trifft in ihren Definitionen des Konstruktes Vertrauen sehr starke Festlegungen (i.S. von Vertrauen als Situations- oder Personvariable). Um anschaulich machen zu können, ob auch von den Versuchspartnern ähnliche Polarisierungen vorgenommen werden, verwendete ich für jeden Bereich (Situations-/Personmerkmale, kognitive, emotionale und verhaltensmäßige Anteile von Vertrauen) verschiedenfarbige Karten. Ich wollte dabei herausfinden, ob sich Unterschiede in den Häufigkeiten der Farben feststellen lassen.
- (2) Modifizierungen der Formalrelationen zwischen den Begriffen. Die von SCHEELE & GROEBEN (1979, 14 ff.) hier vorgenommenen Differenzierungen erschienen mir zu wenig eindeutig und teilweise unverständlich; sie wurden deshalb von mir verändert (s. SIT-Regeln im Anhang).
- (3) Änderung des Verfahrens. SCHEELE u.a. (1980) führten Interview und Rekonstruktion der subjektiven Theorie (über Ironie) in einem Abstand von 4 - 5 Tagen durch. In diesem Versuch betrug der Abstand zwischen den beiden Phasen ca. einen Monat. Dies war aus zwei Gründen notwendig: (a) Mich interessierte, ob es überhaupt möglich

ist, ein "Grundkonzept" des Konstruktes Vertrauen für die Versuchspartner zu fixieren, d.h. ein Abbild ihres Phänomenbestandes zu entwerfen, das auch über einen längeren Zeitraum hinweg Gültigkeit hat; außerdem befürchtete ich, bei einem zu geringen Zeitabstand eher Gedächtnisinhalte in Bezug auf das Gespräch "abzufragen". (b) Da der Versuch von mir alleine durchgeführt wurde, brauchte ich einen gewissen Zeitraum, um alle Gespräche auswerten zu können.

In einem weiteren Punkt wich ich vom Vorgehen SCHEELE & GROEBENS (1979) ab: diese hatten den Versuchspartnern ja direkt im Anschluß an das Gespräch das (bereits ausgearbeitete) SLT-Papier mitgegeben. Da dieses Papier relativ umfangreich war und zudem Relationen darin aufgeführt wurden, die sich in keinem der schließlich ermittelten Strukturbilder zum Konstrukt Vertrauen wiederfinden, entschied ich mich bei diesem Versuch für eine (wohl auch für die Versuchspartner) weniger "schwierige Anforderung" (a.a.O., 23). Nach der Auswertung aller Gespräche stellte ich die in ihnen vorkommenden Beziehungen zwischen einzelnen Begriffen zusammen; eine Woche vor Beginn der zweiten Phase wurde jedem Versuchspartner eine ausführliche Beschreibung der Regeln dieser modifizierten SLT mit Beispielen zugeschickt. Die Versuchspartner sparten insofern Zeit und Mühe, als sie sich nur in solche Formalrelationen einarbeiten mußten, die auch wirklich in den Strukturbildern vorkommen.

SCHEELE & GROEBEN (1979) legen großen Wert darauf, daß "der subjektive Theoretiker Kenntnis über die Rekonstruktionsregeln besitzt und - soweit möglich - diese selbsttätig anzuwenden in der Lage ist." (11). Bei der Auswertung stellte sich heraus, daß es hier aufgrund der Komplexität der Gesprächsinhalte (bedingt durch den Gesprächsleitfaden? durch die Komplexität des Konstruktes? durch die Differenziertheit der subjektiven Phänomene der Versuchspartner?) unmöglich sein würde, die

Versuchspartner - auch bei Kenntnis der Regeln - einen eigenen Lege-Versuch mit den von mir vorbereiteten Konzeptkarten/Relationen durchführen zu lassen. Ich mußte ihnen direkt meinen Interpretationsversuch vorlegen, diesen mit den Versuchspartnern durchsprechen und dabei von ihnen korrigieren lassen.

Ich hatte die Karten/Relationen auf die Rückseite von 70-100 cm großen Tapeten gelegt; entsprechend den Änderungsvorschlägen bzw. Korrekturen der Vpt. konnten diese Karten/Relationen beliebig ausgetauscht oder verschoben werden; im Anschluß an die Sitzung wurde die endgültige Fassung der Strukturbilder mit Klebstoff fixiert.

Der Nachteil dieses Verfahrens bestand im Vergleich zu dem von SCHEELE & GROEBEN vorgenommenen in der Gefahr, daß die Versuchspartner möglicherweise - aus Bequemlichkeit und/oder Überforderung - schneller meiner Fassung zustimmen (also keine Korrekturen vornehmen) würden als dies bei einem auch von ihnen selbst durchgeführten und nicht nur nachvollzogenen Lege-Versuch der Fall gewesen wäre.

Die hier verwendete modifizierte Fassung der Struktur-Loge-Technik - in der Form, in der sie auch den Versuchspartnern vorlag - befindet sich im Anhang.

7.4. Die zweite Phase des Versuchs

Die zweite Phase des Versuchs fand im Januar 1981 statt, wieder in Räumen des Psychologischen Instituts. Die Dauer dieser Sitzungen betrug zwischen 30 und 120 Min.. Alle Versuchspartner der ersten Phase nahmen auch an dieser Phase teil (N=14).

7.4.1. Korrektur der Auswertung durch die Versuchspartner: Realisierung des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums

Meine Befürchtung, die Versuchspartner würden sich aufgrund der Tatsache, daß sie keinen eigenen Lege-Versuch vornehmen konnten, weniger aktiv und kritisch an dieser zweiten Phase beteiligen, erwies sich als unbegründet: alle Versuchspartner waren bei der Besprechung des Strukturbildes aktiv beteiligt (stellten Fragen, machten Vorschläge), alle nahmen - zwischen 2 und 18 - Korrekturen an meinem Lege-Versuch vor; bei einem Strukturbild (Vpt. 11) wurde sogar eine bis dahin noch nicht vorgekommene Relation ($\longleftrightarrow$ gegenseitige negative Abhängigkeit zweier Begriffe) von der Versuchspartnerin hinzugefügt.

7.4.2. Erste vorläufige Ergebnisse

Zusammenfassend läßt sich als Ergebnis der Versuchsdurchführung feststellen:

- (1) Alle Versuchspartner waren ausgesprochen motiviert und engagiert, was sich in ihrer aktiven Teilnahme während der beiden Versuchsphasen ausdrückte. Es gab keine Ausfälle: alle Versuchspartner der ersten Phase nahmen auch an der zweiten Phase des Versuchs teil; viele äußerten spontan, der Versuch habe ihnen großen Spaß gemacht; einige Versuchspartner berichteten, daß durch diesen Versuch bestimmte Zusammenhänge ihres Vertrauensbegriffes zum erstenmal für sie thematisiert wurden und hielten dies für sehr nützlich bzw. interessant.
- (2) Alle Versuchspartner nahmen - wenn auch zum Teil nur geringfügige - Änderungen an meiner Fassung ihres Strukturbildes vor. SCHEELE & GROEBEN halten dies für einen "starken Indikator, daß mit der Struktur-Lege-Technik die angestrebte Subjekt-Subjekt-Relation innerhalb eines Dialog-Konsenses bei der Rekonstruktion der

Theorie-Struktur subjektiver Reflexionen erreicht wird." (1979, 24)

- (3) Alle Versuchspartner äußerten sich am Ende des Versuchs überwiegend positiv zu dem Ergebnis; von vielen wurde betont, wie wichtig es dafür für sie gewesen sei, daß sie Änderungen an meinem Lege-Versuch vornehmen konnten. Die meisten Teilnehmer waren überrascht über den "Erfolg" dieser Methode; andere glaubten in dem Strukturbild zumindest eine Annäherung an ihr Konstruktsystem vorzufinden - alle hielten die Struktur-Lege-Technik für ein (besonders/zumindest im Vergleich zu herkömmlichen Methoden) aussichtsreiches Verfahren, um Phänomene oder Konstruktsysteme von Individuen zu erfassen und abzubilden.
- (4) Insgesamt hatte ich selbst nach der Durchführung dieses Versuchs den (subjektiven) Eindruck, daß sich zum einen der Zeit- und Arbeitsaufwand gelohnt hatte; daß es zum anderen durchaus möglich und vor allem nützlich ist, sich um die Gleichberechtigung von Versuchspartner und Versuchsleiter zu bemühen und daß es weiterhin durchaus möglich ist, im Rahmen von experimentellen Untersuchungen die subjektiven Phänomene von Individuen zu erforschen - auch ohne "Leidensdruck" der Versuchspartner (was jedoch immer voraussetzt, diesen eine letztendlich nicht zu überprüfende oder zu kontrollierende Aufrichtigkeit in ihren Aussagen zu unterstellen).

Dies ist dann auch das erste wichtige Ergebnis dieser Untersuchung (das allerdings nur auf meiner und der subjektiven Einschätzung der Versuchspartner beruht): die Erfahrung, daß es hier möglich war, in einer empirischen Untersuchung das Sozialitäts-Korollarium (S.69) praktisch umzusetzen und zu bestätigen - trotz der häufig auch von den Versuchspartnern erlebten Schwierigkeit, das Konstrukt Vertrauen "in den Griff zu bekommen", gelang es, sich durch einen gemeinsamen Prozeß diesem Phänomen zumindest zu nähern und ein von beiden Seiten

akzeptiertes Abbild des Konstruktbegriffs zu entwickeln (vgl. SCHEELE u.a. 1980, 21).

Als Beispiel für die Schwierigkeit einer genauen und konkreten Verbalisierung des Vertrauensbegriffs möchte ich hier zwei Zitate wiedergeben:

"Ja, für mich gibt es auch nicht so einen ganz feststehenden Begriff von Vertrauen, das wechselt immer irgendwie...ja, es hängt ab von der Person, von der Dauer, wie lange ich die kenne, hängt aber auch manchmal von der Situation ab...das ist eben nicht immer ein ganz fester Begriff." (Vpt. 9)

"Also, ich weiß nicht, das kann ich irgendwie nicht beschreiben, das ist einfach ein Gefühl, ein Gefühl von Vertrauen, ich weiß nicht wie ich das ausbauen soll oder weiter umschreiben soll... Vielleicht habe ich mir da noch nie so intensive Gedanken darüber gemacht, es ist halt ganz schön, wenn man so ein Gefühl hat oder wenn man sowas weiß und irgendwo fiesel ich das dann auch nicht auseinander... ich weiß nicht, ich beläß das dann einfach dabei." (Vpt. 10)

Überrascht haben mich bei der Auswertung vor allem zwei Punkte:

- die Komplexität der Phänomenbestände/Strukturbilder. Meine Hoffnung (nicht zuletzt wegen des relativ großen Zeitdrucks zwischen erster und zweiter Phase) nach der Auswertung einiger weniger Gespräche "in Übung" zu kommen, erfüllte sich in keiner Weise: ich mußte mich bei jedem Protokoll völlig umstellen und neu in das Konstruktsystem des jeweiligen Vpt. einarbeiten - allein diese anhand der Gesprächsprotokolle durchgeführte Auswertung und das erste Legen der Strukturbilder dauerte pro Versuchspartner im Schnitt sieben Zeitstunden.
- die Unterschiedlichkeit der Strukturbilder. Schon die Schwierigkeiten bei der Auswertung und erst recht der erste Eindruck bei dem Vergleich der 14 Strukturbilder deuteten auf überraschend große Unterschiede in den Konstruktsystemen hin. Selbst wenn einzelne Begriffe immer wieder vorkamen (wie Risiko, Offenheit), so standen sie doch in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen. Ob sich dieser erste Eindruck auch bei einer genaueren Analyse bestätigen würde, blieb abzuwarten.

8. INTERINDIVIDUELLER VERGLEICH DER STRUKTURBILDER

8.1. Die Daten: 14 subjektive phänomenale Aussagen zum Konstrukt Vertrauen

Die Regeln zur Auswertung der Gespräche sind im Anhang zu finden; für das Verständnis der nun folgenden vierzehn Strukturbilder ist es sinnvoll, sich diese zunächst durchzulesen. Jedes Bild ist aber auch zusätzlich durch den jeweils danebenstehenden Text noch einmal "übersetzt".

Bei der inhaltlichen Auswertung wurden teilweise zusätzlich die Gesprächsprotokolle herangezogen - z.B. für den Fall, daß einzelne Auswertungsgesichtspunkte im Laufe des Gesprächs zwar thematisiert, aber in dem Strukturbild nicht abgebildet wurden.

Für die photomechanische Wiedergabe wurden statt verschiedenfarbiger Kärtchen (s. Regeln) hier unterschiedliche Schraffuren für die einzelnen Kärtchen verwendet.

Folgende Schraffuren stehen für:

-  : das Konstrukt Vertrauen und seine nähere Kennzeichnung (laut Regeln: blau)
-  : Personenmerkmale (laut Regeln: gelb)
-  : Situationsmerkmale (laut Regeln: braun)
-  : Kognitionen/Denkprozesse (laut Regeln: grau)
-  : Emotionen/emotionale Zustände (laut Regeln: rot)
-  : offenes Verhalten/Handeln (laut Regeln: grün)

Im Anschluß an die vierzehn Strukturbilder befindet sich eine Tabelle mit

- Daten über die Versuchspartner (Geschlecht, Alter)
- Anzahl und Art der von ihnen in der zweiten Versuchsphase an meinem Lege-Versuch vorgenommenen Änderungen der SLT
- Zahl der pro Versuchspartner/Farbe verwendeten Karten.

Vpt. 1

w/30J./75min

Vertrauen erlebt die Vpt. nur im zwischenmenschlichen Bereich; dort hat es für sie einen hohen Stellenwert. Sie unterscheidet zwischen Vertrauen, das sich in der Beziehung zu ihrem Partner und Vertrauen, das sich in Beziehungen zu Familie/Freunden ausdrückt.

In der Partnerschaft war es - bezogen auf eine konkrete Situation - dadurch gekennzeichnet, daß ein Versprechen eingehalten wurde (hier: ihr geholfen wurde), was zur Konsequenz hatte, daß es möglich war, die Beziehung fortzusetzen; eine Gewißheit entstand, sich auf den anderen verlassen zu können und weniger Eifersucht auftritt.

In familiären oder freundschaftlichen Beziehungen ist Vertrauen durch folgende Merkmale gekennzeichnet: einen auf den Moment beschränkten und thematisierten Anspruch an den anderen; die Möglichkeit, sich mit Problemen an andere wenden zu können und Offenheit auf beiden Seiten; es geschieht in der Absicht, Hilfe zu bekommen. Es kann sich aber auch lediglich in dem Gefühl ausdrücken, dem anderen potentiell vertrauen zu können.

Vertrauen in diesen unterschiedlichen Beziehungen hat zur Folge, daß für die Vpt. eine Einheit entsteht in dem Sinn, daß sie das Gefühl hat, in allen Bereichen jemanden zu haben, dem sie vertrauen kann.

Voraussetzung für Vertrauen ist zunächst, daß sie den anderen länger kennt, da sie dann sein Verhalten besser einschätzen kann. Wichtig ist auch die Größe des Problems: je größer es ist, umso wichtiger ist, daß der andere auch (zeitlich begrenzt) Leitfunktion für sie übernehmen kann. In diesen Fällen ist ihr Selbstvertrauen gering. Generell ist für die Vpt. Selbstvertrauen Voraussetzung, um Vertrauen haben zu können. Durch Anerkennung im Beruf, die Fähigkeit, andere beurteilen zu können und die Reflexion von Erfahrungen wurde dieses Selbstvertrauen bei der Vpt. verstärkt. Andere wichtige Voraussetzungen sind für die Vpt. die Verschwiegenheit des anderen, sein Einfühlungsvermögen, seine

Ruhe und Ehrlichkeit (i.S. einer Kontrollfunktion für ihr Verhalten).

Auf ihrer Seite sieht die Vpt. als Voraussetzung ein "Grundvertrauen": die Entscheidung, anderen zu vertrauen und die Fähigkeit, offen auf andere zuzugehen, was zusammen mit den spezifischen Erfahrungen, die man mit anderen gemacht hat, generell das Ausmaß von Vertrauen bestimmt, das man haben kann. Durch diese Entscheidung zu vertrauen und das offen auf andere Zugehen ist das mit Vertrauen verbundene Risiko gekennzeichnet, das die Vpt. durch eine ständige Überprüfung ihrer Entscheidung gering zu halten versucht.

Bevor die Vpt. jemandem vertraut,⁶ empfindet sie zunächst ein emotionales Erleben von Vertrauen oder auch - wiederum bezogen auf die geschilderte Situation - ein Gefühl von Hilflosigkeit.

Konsequenz des Vertrauens ist die Überlegung, warum sie dem anderen vertraut hat (eine Überprüfung der Entscheidung - geschieht dies nicht, so würde es sich um blindes Vertrauen handeln) und ein Gefühl von Freude.

Als Voraussetzung für das Vertrauen anderer zu ihr sieht die Vpt (bei der Erziehung ihrer Kinder), daß sie für sie da ist und ihnen gegenüber ehrlich ist.

Generell erlebt sie Vertrauen anderer zu ihr als positive Bestätigung, aber in dem Maß, in dem es zu ergreifend wird, auch immer mehr als Belastung und Überforderung, was das Gefühl der positiven Bestätigung vermindert.

Therapie: Gegenseitiges Vertrauen wird von der Vpt. als wesentlicher Bestandteil jeder Therapie angesehen, damit diese effektiv sein kann. Vertrauen auf Seiten des Kl., daß er sich auf den Th. verlassen kann, ihm dieser weiterhilft; Vertrauen auf Seiten des Th., daß er dem Kl. glauben kann, sich auf dessen Aussagen verlassen kann, was wichtig für seine Beurteilung des Kl. ist und um mit ihm weiterarbeiten zu können.

Vertrauenswürdigkeit

Abhängigkeit

Forderung
Fähigkeit
Wahrnehmung
Bereitschaft

Vertrauen

Verdächtige
Vertrauen
Spätkontrollen

Vertrauen
in fremde
Zuverlässigkeit

$\angle V$

keine Nachdenken

keine Belustigungen

nach dem
und anderen
Einfluss
liegen z.B.

Verantwortung
abgeben

weniger
vertrauenswürdig

Zunehmende
Wachstum

Tabellen
heit

Selbstvertrauen

Offenheit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Vertrauen
in und
Belustigung
Zuverlässigkeit
Institution

Erleben
von
Risiko

Risiko

Bestellung
unterer

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauenswürdigkeit

Vertrauen hat für den Vpt. in Freundschaftsbeziehungen die größte Bedeutung. Es ist hier dadurch gekennzeichnet, daß er sich in dem Moment, wo er vertraut, keine Gedanken macht, keine Befürchtungen verspürt und sich selbst dem anderen anvertrauen/ausliefern kann. Je weniger er nachdenkt/Befürchtungen hat, umso offener kann er sein.

Vertrauen setzt für ihn voraus, daß er Erfahrungen mit dem anderen hat, ihn gerne hat und daß er sich mit seinen Problemen an andere wendet. Je mehr er den anderen mag, umso weniger spielt die momentane Situation eine Rolle. Je mehr er unter Druck steht, umso weniger muß er den anderen mögen, um ihm zu vertrauen. Je größer der momentane Druck ist, umso (potentiell) verlässlicher muß der andere sein und sich selbst in einer Situation befinden, in der er das Vertrauen des Vpt. erfüllen kann.

Als Voraussetzung beim anderen nennt der Vpt. weiter dessen Ähnlichkeit mit ihm (z.B. in Bezug auf Ansichten) - je ähnlicher ihm der andere ist, umso leichter fällt es dem Vpt., diesen zu mögen - und die Fähigkeit des anderen, Führung zu übernehmen.

Konsequenzen des Vertrauens sind für den Vpt.: er kann die Verantwortung abgeben und verhält sich weniger verkrampft/unsicher (erst dann wird er sich bewußt, daß er Vertrauen hatte). Auf der emotionalen Ebene verspürt er ein Wachsen der Zuneigung und ein Gefühl der Geborgenheit.

Solches Vertrauen in Verbindung damit, daß er keine Erfahrungen mit dem anderen hat und dieser das Vertrauen mißbraucht, bezeichnet der Vpt. als blindes Vertrauen. Es hat für ihn zur Folge, daß ihm der Anspruch an den anderen (in Form eines Vorwurfs diesem gegenüber) bewußt wird, was zur Konsequenz hat, daß er vor erneutem Vertrauen sich Gedanken darüber macht, wieweit er sich auf den anderen einlassen kann und ihm das Risiko bewußt wird.

Je weniger Selbstvertrauen der Vpt. hat, umso mehr ist er

wissen, aber nur unter der Voraussetzung, daß er sicher sein kann, einen möglichen Vertrauensbruch verkraften zu können (ein gewisses Maß an Selbstvertrauen also in jedem Fall vorhanden sein muß).

Vertrauen in anderen Beziehungen/zu Institutionen ist für den Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß er emotional ein Risiko erlebt. Das Vertrauen setzt voraus, daß eine direkte Konfrontation mit einem Menschen gegeben ist (Staat:Politiker) oder auch daß er alleine vom anderen abhängig ist, bzw. auf ihn angewiesen ist (d.h. seine Person nicht austauschbar ist). Je mehr dies der Fall ist, umso stärker empfindet er ein Risiko.

Jemanden als vertrauenswürdig einzuschätzen setzt voraus, daß es sich um eine rein geschäftsmäßige Beziehung handelt; es bedeutet für den Vpt. eine Beurteilung über den anderen und daß er sich in seiner Person nicht betroffen fühlt. Es hat zur Konsequenz, daß er dem anderen etwas leihen würde (Auto, Geld). Je stärker er in seiner Person betroffen ist, umso größer ist dann wieder das empfundene Risiko.

Vertrauen anderer setzt für den Vpt. (in der Erziehung seiner Kinder) voraus, daß er sich vertrauenswürdig zeigt, offen gegenüber den Problemen der anderen ist und sie nicht bestraft; aber auch deren Erfahrung, daß sie auch anderen vertrauen können.

Vertraut dem Vpt. jemand, zu dem er eine enge Bindung hat, so bedeutet das eine positive Bestätigung aber auch das Bewußtwerden eines Verantwortungsdrucks, der dadurch gekennzeichnet ist, daß der Vpt. die Notwendigkeit erlebt, das Vertrauen des anderen nicht zu enttäuschen (und dies umso mehr, je stärker der andere von ihm abhängig ist).

Therapie: Diese Beziehung ist durch ein ungewöhnlich hohes Vertrauen des Kl. gegenüber dem Th. gekennzeichnet (bezogen auf dessen Fähigkeit, ihm zu helfen und das Ausmaß, in dem der Kl. sich ihm anvertraut). Aufgabe des Th. ist es, dieses

Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich durch die Beteiligung ihrer Person Offenheit oder auch ein Gefühl der Geborgenheit. Die Offenheit kann sich darin ausdrücken, daß sie ihre Fehler und Schwächen zugeben kann (womit sie sich verletzbar/angreifbar macht) oder auch darin, daß sie mit dem anderen offen reden kann (wodurch sie mehr Denkanstöße bekommen kann). Generell geht die Vpt. davon aus, daß ein bestimmtes Grundpotential an Vertrauen jedem gegeben ist (ist dies bei jemandem nicht der Fall, so würde sie es als pathologisch bezeichnen) und daß dieses zusammen mit den Erfahrungen, die man mit anderen gemacht hat, das jeweilige Ausmaß an Vertrauen bestimmen.

Die Vpt. unterscheidet zwischen Vertrauen in der Partnerschaft (als tiefstes Vertrauen) und Vertrauen im Freundeskreis. Vertrauen in der Partnerschaft ist dadurch gekennzeichnet, daß es ein blindes Vertrauen im positiven Sinn ist und kein Risiko beinhaltet. Es setzt eine jahrelange und enge Bindung voraus, sowie auf Seiten des Partners, daß er die durch ihre Offenheit entstandene Angriffsfläche nicht ausnutzt und auch ihr gegenüber Vertrauen hat.

Auf ihrer Seite nennt die Vpt. als Voraussetzung die Möglichkeit, ihren Stolz überwinden zu können (z.B. Fehler eingestehen zu können).

Als situative Voraussetzungen nennt sie: Zweisamkeit, ihre eigene Stimmung (je ausgeglichener sie ist, umso leichter fällt es ihr, ihren Stolz zu überwinden), die Zeit des anderen und seine momentane Möglichkeit, etwas von ihr aufzunehmen.

Vertrauen im Freundeskreis ist dadurch gekennzeichnet, daß die Vpt. es erst schrittweise austestet (ob der andere ihrem Anspruch gerecht werden kann), und zwar in der Absicht, das durch dieses Vertrauen entstehende Risiko (verletzt zu werden) zu verringern.

... mit ihr ...
... er ihr
... zu geben

kompetent ist; je vertrauenswürdiger ihr der andere erscheint, umso mehr kann sie ihm vertrauen.

Eine andere Voraussetzung ist für die Vpt. ihre eigene Bereitschaft in einer Situation, etwas von sich zu erzählen und das Ausmaß, in dem sie von dem Thema/Problem betroffen ist; je stärker sie betroffen ist, umso weniger Vertrauen hat sie hier; oder auch der durch ein Problem für sie persönlich entstehende Druck, eine vertrauenerweckende Atmosphäre und das Vertrauen des anderen (wobei sich das Vertrauen in solch einem Fall gegenseitig aufschaukeln kann).

Bevor sie vertraut, fühlt sich die Vpt. häufig unsicher oder es ist auch möglich, daß sie Hilfe bei der Lösung eines bestimmten Problems sucht. Das Vertrauen hat zur Konsequenz, daß sie auf den anderen zugehen kann und eine Bestärkung ihres Vertrauens erlebt.

Selbstvertrauen ist für die Vpt. eine Voraussetzung für Vertrauen, aber je mehr Selbstvertrauen sie hat, umso weniger hat sie es nötig, dem anderen zu vertrauen.

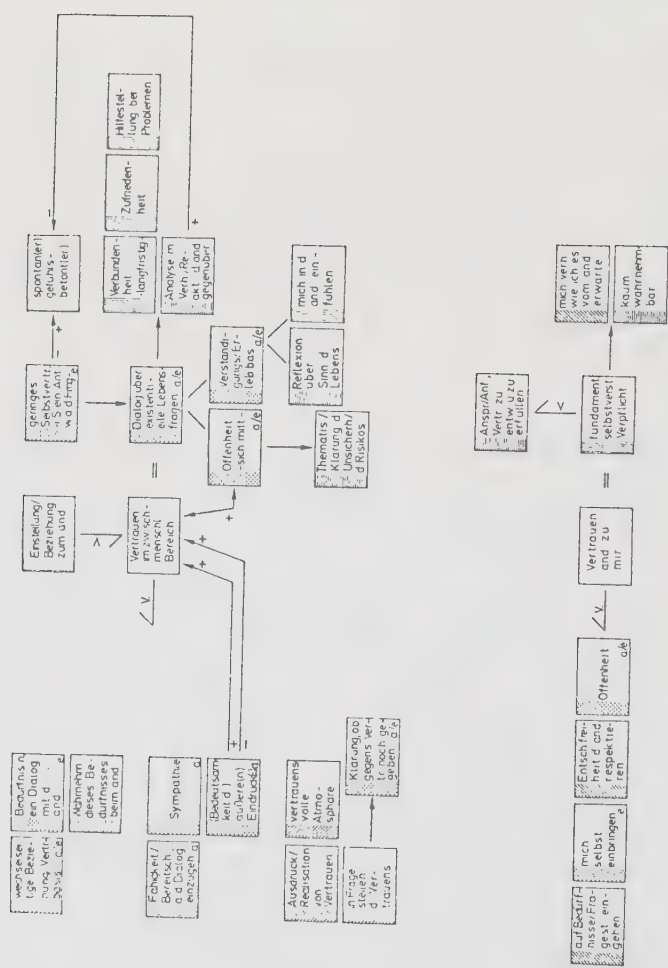
Vertrauen in anderen Bereichen (z.B. der Technik) ist für die Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht persönlich beteiligt ist. Je weniger persönlich beteiligt sie ist, umso mehr verspürt sie Mißtrauen (z.B. Institutionen gegenüber): durch starke und bewußte Kontrolle und dadurch, daß sie hier Bereiche/Teile nicht akzeptieren kann, gekennzeichnet. Je weniger Mißtrauen man in solch einem Fall zeigt, umso mehr führt das zu blindem Vertrauen im negativen Sinn.

Vertrauen anderer zu ihr setzt für die Vpt. (in der Erziehung ihrer Kinder) voraus, daß sie diese akzeptiert und selbst Fehler offen zugibt; weiter, daß sie deren Erwartungen (z.B. etwas nicht weiterzuerzählen) entspricht.

Vertrauen ihr andere, so hat das generell für die Vpt. zur Konsequenz, daß sie sich freut, aber auch, daß sie sich verpflichtet fühlt (einen Anspruch an sich stellt): sich so zu verhalten, daß sie dem Vertrauen des anderen gerecht wird.

Therapie: Notwendig für eine Therapie ist das Vertrauen des Kl. zum Th., daß er ihm nicht im negativen Sinn ausgeliefert ist: daß er nicht in einer Weise verändert wird, mit der er nicht einverstanden ist.

Bedeutend weniger wichtig ist das Vertrauen des Th. zum Kl., da dessen Existenz nicht so unmittelbar berührt ist. Nötig ist es, um so kooperativ wie möglich mit dem Kl. zusammenzuarbeiten.



Vertrauen wird von dem Vpt. ausschließlich im zwischenmenschlichen Bereich erlebt und als Voraussetzung für jede Einstellung/Beziehung zum anderen betrachtet. Es ist durch den gemeinsamen Dialog über existentielle Lebensfragen gekennzeichnet. Der Dialog ist bestimmt durch die gegenseitige Offenheit und eine gemeinsame Verständigungs-/Erlebensbasis mit dem anderen. Diese Basis zeigt sich für den Vpt. zum einen auf kognitiver Ebene in einer Reflexion über den Sinn des Lebens/die Existenz des Menschen, zum anderen auf einer emotionalen Ebene darin, daß er sich in den anderen einzufühlen versucht. Die Offenheit, daß "sich mitteilen" bewirkt, daß mögliche Unsicherheiten/Risiken thematisiert bzw. geklärt werden können. Vertrauen und Offenheit stehen hierbei in gegenseitiger Abhängigkeit: je größer die Offenheit, umso mehr Vertrauen, je mehr Vertrauen, umso größer die Offenheit.

Voraussetzung für Vertrauen ist für den Vpt. die Wechselseitigkeit der Vertrauensbasis und sein Bedürfnis nach einem Dialog mit dem anderen oder auch die Wahrnehmung eines solchen Bedürfnisses beim anderen.

Voraussetzung auf der Seite des anderen ist, daß er fähig/bereit ist, auf diesen Dialog einzugehen; weiter ist wichtig, daß der andere ihm sympathisch ist oder auch der äußere Eindruck, den dieser auf ihn macht. Dabei kann die Wirkung so sein, daß einmal das Vertrauen umso stärker ist, je stärker dieser äußere Eindruck auf ihn ist; aber auch, daß Vertrauen dadurch umso stärker wird, je weniger bedeutsam dieser Eindruck für ihn ist.

Die Situation kann sowohl Ausdruck/Realisation von Vertrauen sein als auch das Vertrauen in Frage stellen, was dann zur Konsequenz hat, daß man gemeinsam abklärt, ob die Gegenseitigkeit des Vertrauensverhältnisses noch gegeben ist. Weiter nennt der Vpt. als situative Voraussetzung eine vertrauensvolle Atmosphäre.

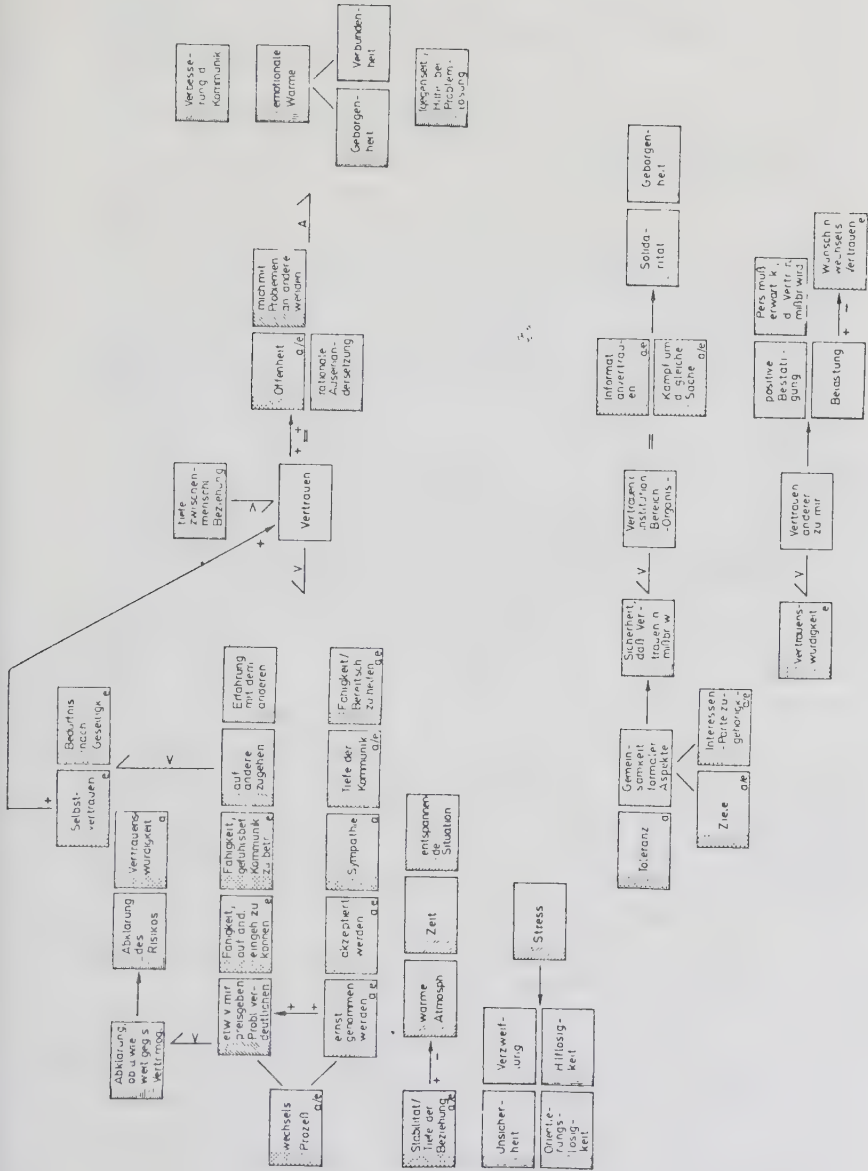
Konsequenz des Vertrauens ist ein langfristiges und die Situation überdauerndes Gefühl der emotionalen Verbundenheit mit dem anderen, Zufriedenheit und das Gefühl, Hilfestellung bei seinen Problemen erhalten zu haben oder auch die nachträgliche Analyse seines Verhaltens/seiner Reaktionen dem anderen gegenüber; je stärker diese Analyse ist, umso weniger kann der Vpt. spontan, gefühlsbetont sein.

Sein geringes Selbstvertrauen (i.S. einer Antwort auf diese existentiellen Fragen) führt den Vpt. dazu, in den Dialog mit dem anderen über diese Lebensfragen (und damit in eine Reflexion über sie) zu treten. Er ist der Meinung, daß eine - dadurch möglicherweise entstehende - Stärkung seines Selbstvertrauens zur Konsequenz hätte, daß er spontaner/ gefühlsbetonter anderen gegenüber sein könnte.

Vertrauen anderer zu ihm setzt für den Vpt. (in der Erziehung seiner Kinder) voraus, daß er auf deren Bedürfnisse/ Fragestellungen eingeht; sich selbst einbringt; die Entscheidungsfreiheit des anderen respektiert (ihn z.B. durch sein Vertrauen nicht bindet) und gegenseitige Offenheit besteht.

Das Vertrauen anderer zu ihm ist unter der Voraussetzung, daß der Vpt. den bewußten Anspruch an sich und an andere hat, Vertrauen zu entwickeln und zu erfüllen, als fundamentale/selbstverständliche Verpflichtung gekennzeichnet, was zur Folge hat, daß er sich so verhält, wie er es von anderen erwartet, aber auch, daß er (wegen dieser Selbstverständlichkeit) dieses Vertrauen anderer kaum bewußt wahrnimmt.

Therapie: Hier wird vom Vpt. die Erarbeitung eines grundlegenden Vertrauensverhältnisses und einer grundlegenden Verbundenheit zwischen Th. und Kl. als möglicher Ausgangspunkt für die Lösung von Problemsituationen des Kl. angesehen. Hierfür ist wichtig, daß der Th. die Fragestellungen/Probleme des Kl. und dessen Vertrauensanspruch an ihn aufnimmt und in den Vordergrund stellt.



Vpt. 5

m/20 J./60min

Vertrauen ist für den Vpt. Voraussetzung für alle tiefen zwischenmenschlichen Beziehungen und durch die gegenseitige Offenheit und dadurch, daß er sich mit seinen Problemen an andere wendet, gekennzeichnet (dies geschieht umso mehr, je mehr er vertraut) oder auch durch eine rationale Auseinandersetzung über ein Thema.

Voraussetzung für Vertrauen ist für den Vpt., daß es ein wechselseitiger Prozeß ist. Auf seiner Seite bedeutet das zunächst, sich darüber klar zu werden, ob und wie weit wechselseitiges Vertrauen möglich ist. Dies hat zur Konsequenz, daß das Risiko abgeklärt wird und er die Vertrauenswürdigkeit des anderen einschätzen kann und ist Voraussetzung dafür, daß er etwas von sich preisgibt. Weiter nennt er seine Fähigkeit, auf andere einzugehen; seine Fähigkeit, gefühlsbetonte Kommunikation zu betreiben; daß er auf andere zugeht und daß er Erfahrungen mit dem anderen gesammelt hat. Voraussetzung dafür, daß er auf andere zugehen kann, ist für ihn sein Selbstvertrauen (je größer dies ist, umso mehr kann er vertrauen) und sein Bedürfnis nach Geselligkeit.

Voraussetzung auf der Seite des anderen: dieser muß ihn ernst nehmen (je mehr, umso mehr kann der Vpt. von sich preisgeben); er muß ihn akzeptieren; ihm sympathisch sein; die Tiefe der gegenseitigen Kommunikation spielt eine Rolle und der andere muß die Fähigkeit/Bereitschaft haben, ihm zu helfen (wobei das den anderen ernst nehmen, ihn akzeptieren und die Bereitschaft, ihm zu helfen vom Vpt. als Voraussetzung dafür genannt werden, in der Erziehung Vertrauen seiner Kinder zu ihm zu schaffen).

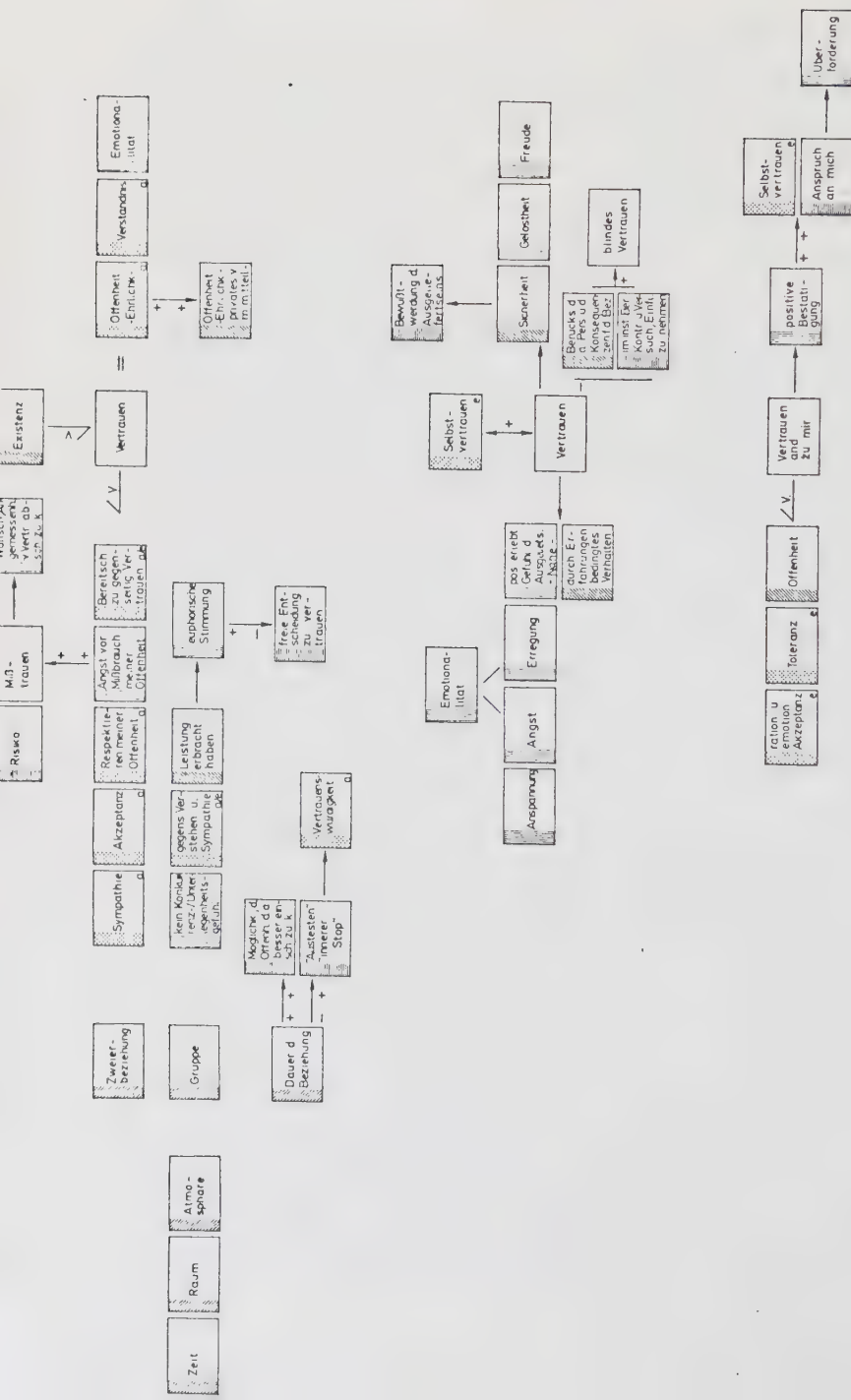
Je stabiler/tiefer die Beziehung ist, umso weniger spielen situative Voraussetzungen für Vertrauen eine Rolle. Ansonsten nennt er: eine warme Atmosphäre, Zeit und eine entspannende Situation oder auch der Stress, in den er aufgrund z.B. von Unsicherheit und Verzweiflung oder auch Orientierungslosigkeit und Hilflosigkeit gerät.

Der Vpt. vertraut in der Absicht, eine Verbesserung der Kommunikation zu erzielen oder auch emotionale Wärme zu vermitteln bzw. zu erhalten (die sich in einem Gefühl der Geborgenheit und Verbundenheit ausdrückt) oder auch um zu Problemlösungen zu kommen.

Auf einer anderen Ebene liegt für den Vpt. Vertrauen im institutionellen Bereich (z.B. zu Organisationen). Es ist dadurch gekennzeichnet, daß man gegenseitig Informationen austauscht oder auch gemeinsam für eine Sache kämpft. Es setzt für ihn die Toleranz des anderen voraus und eine aufgrund der Gemeinsamkeit formaler Aspekte (die sich in gemeinsamen Zielen und Interessen ausdrückt) gegebene rationale Sicherheit, daß das Vertrauen nicht mißbraucht wird. Es hat hier das Wissen um Solidarität und Geborgenheit zur Konsequenz.

Vertrauen anderer zu ihm setzt für den Vpt. voraus, daß er diesen vertrauenswürdig erscheint und hat eine positive Bestätigung zur Konsequenz und den Anspruch an sich selbst, daß der andere von ihm erwarten darf, daß sein Vertrauen nicht mißbraucht wird; es kann aber auch zur Belastung werden, und zwar umso mehr, je weniger beim Vpt. ein Wunsch nach wechselseitigem Vertrauen besteht.

Therapie: Voraussetzung für den Erfolg in einer Therapie ist wechselseitiges Vertrauen: beim Th. in dem Sinn, daß er den Kl. ernst nimmt; beim Kl., daß er sich verstanden und akzeptiert fühlt.



Vpt. 6

w/28J./75min

Vertrauen wird von der Vpt. als Voraussetzung für die Möglichkeit zu existieren angesehen. Es ist gekennzeichnet durch die Offenheit (i.S. von Ehrlichkeit) des anderen, sein Verständnis und eine starke Emotionalität in der Beziehung. Entscheidend für das Maß an Offenheit der Vpt., auch darin, Privates von sich mitzuteilen, ist ihre Wahrnehmung der Offenheit des anderen: je größer diese ist, umso mehr öffnet auch sie sich.

Voraussetzung für Vertrauen sind zunächst Zeit, Raum und Atmosphäre. Die Vpt. unterscheidet zwischen dem Vertrauen in einer Zweierbeziehung, wo die Person des anderen ausschlaggebend ist und Vertrauen in einer Gruppensituation, wo eher ihre Stimmung auslösender Faktor ist.

In der Zweierbeziehung ist wichtig, daß der andere ihr sympathisch ist, sie akzeptiert und ihre Offenheit respektiert. Die Angst der Vpt. vor dem Mißbrauch ihrer Offenheit bestimmt die Höhe des von ihr erlebten Risikos und die Stärke ihres Mißtrauens. Dieses häufig erlebte Mißtrauen führt zu dem Wunsch, in Beziehungen besser abschätzen zu können, wann Vertrauen angemessen ist. Ebenfalls wichtig in einer Zweierbeziehung ist für die Vpt. die Bereitschaft zu gegenseitigem Vertrauen.

In der Gruppensituation ist Voraussetzung, daß die Vpt. kein Konkurrenz/Unterlegenheitsgefühl erlebt, gegenseitiges Verstehen und Sympathie vorhanden sind und sie im Leistungsbereich Erfolg hatte. Dies kann zu einer euphorischen Stimmung führen, in der die Vpt. ihre eigene freie Entscheidung zu vertrauen als eingeschränkt erlebt.

Weiter ist für die Vpt. die Dauer der Beziehung wichtig: je länger sie jemanden kennt, umso eher fühlt sie sich in der Lage, die Offenheit des anderen besser einschätzen zu können. Je kürzer sie jemanden kennt, umso stärker tritt ein "innerer Stop" ein, um die Vertrauenswürdigkeit des anderen abzuwägen.

Von der Vpt. wird ...

die sich in Gefühlen der Anspannung, Angst, Erregung und einem positiv erlebten Ausgeliefertsein (i.S. von Nähe) ausdrückt. Weiter wird das Vertrauen i.d.R. durch die mit dem anderen gemachten (positiven und negativen) Erfahrungen bestimmt.

Es hat zur Konsequenz, daß die Vpt. eine Sicherheit im Verhalten erlebt (was zur Folge hat, daß sie sich des Ausgeliefertseins bewußt wird) und Gefühle der Gelöstheit und Freude erlebt.

Vertrauen und Selbstvertrauen stehen in gegenseitiger Abhängigkeit: je größer ihr Selbstvertrauen ist, umso stärker kann die Vpt. vertrauen; je stärker sie vertraut, umso größer wird ihr Selbstvertrauen.

Vertrauen ohne (im zwischenmenschlichen Bereich) Berücksichtigung der anderen Person und der Konsequenzen für die Beziehung oder auch (im institutionellen Bereich) ohne Kontrolle und den Versuch, durch eigene Entscheidungen Einfluß zu nehmen, führt zu blindem Vertrauen.

Als Voraussetzung für das Vertrauen anderer sieht die Vpt. (bei der Erziehung ihrer Kinder) ihre rationale und emotionale Akzeptanz der Kinder, ihre Toleranz und Offenheit ihnen gegenüber.

Generell hat das Vertrauen anderer zu ihr für die Vpt. ein Gefühl der positiven Bestätigung zur Konsequenz. Je stärker dieses Gefühl ist, umso mehr wächst ihr Selbstvertrauen, aber auch der Anspruch, den sie an sich stellt und aus dem ein Gefühl der Überforderung resultieren kann.

Therapie: Im therapeutischen Bereich wird wechselseitiges Vertrauen von der Vpt. als notwendig angesehen, da Therapie als Anwendung von Techniken allein nicht möglich erscheint: wesentlich ist die gegenseitige Akzeptanz und die Gleichberechtigung von Th. und Kl..

Vpt. 7

w/20J./75min

Vertrauen in einer Zweierbeziehung ist für die Vpt. Voraussetzung, um existieren zu können. Es ist gekennzeichnet durch Offenheit, dem anderen persönliche Dinge anzuvertrauen oder auch durch ein durchgängiges Erleben von Vertrauen, das z.B. zur Folge hat, sich sicher sein zu können, daß der andere ein Versprechen hält. Weitere Kennzeichen neben der Offenheit sind, daß der andere ihr zuhört, mitfühlt und Verständnis für sie hat. Die Vpt. vertraut in der Absicht, sich vom eigenen Druck zu befreien oder auch um dem anderen Wertschätzung und Interesse zu signalisieren oder damit dieser sich freut. Konsequenz des Vertrauens ist, daß die Vpt. mit ihren Problemen nicht mehr alleine ist und ein Gefühl der Bindung zum anderen erlebt oder auch, daß die Beziehung aufrechterhalten bzw. vertieft werden soll oder man gemeinsam Lösungsversuche entwickelt.

Voraussetzung für Vertrauen sind zunächst situative Merkmale: die Größe des Problems; der seelische Druck, den die Vpt. verspürt oder das Vorliegen einer Notsituation sowie die Dauer der Beziehung zum anderen. Je größer das Problem ist, umso wichtiger ist es, daß der andere vertrauenswürdig ist. Bei kleineren Problemen spielt die Vertrauenswürdigkeit eine geringere Rolle, hier aber ist der Vpt. bewußt, daß das Risiko umso größer ist. Je länger die Dauer der Beziehung ist, umso weniger bewußt ist der Vpt. dieses Risiko, da damit auch die Einschätzung der Vertrauenswürdigkeit des anderen umso sicherer ist. Je stärker der durch ein Problem ausgelöste seelische Druck für die Vpt. ist, umso weniger wird das Risiko beachtet, umso unwichtiger ist ihr, inwieweit der andere im Moment für sie Zeit hat und selbst unter Druck steht. Ist ihr eigener Druck nicht so groß, so beachtet sie diese Merkmale stärker. Ist eine Notsituation vorhanden, fühlt die Vpt. sich z.B. bedroht, so vertraut sie auch Menschen, die sie noch nicht lange kennt, was aber dadurch gekennzeichnet ist, daß sie wenig von ihrer Person

preisgibt (sich nicht selbst einbringt) und dazu führt, daß sie im positiven Sinn dem anderen blind vertraut, d.h. ihre Hoffnung auf Hilfe stärker ist als das Risiko, daß ihr Vertrauen mißbraucht werden könnte. Je kürzer sie jemanden kennt, umso mehr muß dieser, damit sie ihm vertrauen kann, ihr sympathisch sein; muß sie erkennen können, daß er Gemeinsamkeiten mit ihr hat. Lediglich in extremen Notsituationen spielen auch diese Merkmale keine Rolle mehr. Weitere Voraussetzungen für Vertrauen sind, daß der andere Interesse an ihr hat und daß er ebenfalls Vertrauen zeigt. Je länger sie jemanden kennt, umso mehr Erfahrungen hat sie mit diesem gesammelt (eine wichtige Voraussetzung für die Vpt., dem anderen zu vertrauen); weiter nennt sie als Voraussetzung ihre eigene Kontaktfreudigkeit (sie bezeichnet sich als eher extrovertiert) und ein Bedürfnis, mit anderen über ihre Probleme zu sprechen. Generell führen Erfahrungen mit dem anderen und das Maß an Extro-/Introvertiertheit sowie dieses Bedürfnis, mit anderen über Probleme zu sprechen, zum jeweiligen Ausmaß von Vertrauen.

Der Anspruch, den sie mit ihrem Vertrauen stellt, ist ihr eigentlich nur bei Leuten bewußt, mit denen sie weniger Erfahrungen hat. Je länger sie den anderen kennt, umso weniger wird ihr dieser Anspruch bewußt.

Auf einer anderen Ebene liegt für die Vpt. Vertrauen im institutionellen Bereich. Es ist dadurch gekennzeichnet, daß es rational bedingt und sehr viel störanfälliger ist, schneller in Mißtrauen umschlägt. Es setzt voraus, daß sich die Institution als vertrauenswürdig erwiesen hat, und zwar durch ihre Ziele, den Nutzen für sie und andere und durch ihre Erfolge.

Als Voraussetzung für Vertrauen anderer zu ihr sieht die Vpt. (in der Erziehung ihrer Kinder) die eigene Ehrlichkeit und Offenheit, sowie die Bereitschaft, den anderen ernstzunehmen. Generell führt Vertrauen anderer zu ihr zu einer positiven Bestätigung für die Vpt. und bei Leuten, die ihr sympathisch sind, hat es zur Konsequenz, daß sie

die Bereitschaft zeigt, sich für den anderen einzusetzen. Ist ihr der andere nicht sympathisch, so tritt neben dem Gefühl der positiven Bestätigung das der Verpflichtung auf, die umso stärker ist, je größer die Erwartungen des anderen sind.

Therapie: Vertrauen des Kl. wird als entscheidende Voraussetzung dafür angesehen, ihn als Th. helfen zu können. Aber auch der Th. muß Vertrauen zum Kl. haben: indem er ihm persönliche Dinge in dem Ausmaß anvertraut, wie der Kl. das verkraften kann, signalisiert er dem Kl. Interesse und schafft so das notwendige Vertrauensverhältnis.

Jede Beziehung, ob zu sich selbst oder zu ihren Mitmenschen, setzt für die Vpt. Vertrauen voraus. Je stärker dieses Vertrauen ist, umso größer ist die Qualität dieser Beziehung. Vertrauen in freundschaftlichen Beziehungen ist durch eine positive Verhaltenserwartung anderen gegenüber gekennzeichnet und durch ein sich-selbst-einbringen sowie dem Gefühl, Verhaltensfreiheit zu haben (was dann eingeschränkt ist, wenn sie Druck verspürt, z.B. in einer Situation nicht lügen zu wollen). Das mit dem Vertrauen verbundene Risiko wächst in dem Ausmaß, in dem sie sich selbst einbringt und mit der Größe der Konsequenzen. Je mehr die Vpt. glaubt, daß ihre Verhaltensfreiheit von außen verringert wird, umso mehr nimmt Vertrauen eine negative Dimension an (z.B. als Zwang zu vertrauen). Direkte Konsequenz von Vertrauen ist für die Vpt., daß sie auf andere zugehen und offen sein kann (sagen kann, was sie bewegt, was ihr wichtig ist). Diese Offenheit ist jedoch nicht uneingeschränkt: je größer die Möglichkeit ist, daß sie durch das, was sie sagt, einem dritten gegenüber einen Vertrauensbruch begehen könnte, umso weniger offen ist sie, auch wenn sie etwas stark bewegt.

Als Voraussetzung für Vertrauen sieht die Vpt. ihr Selbstvertrauen (daß sie zu sich selbst stehen kann und sich der Kritik stellen kann) und ihre Fähigkeit, intensive Bindungen eingehen zu können sowie die positiven Erfahrungen, die sie mit anderen gemacht hat und die sie bei spontanem Vertrauen, also Leuten gegenüber, die sie erst kurz kennt, auf diese überträgt. Generell glaubt die Vpt., daß das Ausmaß an Verslossenheit eines Menschen zusammen mit den Erfahrungen, die man mit anderen gemacht hat, den Grad von Vertrauen bestimmt, den jemand anderen gegenüber erlebt.

Als Voraussetzung bei dem anderen nennt die Vpt., daß dieser sie annimmt/akzeptiert (als Anspruch bzw. Erwartung an ihn); daß er verschwiegen ist; mit dem, was sie ihm anver-

traut, umgehen kann; Toleranz und Offenheit zeigt, ihr vertraut, ehrlich ist und daß er ihr ähnlich ist (i.S. von gleiche Wellenlänge haben).

Als situative Voraussetzungen nennt die Vpt. die Zuhörbereitschaft des anderen oder auch daß verbindende Situationen (z.B. ein gemeinsamer Urlaub) oder eine vertrauenerweckende/sichere Umgebung ihre Bereitschaft, einem anderen zu vertrauen, erhöhen können. Auch kann die Vpt. sich (theoretisch) vorstellen, daß jemand vertraut, weil er in dem Moment das Bedürfnis hat, mit jemandem zu reden (sich alleine fühlt), sich in einer Angstsituation befindet oder verzweifelt ist: je stärker diese situativen Merkmale vorhanden sind, umso unwichtiger ist die Person, der man vertraut.

Ihrem Vertrauen läuft zunächst eine bewußte Überprüfung/Beobachtung der Reaktionen des anderen voraus, die eine Einschätzung seiner Vertrauenswürdigkeit zur Folge hat; je vertrauenswürdiger ihr jemand erscheint, umso stärker kann sie ihm vertrauen. Auf emotionaler Ebene empfindet die Vpt. den Wunsch/das Bedürfnis, dem anderen gegenüber offen zu sein oder auch den Wunsch, eine Beziehung in Gang zu setzen oder auch (in der geschilderten Situation) ein Gefühl der Überraschung und des sich gefordert föhlens. Je weniger eine bewußte Überprüfung des anderen stattfindet, umso mehr besteht die Gefahr eines blinden Vertrauens. Je stärker/tiefer man jemandem vertraut, umso weniger ist man ihm gegenüber u.U. kritikfähig (weil z.B. zuviel von diesem Vertrauen für einen abhängt); je weniger kritikfähig man ist, umso mehr vertraut man blind.

Ein zuviel an Selbstvertrauen (i.S. von Arroganz) und ein zuwenig an Selbstvertrauen (i.S. von sich selbst nicht annehmen können) kann in beiden Fällen dazu föhren, daß man umso weniger Vertrauen zum anderen haben kann.

Weitere Konsequenzen von Vertrauen können für die Vpt. sein: das Gefühl, daß der andere Anteil nimmt; ein Gefühl der Erleichterung (etwas "los geworden" zu sein); Hilfe bei Ent-

scheidungen zu bekommen; eine Verstärkung/ein Wachsen der Beziehung zu verspüren oder auch sich bewußt zu werden, daß sie sich dem anderen ausgeliefert hat.

Sich in ihrer Umwelt zurechtzufinden setzt für die Vpt. Vertrauen auch in anderen Bereichen, z.B. Institutionen oder einem Arzt gegenüber, voraus. Dieses Vertrauen ist dadurch gekennzeichnet, daß die Vpt. ein konkretes, sachliches Anliegen hat und daß es einseitig von ihr ausgeht. Es setzt voraus, daß der andere, z.B. ein Arzt, kompetent ist oder auch, daß sie bereit ist, einen Vertrauensvorschuß zu leisten. Diese Bereitschaft ist umso größer, je mehr eigene positive Erfahrungen sie in diesem Bereich hat und je positiver die Einstellung ihrer Umwelt/Mitmenschen diesem Bereich gegenüber ist.

Vertrauen anderer zu ihr setzt für die Vpt. (in der Erziehung ihrer Kinder) voraus, daß sie ihnen gegenüber offen ist, Gesprächsbereitschaft zeigt und sie annimmt. Allgemein hat das Vertrauen anderer für die Vpt. zur Folge, daß sie sich in den überwiegenden Fällen positiv bestätigt fühlt, aber auch, daß sie sich manchmal verpflichtet fühlt: dem anderen helfen zu müssen und ihm nun auch vertrauen zu müssen. Das kann zur Folge haben, daß sie sich unter Druck gesetzt fühlt.

Therapie: Diese Beziehung wird als ein mehr sachliches Vertrauen bezeichnet. Der Kl. muß einen gewissen Vertrauensvorschuß leisten: glauben, daß der Th. ihn ernst nimmt und annimmt. Der Th. muß die Bereitschaft dazu dem Kl. deutlich machen; weiter muß er darauf vertrauen, daß der Kl. mit einem echten Anliegen zu ihm kommt und versuchen, Voraussetzungen zu schaffen, die es dem Kl. erleichtern, Vertrauen zu haben: Zeit für ihn haben, ihm Zuwendung geben, aufgeschlossen und offen sein. Letztendlich ist er jedoch immer darauf angewiesen, daß der Klient bereit ist, ihm zu vertrauen.

Vpt. 9

w/20J./80min

Vertrauen in Freundschaftsbeziehungen ist für die Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß eine Wechselbeziehung zwischen ihr und dem anderen vorliegt (beide ihre ganze Person einbringen) und daß sie offen sein kann, wobei diese Offenheit sowohl Grundlage als auch Konsequenz des Vertrauensverhältnisses sein kann.

Als Voraussetzung für tiefes Vertrauen sieht die Vpt. auf ihrer Seite, daß sie Erfahrungen mit dem anderen gemacht hat ("Vertrauen wird gelernt"). Je länger sie jemanden kennt, umso mehr beruht Vertrauen auf einer gefühlsmäßigen Sicherheit, dem anderen vertrauen zu können und umso geringer ist das erlebte Risiko. Je weniger sie den anderen kennt, umso mehr beruht Vertrauen (z.B. in Angstsituationen) auf einer bewußten Entscheidung, ist aber gleichzeitig auch ein spontanes Vertrauen, wird insofern als emotional erlebt. Es setzt voraus, daß ihr der andere sympathisch ist und Ruhe ausstrahlt. Dies kann zu wechselseitigem oder von der Vpt. aus einseitigem blindem Vertrauen führen (das erlebnismäßig genauso tief sein kann, aber nicht muß, wie das auf Erfahrungen mit dem anderen beruhende Vertrauen). Blindes Vertrauen ist dadurch gekennzeichnet, daß es erst aufgrund der Konsequenzen für einen positiv oder negativ zu bewerten ist. Weitere Voraussetzungen auf der Seite der Vpt.: ihr gesunder Menschenverstand bei der Beurteilung anderer; ihre Fähigkeit, jeweils den anderen bzw. den Bereich, in dem sie ihm vertrauen kann, abschätzen zu können und als letztes der im Hintergrund stehende Anspruch an den anderen, daß ihr Vertrauen nicht mißbraucht wird.

Voraussetzung beim anderen, damit sie ihm vertrauen kann: sie muß mit ihm reden können; er muß sie akzeptieren; ihr Hilfestellung bei Entscheidungen geben können und zuverlässig sein (daß sie selbst den anderen akzeptiert oder auch durch ihr eigenes Verhalten Modell dafür ist, daß der andere Vertrauen aufbauen kann und Vertrauenspartner für andere sein kann, nennt die Vpt. auf ihrer Seite als Voraus-

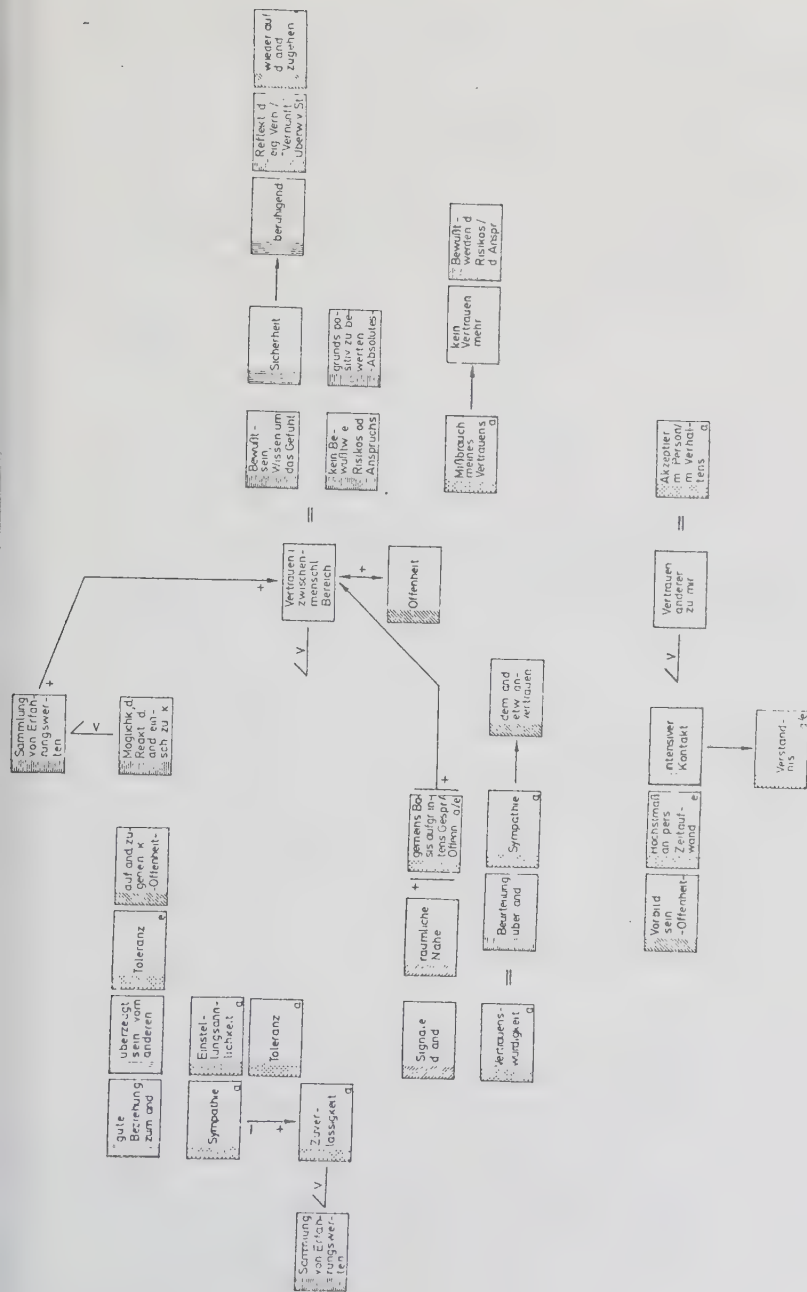
setzung dafür, in der Erziehung das Vertrauen ihrer Kinder zu ihr schaffen zu können).

Konsequenz des Vertrauens in Freundschaftsbeziehungen ist für die Vpt., daß sie sich immer wieder mit ihren Problemen an den anderen wendet und die Erwartung hat, daß auch der andere ihr vertraut (wird diese Erwartung erfüllt, so bedeutet das eine positive Bestätigung für die Vpt.), oder auch, daß sie dem anderen Vertrauensvorschuß gibt. Auf der Gefühlsebene hat Vertrauen zur Konsequenz, daß sie sich aus einem Konflikt heraus an den anderen wendet und dadurch ruhiger und sicherer wird, ein Gefühl der Dankbarkeit und Geborgenheit empfindet. Selbstvertrauen steht im Zusammenhang mit Vertrauen, die Art der Abhängigkeit kann aber unterschiedlich sein: wenig Selbstvertrauen kann zu viel Vertrauen führen (als Ersatz für das mangelnde Selbstvertrauen) oder auch zu wenig Vertrauen, genauso wie viel Selbstvertrauen dazu führen kann, daß man dem anderen umso mehr oder umso weniger vertraut.

Die Vertrauenswürdigkeit des anderen ist auch eine Voraussetzung für Vertrauen: sie ist entweder Resultat der Erfahrungen mit dem anderen (wobei wenn die Vpt. jemanden lange kennt, das auch zu einer Beeinflussung ihrer Meinung durch den anderen führen kann) oder wird, weil ihr der andere sympathisch ist oder aufgrund seiner Kompetenz angenommen.

Vertrauen in Institutionen und anderen Bereichen (z.B. zum Arzt) ist für die Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß sie es als blindes Vertrauen bezeichnet oder auch, daß sie sich ausgeliefert fühlt und der passive Teil ist, mit dem etwas geschieht. Um hier überhaupt das Konstrukt Vertrauen verwenden zu können, muß es sich immer auf die Personen, die z.B. hinter einer solchen Institution stehen, beziehen. Weiter ist Voraussetzung, daß sie den anderen für kompetent hält oder auch, daß er ihr sympathisch ist: je sympathischer er ihr ist, umso mehr kann sie ihm vertrauen.

Therapie: Voraussetzung für den Erfolg einer Therapie ist, daß der Kl. zum Th. Vertrauen haben kann und daß der Th. bei jedem Kl. - ähnlich wie in anderen Beziehungen - versucht, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, indem er z.B. dem Kl. gegenüber offen ist.



Vpt. 10

m/23J./85min

Vertrauen wird von dem Vpt. als ausschließlich auf den zwischenmenschlichen Bereich bezogen erlebt. Es ist dadurch gekennzeichnet, daß er das Bewußtsein, ein Wissen um dieses Gefühl von Vertrauen hat, über das er in dem Moment jedoch nicht nachdenkt, das eine emotional begründete Sicherheit ist. Vertrauen bedeutet aber auch, daß ihm weder ein Risiko, noch ein Anspruch bewußt wird. Vertrauen wird als etwas "Absolutes" grundsätzlich positiv bewertet. Erst der Mißbrauch seines Vertrauens führt dazu, daß er kein Vertrauen mehr hat und dies an einem Anspruch oder Risiko mißt. Es besteht eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen Vertrauen und Offenheit: je mehr er vertraut, umso offener kann er sein, je offener er ist, umso mehr kann er vertrauen.

Als Voraussetzung für Vertrauen sieht der Vpt. auf seiner Seite: er muß eine gute Beziehung zum anderen haben; von ihm überzeugt sein; weiter nennt er Toleranz und die Fähigkeit, auf andere zugehen zu können (z.B. offen zu sein). Für das tiefste Vertrauen, das er erlebt (zu seiner Freundin) ist es für ihn wichtig, daß er deren Reaktionen einschätzen kann, was voraussetzt, daß er hier Erfahrungswerte gesammelt hat (sie lange kennt). Je mehr Erfahrungen er hier hat, umso tiefer ist das Vertrauen.

Voraussetzungen auf der Seite des anderen: er muß ihm sympathisch sein und ähnliche Einstellungen haben oder auch tolerant sein. Je weniger sympathisch ihm der andere ist, für umso zuverlässiger muß er ihn dann halten, was voraussetzt, daß er dies aufgrund seiner Erfahrungen mit dem anderen einschätzen kann.

Ausschlaggebend für Vertrauen sind für den Vpt. Personenmerkmale, Situationsmerkmale spielen eine untergeordnete bzw. nur in Ausnahmefällen eine Rolle. Solche Situationsmerkmale können im konkreten Fall (z.B. einem Streit) die Wahrnehmung von Signalen des anderen, die auf eine Aussöhnung hinweisen, sein. Weiter kann es bei großer räumlicher Nähe (z.B. einem Wochenendseminar) und dem Vorhandensein einer

gemeinsamen Basis aufgrund intensiver Gespräche bzw. Offenheit zu einem Vertrauensverhältnis kommen.

Jemanden als vertrauenswürdig einzuschätzen ist für den Vpt. durch eine rationale Beurteilung über den anderen gekennzeichnet und der andere muß ihm sympathisch sein. Es führt dazu, daß er ihm etwas (z.B. seinen Wagen oder eine bestimmte Aufgabe) anvertrauen kann.

Konsequenz des Vertrauens ist für den Vpt., daß diese Sicherheit über das Vertrauen ihm ein beruhigendes Gefühl vermittelt und daß er im konkreten Fall (z.B. einem Streit) in der Lage ist, sein eigenes Verhalten zu reflektieren (seinen Stolz zu überwinden) und wieder auf den anderen zugehen kann.

Vertrauen anderer zu ihm setzt für den Vpt. (bei der Erziehung seiner Kinder) voraus, daß er durch sein Verhalten, z.B. seine Offenheit, Vorbild ist, ein Höchstmaß an persönlichem Zeitaufwand aufbringt und ein intensiver Kontakt dazu führt, daß man Verständnis füreinander hat. Allgemein ist das Vertrauen anderer zu ihm für den Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß man seine Person und das, was er tut, akzeptiert.

Therapie: Wichtig für eine Therapie ist das Vertrauen des Kl. zum Th., das durch dessen Gegenvertrauen, z.B. in Bezug auf die Herbeiführung einer gewünschten Veränderung, gefördert werden kann.

Vpt. 11

w/20J./85min

Vertrauen ist für die Vpt. Voraussetzung für das miteinander leben. Es ist gekennzeichnet durch Offenheit, ein "sich-selbst-sein-können". Je weniger es ihr gelingt, ihr Vertrauen in Verhalten umzusetzen, umso größer ist ihre Traurigkeit.

Voraussetzung für Vertrauen ist für die Vpt. ihr Vertrauen in das Leben, ihr Selbstvertrauen und Mut. Es besteht hier sowohl eine gegenseitige (positive) Abhängigkeit zwischen diesen Faktoren und ihrem Vertrauen (je mehr sie gegeben sind, umso größer ist ihr Vertrauen; je größer ihr Vertrauen ist, umso stärker werden diese Faktoren), wie auch gleichzeitig Vertrauen durch diese Faktoren gekennzeichnet ist.

Konsequenz dieses Vertrauens in das Leben und weitere Voraussetzungen sind für die Vpt.: ihre Bereitschaft offen zu sein: der bewußte Wille, anderen zu vertrauen und ein im positiven Sinne blindes Vertrauen: auf andere zuzugehen (was auch Signal für das Vertrauen anderer zu ihr sein kann); ihre auch auf Erfahrung beruhende Annahme, jeder Mensch sei gut und das bewußte in Kauf nehmen des Risikos, aufgrund des Unvermögens des anderen von ihm fallengelassen zu werden. Je geringer dieses Risiko ist, umso vertrauenswürdiger ist der andere für sie, umso mehr kann sie ihm vertrauen.

Situative Voraussetzungen sind für die Vpt.: die räumliche Nähe zu anderen und eine lockere Atmosphäre oder auch der(aufgrund eines Themas z.B.) als positiv erlebte Zwang zu vertrauen. Diese Merkmale führen allerdings nur dann zu Vertrauen, wenn die Vpt. sich nicht emotional verkrampft fühlt; je mehr dies der Fall ist, umso geringer ist ihr Selbstvertrauen (womit eine ganz wesentliche Voraussetzung für das Vertrauen nicht mehr gegeben ist).

Ebenfalls eine positive Abhängigkeit besteht für die Vpt. zwischen ihrer Offenheit und ihrer Erkenntnis, durch Offenheit weniger verletzbar zu sein; einer andauernden Verbundenheit und Nähe zu den anderen Menschen und der Möglichkeit, freier /offener zu sein: je offener sie sein kann, umso mehr erlebt sie diese Faktoren; je mehr sie sie erlebt, umso offener kann sie sein. Die gleiche Abhängigkeit besteht zwischen ihrer Offenheit und (z.B. auch auf die Erziehung ihrer eigenen

Kinder bezogen) dem Vertrauen anderer zu ihr; dieses Vertrauen anderer hat zur Konsequenz, daß die Vpt. versucht, dieses Vertrauen durch ihr Verhalten zu bestätigen (dies kennzeichnet den Anspruch, den sie an sich selbst stellt). Je weniger sie das schafft, umso mehr erlebt sie dies als Belastung.

Insgesamt gesehen besteht eine negative gegenseitige Abhängigkeit zwischen dem "auf andere zugehen" als Voraussetzung für Vertrauen und der aufgrund des Vertrauens erlebten Möglichkeit, sich freier/offener zu verhalten: je weniger sie sich so verhalten kann, umso weniger kann sie auf andere zugehen; je weniger sie auf andere zugehen kann, umso weniger kann sie sich frei/offen verhalten.

Die Vpt. unterscheidet zwischen Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich und Vertrauen in Institutionen/alltägliche Situationen.

Im zwischenmenschlichen Bereich ist Vertrauen gekennzeichnet durch den Wunsch der Vpt., daß das Vertrauen wechselseitig sei (dies kennzeichnet den Anspruch an andere) und einem jeden gegenüber gezeigten Vertrauensvorschuß (s.o.: blindes Vertrauen). Dieser Vertrauensvorschuß wird umso mehr bzw. umso leichter gezeigt, je mehr der andere der Vpt. vertraut ist oder auch eine gemeinsame Basis an Lebensüberzeugungen/-einstellungen besteht (diese Merkmale führen, wenn gleichzeitig eine längere Beziehung zum anderen besteht, zu Vertrauen in jeder Situation/jedem Bereich, aber auch zu einem Gefühl der Verkrampfung) oder auch je sympathischer ihr der andere ist oder je stärker er ein "Anders-sein" als sie ausstrahlt (umso neugieriger wird sie).

Vertrauen im institutionellen Bereich/alltäglicheren Situationen ist für sie durch eine größere Skepsis gekennzeichnet, und führt dazu, daß sie bei einer Enttäuschung hier sich weniger betroffen fühlt.

Therapie: Wie in jeder anderen menschlichen Beziehung, so spielt auch im therapeutischen Bereich wechselseitiges Vertrauen eine große Rolle: einmal das Vertrauen des Kl. zum Th., um diesen überhaupt an seinen Kern heranzulassen; zum anderen das Vertrauen des Th. zum Kl., um diesen nicht zum Gegenstand oder Objekt werden zu lassen.

Vertrauen wird als die Voraussetzung für Gemeinsamkeit, das Zusammenleben genannt. Je intensiver zwischenmenschliche Beziehungen sind, umso größer ist auch das Vertrauen. Es ist eine Grundeigenschaft aller Menschen und dadurch gekennzeichnet, daß die Person/Intimsphäre des Vpt. betroffen ist und es (in der Beziehung zu Freunden) auf Gegenseitigkeit beruht. Es besteht eine gegenseitige Abhängigkeit für den Vpt. zwischen Vertrauen und seiner Offenheit: je mehr er vertraut, umso offener kann er sein; je offener er ist, umso mehr vertraut er - sowie zwischen seinem Vertrauen und dem Vertrauen anderer zu ihm: je mehr er vertraut, umso mehr können andere ihm vertrauen; je mehr andere ihm vertrauen, umso mehr kann er vertrauen.

Voraussetzungen für Vertrauen sind für ihn auf der Seite des anderen: er muß dem Vpt. sympathisch und ihm ähnlich sein; Bereitschaft zeigen, ihn zu verstehen; sie müssen sich gegenseitig kennen und der andere muß verlässlich sein.

Als Voraussetzung auf seiner Seite sieht der Vpt. sein eigenes Bedürfnis, sich mitzuteilen. Je stärker der situative Druck ist, umso größer wird dieses Bedürfnis. Je größer das Bedürfnis wird, umso weniger wichtig ist, daß der Vpt. den anderen kennt - umso mehr muß dieser dann allerdings Interesse zeigen und ihm zuhören. Als weitere Voraussetzung sieht der Vpt. bei sich und anderen ein Grundbedürfnis, auf andere zuzugehen (Kontaktfreude); dies und die Erfahrungen, die man im Laufe der Zeit mit anderen gemacht hat, bestimmen das Ausmaß an Vertrauen, daß man anderen entgegenbringt.

Je mehr Erfahrungen er mit dem anderen hat, umso geringer wird für den Vpt. das Risiko des Vertrauens, das durch die Angst gekennzeichnet ist, der andere könne sein Vertrauen mißbrauchen oder ihn fallenlassen. Je geringer diese Angst wurde, umso stärker wurde das Selbstvertrauen des Vpt. und umso mehr konnte er anderen vertrauen.

Vertrauen ist weiter dadurch gekennzeichnet, daß der Vpt. sich dem anderen anvertraut. Voraus läuft die bewußte Entscheidung, wem er vertrauen soll und Gefühle der Unsicherheit und Angst.

Die Entscheidung setzt (als bewußten Anspruch) die Erwartung der Vertrauenswürdigkeit des anderen voraus: verschwiegen zu sein, Verständnis zu haben und ihn anzunehmen/zu akzeptieren. Sich dem anderen anzuvertrauen geschieht in der Absicht, sich Erleichterung zu verschaffen und hat zur Konsequenz, daß eine lockere und gelöste Atmosphäre entsteht, der Vpt. sich dem anderen gegenüber herzlicher verhält und bereit ist, sich zu verändern.

Bei Vorhandensein eines stärkeren situativen Drucks und wenn der Vpt. gleichzeitig keine Möglichkeit hat, sich an einen Freund zu wenden, kann es zu Vertrauen auch Institutionen (Kirche, Beratungsstelle) gegenüber kommen. Dies setzt aber eine zwischenmenschliche Beziehung (zu einem Priester, Therapeuten) voraus und daß der Vpt. persönliche Dinge einbringt und ist durch die Einseitigkeit des Vertrauens gekennzeichnet. Einseitiges Vertrauen kann im Zusammenhang mit fehlender Reflexion oder fehlender Kritikfähigkeit zu blindem Vertrauen führen, das die Ausnutzung durch den anderen zur Folge haben kann.

Vertrauen anderer zu ihm setzt für den Vpt. (in der Erziehung seiner Kinder) voraus, daß er ihnen gegenüber ehrlich und offen ist und Freiraum für ihre Probleme schafft. Generell hat das Vertrauen anderer für ihn zur Konsequenz, daß er sich froh und dankbar fühlt und gleichzeitig sich des Anspruchs/der Aufgabe bewußt ist: den anderen bedingungslos zu akzeptieren, sich in seine Probleme einzufühlen und mit ihm gemeinsam Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Dies kann zur Belastung werden.

Therapie: Voraussetzung für eine Therapie ist gegenseitiges tiefstes Vertrauen. Es setzt auf der Seite des Th. voraus, daß er das Selbstvertrauen hat, sich dem Kl. gegenüber ganz einzubringen, keine Fassade zu haben, um eine Atmosphäre zu schaffen bzw. Signale für den Kl. zu setzen, damit auch dieser Vertrauen fasst und von sich erzählt.

Vpt. 13

w/20 J./60min

Vertrauen ist für die Vpt. Voraussetzung dafür, eine positive Lebensanschauung haben zu können (um nicht zu verzweifeln) und wird als Bedingung für eine funktionierende Partnerschaft gesehen; hier hat es zur Konsequenz, daß es in einem solchen Fall bewußt als Anspruch gestellt wird.

Vertrauen ist gekennzeichnet durch die Offenheit der Vpt., aber auch dadurch, daß es sich langsam aufbaut und durch einen rational begründeten Glauben, was zur Konsequenz hat, daß ihre Ängste reduziert werden. Das jeweilige Ausmaß an Vertrauen unterliegt generell zeitlichen Schwankungen: wenn die Vpt. sich in einer persönlich schwierigen Lage befindet und schlechte Erfahrungen gemacht hat, so hat sie zu diesem Zeitpunkt wenig Vertrauen.

Die Vpt. unterscheidet zwischen Vertrauen in einer wechselseitigen Beziehung (Partnerschaft) und Vertrauen in einer einseitigen Beziehung (wie z.B. zum Arzt). Vertrauen in einer wechselseitigen Beziehung ist dadurch gekennzeichnet, daß es auf einer freiwilligen Entscheidung beruht und auf einer emotionalen Ebene liegt. Ob Vertrauen im konkreten Fall mehr situations- oder mehr personenbedingt ist, kann die Vpt. nicht generell festlegen; Voraussetzung für Vertrauen ist für sie jedoch, daß der andere genügend Zeit hat und es ihm in dem Moment möglich ist auf sie einzugehen. Weiter ist wichtige Vorbedingung die Offenheit des anderen, die gegenseitige Zuneigung, die Zuverlässigkeit des anderen und seine Kontinuität im Verhalten.

Auf ihrer Seite sieht die Vpt. als Voraussetzung für Vertrauen ihr Bewußtsein darüber, daß Vertrauen wünschenswert und möglich ist, ihren Optimismus und daß sie Erfahrungen mit dem anderen hat, ihn kennt: je weniger dies gegeben ist, umso wichtiger ist es, daß der andere ihr auf emotionaler und intellektueller Ebene ähnlich ist, um ihm vertrauen zu können. Jemanden sehr gut zu kennen, verringert die Gefahr für die Vpt., sich selbst und ihm gegenüber unkritisch zu werden (da sie den anderen und sich in Bezug auf ihn besser einzuschätzen weiß) und kann (hypothetisch) zu blindem Vertrauen im positiven Sinn führen. Weitere

Voraussetzungen auf seiten der Vpt.: sie muß das Gefühl haben, daß wechselseitiges Vertrauen möglich ist; sie muß den anderen achten und aufgrund der ständigen Kontrolle bzw. Absicherung durch die Beobachtung der Reaktionen des anderen wissen, daß ihr Vertrauen gerechtfertigt ist. Je stärker sie selbst das Gefühl hat, daß andere ihr vertrauen können, umso größer wird ihr Selbstvertrauen. Mangelndes Selbstvertrauen kann dazu führen, daß das Risiko des Vertrauens immer größer wird oder auch, daß es unmöglich wird, anderen zu vertrauen.

Konsequenz des Vertrauens in einer wechselseitigen Beziehung ist für die Vpt.: dem anderen durch ihr Verhalten zu zeigen, daß er auch ihr vertrauen kann; ein Anspruch an sich selbst (z.B. Gefühle der Eifersucht unterdrücken zu müssen); ein stärker werden der Angst, dadurch daß sie sich an den anderen bindet und sich durch ihre Offenheit verletzbar/angreifbar macht und der Wunsch, daß der andere ihr Vertrauen als ein Zeichen von starkem Entgegenkommen sieht.

Vertrauen in einer einseitigen Beziehung ist dadurch gekennzeichnet, daß es situativ bedingt ist (z.B. aus einer Notlage heraus), daß die Vpt. sich in einer Abhängigkeit befindet und daß es für sie blindes Vertrauen im negativen Sinn ist: dadurch gekennzeichnet, daß sie die Verantwortung auf den anderen überträgt oder auch (wie z.B. im Bereich der Technik) daß sie es als diffuses Gefühl empfindet. Es setzt voraus, daß sie sich hilflos fühlt (je hilfloser sie sich fühlt, umso unwichtiger ist die Person des anderen); das Bedürfnis hat, sich an jemanden zu wenden und die bewußte Erwartung hat, daß ihr Vertrauen bestätigt wird. Voraussetzung beim anderen sind seine Fähigkeit und Bereitschaft, ihr zu helfen, sein Bemühen, auf sie einzugehen und seine Ruhe.

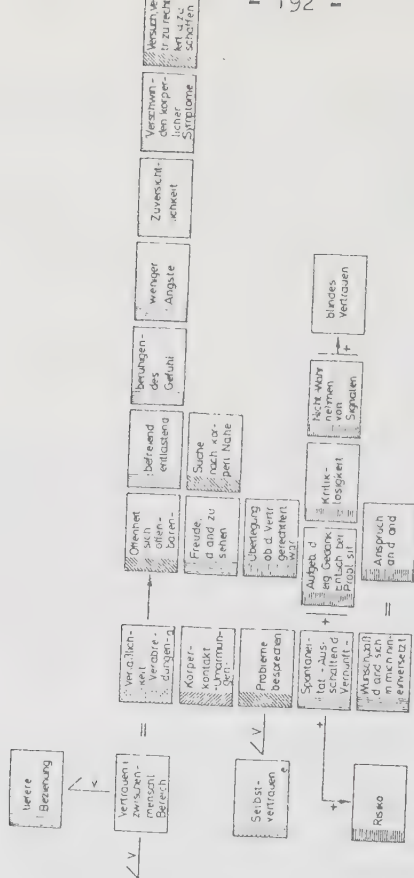
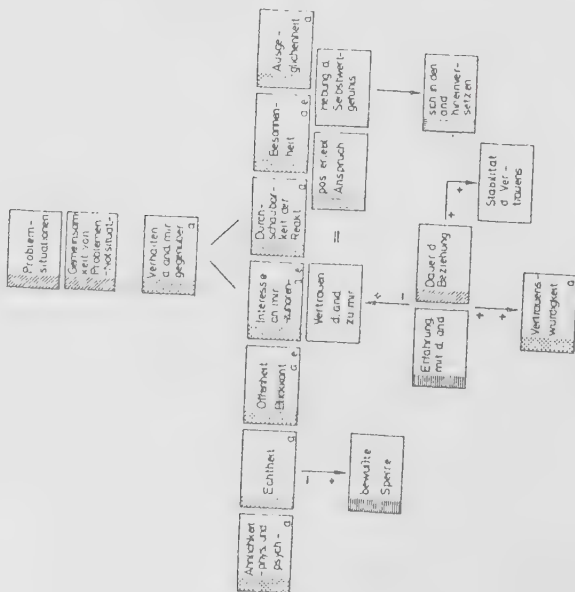
Die Fähigkeit des anderen, ihr zu helfen, kennzeichnet in dieser Beziehung seine Vertrauenswürdigkeit, während bei einer wechselseitigen Beziehung die Vertrauenswürdigkeit des anderen dadurch gekennzeichnet ist, daß er die Bereitschaft zeigt, sich selbst und der Vpt. gegenüber offen zu sein; weiter seine Bereitschaft, etwas zu investieren, das gleiche Risiko einzugehen wie sie; daß er bereit ist, ihr zu vertrauen und sich ihr verpflichtet fühlt.

Vertrauen im institutionellen Bereich spielt für die Vpt. ebenfalls eine Rolle, kann aber - je größer es ist - zu Kritiklosigkeit und Lähmung der eigenen Aktivität (etwas zu ändern) und damit zu blindem Vertrauen im negativen Sinn führen.

Vertrauen anderer zu ihr setzt für die Vpt. (bei der Erziehung der eigenen Kinder) voraus, daß sie konsequent ist, sich einheitlich verhält, auch dem anderen vertraut und ihre kritisch-positive Weltanschauung dazu führt, daß der andere zu sich selbst und andere glauben kann und fähig wird, auf andere einzugehen.

Allgemein hat das Vertrauen anderer zu ihr zur Konsequenz, daß sie sich verpflichtet fühlt (ihr Handlungsspielraum wird eingeengt) aber auch, daß sie es als positive Bestätigung, als starkes Entgegenkommen des anderen empfindet. Dieses Gefühl der Verpflichtung, aber auch die durch das Vertrauen entstehende Bindung und das durch Offenheit verletzbar werden, haben zur Konsequenz, daß die Vpt. dies als eine negative Dimension von Vertrauen erlebt.

Therapie: Um sich dem Therapeuten gegenüber öffnen zu können, ist das Vertrauen des Kl. Grundlage einer psychotherapeutischen Beziehung. Der Th. muß zum einen darauf vertrauen, daß der Kl. ihm vertraut und zum anderen darauf, daß er dem Kl. helfen kann, und zwar nicht nur auf einer theoretischen Ebene, sondern indem er sich selbst so weit wie möglich einbringt.



Vpt. 14

w/21 J./75min

Vertrauen ist für die Vpt. nur im zwischenmenschlichen Bereich von Bedeutung und Voraussetzung für alle tieferen Beziehungen. Es ist gekennzeichnet durch die Verlässlichkeit des anderen (er hält Verabredungen ein) oder auch - als situatives Merkmal von Vertrauen - durch Körperkontakt mit dem anderen, z.B. Umarmungen; es kann auch dadurch gekennzeichnet sein, daß die Vpt. Probleme mit dem anderen bespricht oder auch durch ihre Spontaneität, ein "Ausschalten aller Vernunft" in dem Moment, wo sie vertraut oder auch durch den Wunsch, daß der andere sich in sie hineinversetzt (was den Anspruch, den sie an andere stellt, kennzeichnet).

Voraussetzung für Vertrauen sind folgende situative Merkmale: die Vpt. befindet sich in einer schwierigen oder Problemsituation oder es besteht eine Gemeinsamkeit von Problemen mit anderen in einer Notsituation. Ausschlaggebend ist aber dennoch auch in diesen Situationen das Verhalten des anderen ihr gegenüber: Vertrauen hat sie zunächst solchen Menschen gegenüber, die ihr physisch und psychisch ähnlich sind; die sie als echt erlebt; die ihr gegenüber offen sind (ein Zeichen dafür ist z.B. der Blickkontakt, den sie mit ihr haben); daß sie Interesse an ihr haben, ihr z.B. zuhören; daß sie in gewissem Maße durchschaubar für die Vpt. sind, sie z.B. ihre Reaktionen ungefähr abschätzen kann; daß sie besonnen und ausgeglichen sind. Offenheit, Interesse und Besonnenheit nennt die Vpt. auch als Möglichkeit, um von ihrer Seite aus, z.B. in der Erziehung, Vertrauen der anderen zu ihr zu schaffen. Obwohl Vertrauen in der Regel durch ihre Spontaneität gekennzeichnet ist, so hat die Vpt. bei Menschen, die sie nicht als echt erlebt, eine bewußte Sperre, diesen zu vertrauen.

Eine weitere Voraussetzung für Vertrauen ist für die Vpt. die Menge an Erfahrungen, die sie mit dem anderen gemacht hat und die Dauer der Beziehung zu ihm: so ist z.B. ihre Einschätzung der Vertrauenswürdigkeit des anderen davon abhängig - je länger sie ihn kennt, desto sicherer ist sie sich seiner Vertrauenswürdigkeit - ebenso wie die Stabilität ihres Vertrauens: je länger sie ihn kennt, umso stabiler ist ihr Vertrauen. In dem

Fall, wo sie schon nach kurzer Beziehung zu jemandem Vertrauen hat, wird dies gefördert durch dessen Interesse oder auch das Vertrauen des anderen zu ihr.

In jedem Fall ist das Vertrauen des anderen für die Vpt. dadurch gekennzeichnet, daß sie es als positiv erlebten Anspruch empfindet und gleichzeitig eine Hebung des Selbstwertgefühls erlebt. Es hat zur Folge, daß sie versucht, sich in den anderen hineinzusetzen/einzufühlen.

Konsequenzen des Vertrauens sind für die Vpt.: sie kann dem anderen gegenüber offen sein; erlebt es als befreiend/entlastend und als beruhigendes Gefühl; empfindet weniger Ängste und spürt Zuversichtlichkeit; körperliche Symptome wie Druck auf dem Magen und Herzklopfen lassen nach, und sie versucht ihrerseits das Vertrauen des anderen zu ihr zu schaffen und zu rechtfertigen. Es kann sich aber auch in der Freude, den anderen zu sehen, ausdrücken und der Suche nach körperlichem Kontakt zu ihm (indem sie sich z.B. in Seminaren neben ihn setzt) oder auch die Überlegung, ob das Vertrauen, das sie dem anderen gezeigt hat, gerechtfertigt war, zur Folge haben. Voraussetzung dafür, ihre Probleme mit anderen zu besprechen, ist für die Vpt. ihr Selbstvertrauen: wenn sie nicht das Gefühl hätte, diese Probleme selbst bewältigen zu können, könnte sie auch anderen nicht vertrauen.

Aufgrund der Spontaneität ihres Vertrauens wächst für die Vpt. das mit diesem Vertrauen für sie verbundene Risiko. Aber erst dann, wenn die Vernunft so weit ausgeschaltet wäre, daß auch jeder eigene Versuch, mit Schwierigkeiten selbst fertig zu werden, aufgegeben würde, verbunden mit Kritiklosigkeit und der Unfähigkeit, Signale beim anderen wahrzunehmen, die darauf hindeuten, daß das Vertrauen in ihn nicht gerechtfertigt ist, wird Vertrauen zum blinden Vertrauen.

Therapie: In der Beziehung zwischen Th. und Kl. spielt Vertrauen eine große Rolle: Es ist die Voraussetzung dafür, daß der Kl. dem Th. gegenüber offen ist (sich offenbart) und bedeutet für den Th., daß er dem Kl. vertraut, daß dieser wirklich das erzählt, was er denkt. Weiter ist auch im Hinblick auf eine partnerschaftliche Beziehung wichtig, daß der Kl. sich selbst auch einbringt, z.B. die Situation dadurch entspannt, daß er dem Kl. manchmal deutlich macht, daß er auch ähnlich gelagerte Probleme habe (unter der Voraussetzung, daß er dabei echt ist).

8.2. Inhaltliche Auswertung der Strukturbilder

Die Auswertung bzw. der Vergleich der Strukturbilder erfolgt hier rein qualitativ. SCHEELE u.a. (1980,64) weisen darauf hin, daß adäquate Auswertungsmodelle für eine interindividuelle quantitative Aufarbeitung der Daten noch nicht vorliegen. Ich halte es auch für schwierig, solche zu entwickeln: ein wesentliches Problem liegt in dem der SLT zugrunde liegenden phänomenologischen Konzept. Durch die erste Versuchsphase, den Gesprächen, sind ja individuell unterschiedliche Konzepte zugelassen - im Vergleich zu herkömmlichen Methoden (Vpn wird eine Anzahl festgelegter Konzepte zur Wahl vorgelegt) ist eine standardisierte statistische Auswertung hier sehr viel schwieriger auszuarbeiten; zusätzlich wirft dies die Frage auf, ob dem entscheidenden (idiographischen) Grundkonzept der SLT dadurch überhaupt Rechnung getragen werden könnte.

Unabhängig von diesem inhaltlichen Problem besteht eine weitere Schwierigkeit: Es ist bei psychologischen Experimenten eben (noch) sehr viel üblicher, unter reduzierten Bedingungen zu arbeiten (vgl. Holzkamp 1972, 21) - eine rein deskriptive Darstellung von Ergebnissen ist dann wohl kaum nützlich. Trotz der in Forschungsarbeiten deshalb auch sehr selten zu findenden (und auch sehr gering angesehenen) Deskription werde ich mich bei diesem Versuch ausschließlich auf sie beschränken. Es geht mir vor allem darum, zunächst einmal zu beschreiben, welche Ergebnisse eine Untersuchung vorweisen kann, die sich bemüht, phänomenologisch-idiographisch vorzugehen: entscheidend ist für diese Arbeit die heuristische Funktion, die solche phänomenalen Aussagen/Theorien für wissenschaftliche Aussagensysteme (hier zum Konstrukt Vertrauen) erfüllen können und

"... dazu reicht eine rein qualitative Inspektion der rekonstruierten Theoriestrukturen in Richtung auf mögliche Ausdifferenzierungen oder Veränderungen der in den hypothesengerichteten Fragen des Interviewleitfadens eingegangenen Rahmentheorie ...aus" (SCHEELE u.a. 1980, 64)

Es handelt sich hier also um eine

"...nicht-technische Form von Contentanalyse (bzw. contentanalytische Anreicherung von objektiver durch subjektive Theoriestrukturen)..." (a.a.O., 65)

8.2.1. Die subjektive Bedeutung/Bewertung des Konstruktes Vertrauen

In der Literatur ist der Begriff Vertrauen häufig mit einer sehr stark - fast durchweg positiven - Wertung verknüpft und ihm wird generell eine große Bedeutung zugemessen: Vertrauen wird als elementarer Bestandteil des sozialen Lebens angesehen (ROGERS 1981, 23; LUHMANN 1973, 1 u. 106); es wird ihm ein hoher moralischer und ethischer Wert zugeschrieben, die Fähigkeit zu vertrauen wird als Tugend bezeichnet (DEUTSCH 1976, 138; SCHEIBE 1970, 1329; vgl. auch SCHOTTLAENDERS Begriff des "rechten Vertrauens" 1957, 10).

Demgegenüber steht der Begriff des "blinden Vertrauens" i.S. einer Vertrauensseligkeit ohne Reflexion/Wissensfundament bzw. ohne die Fähigkeit, eine Situation realistisch einschätzen zu können (SCHOTTLAENDER 1957, 11; DEUTSCH 1976, 157 u. 158).

Auch von den Versuchspartnern wird Vertrauen durchweg als für sie sehr wichtig und von hohem Stellenwert bezeichnet¹. Allerdings wird häufig betont, daß dies vor allem für Partner-/Freundschaftsbeziehungen bzw. allgemein den zwischenmenschlichen Bereich gelte. Lediglich von Vpt. 8 wird auch Vertrauen in anderen Bereichen als ebenso wichtig und elementar angesehen. Für Vpt. 3 nimmt Vertrauen an Stellenwert und Bedeutung ab, je weniger Kontakt mit anderen und Sympathie zu ihnen vorhanden ist. Ihr geringes Vertrauen bzw. die Konzentration ihres Vertrauens auf einen relativ kleinen Personenkreis wurde ihr erst aufgrund der expliziten Thematisierung dieses Konstruktes durch diesen Versuch deutlich und von ihr als "erschreckende Feststellung" bezeichnet.

Differenzierungen gibt es allerdings in der allgemeinen Bewertung des Konstruktes Vertrauen. Vpt. 4 und 5 bewerten Ver-

¹ Dieses Ergebnis ist möglicherweise durch den Versuch selbst bedingt: zum einen haben sich aufgrund der Vorankündigung sicher nur solche Vpt. gemeldet, die sich inhaltlich für dieses Thema interessierten; zum anderen ist es durchaus denkbar, daß diese Bewertung auf den Versuchsaufbau zurückzuführen ist: diese Frage wurde ganz am Schluß gestellt - und ein Thema, über das man 60-90min. intensiv nachgedacht hat, hat möglicherweise plötzlich einen höheren Stellenwert als man ihm sonst zugeschrieben hätte.

trauen ausschließlich positiv; Vpt.9 versteht es als neutralen bis positiven Begriff, möchte es aber nicht werten. Vpt. 6 und 8 bewerten Vertrauen dann negativ, wenn sie ihre persönliche Verhaltens-/Entscheidungsfreiheit aufgrund situativer Bedingungen als eingeschränkt erleben - gerade ein solcher, aufgrund bestimmter Bedingungen entstehender Zwang zu vertrauen wird aber wiederum von Vpt. 11 positiv erlebt. Als negative Dimension des Vertrauens beschreibt Vpt. 13 zum einen die als Konsequenz von Vertrauen auftretende Angst (an den anderen gebunden zu sein; sich durch Offenheit verletzbar zu machen) und die Verpflichtung i.S. einer Einengung ihres Handlungsspielraums, die sie verspürt, wenn andere ihr vertrauen.

Unterschiedlich wird auch der Begriff "blindes Vertrauen" bewertet. Teilweise stimmen die Versuchspartner hier mit der in der Literatur vorherrschenden Meinung überein: Blindes Vertrauen als ein Verhalten, das auf mangelnder Reflexion/Kritikfähigkeit oder fehlender Überprüfung bzw. Kontrolle der Entscheidung zu vertrauen (und deren Konsequenzen) basiert (Vpt. 1, 3, 6, 8, 12, 13, 14). In diesem Fall wird es negativ bewertet - dies bezog sich dabei mehrmals auf Vertrauen im institutionellen Bereich (Vpt. 3, 6, 13).

Für Vpt. 2 tritt blindes Vertrauen erst dann auf, wenn er ohne Erfahrungen mit dem anderen ihm vertraut und dieser sein Vertrauen mißbraucht.

Demgegenüber wird blindes Vertrauen aber auch positiv bewertet: i.S. eines besonders tiefen Vertrauens (Vpt. 3, 13); als Voraussetzung für sich, um überhaupt anderen vertrauen zu können (Vpt. 11) oder als Vertrauen in einer Notsituation, in der man kaum etwas von der eigenen Person einbringt. (Vpt. 7). Gerade diese Form von blindem Vertrauen wird dagegen wieder von Vpt. 13 als negativ bezeichnet. Als neutraler Begriff und erst in Abhängigkeit von den daraus entstehenden Konsequenzen positiv oder negativ zu bewerten, wird blindes Vertrauen von Vpt. 9 erlebt.

In überhaupt keinem Zusammenhang mit Vertrauen stehend wird der Begriff "blindes Vertrauen" von Vpt. 4, 5, und 10 gesehen.

8.2.2. Bereichsbestimmungen von Vertrauen: Vertrauen in Partnerschaft, Freundschaftsbeziehungen, Institutionen

ROTTER (1981, 25) geht davon aus, daß Vertrauen gegenüber Personen auch in Vertrauen gegenüber Institutionen umgesetzt werde. Deutlich kommt dies in seiner ITS zum Ausdruck: viele Items beziehen sich auf Vertrauen gegenüber anonymen Einrichtungen. Ebenso sieht LÜHMANN (1973) einen engen Zusammenhang zwischen "persönlichem Vertrauen" und "Systemvertrauen".

Ich habe die Versuchspartner gefragt, wie sie das erleben. Die Antworten waren überraschend: lediglich eine Versuchspartnerin (8) hält Vertrauen in unpersönlichen Beziehungen oder Institutionen gegenüber für genauso notwendig wie Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich. Alle anderen Vpt. bezeichnen Vertrauen in diesem erstgenannten Bereich als auf einer ganz anderen Ebene liegend und weit weniger bedeutsam als Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich, ihren Beziehungen zum Partner, zu Freunden oder zur Familie.

Überhaupt kein Vertrauen in Institutionen bzw. diesen Begriff als hier völlig unpassend erleben vier Versuchspartner (1, 4, 10, 14). Zwei Versuchspartner nennen als notwendige Voraussetzung für Vertrauen auch in solchen Bereichen eine zwischenmenschliche Beziehung: zum Arzt, Priester (9, 12). Insgesamt wird Vertrauen in diesem Bereich sehr viel stärker mit kognitiven oder negativ besetzten Begriffen gekennzeichnet: Erleben von Risiko, Kontrolle, ausgeliefert sein, Abhängigkeit (vgl. hierzu Tab.1/S. 4).

8.2.3. Zur Kennzeichnung des Konstruktes Vertrauen - definitorische Gleichsetzung

Durchgängig in der empirischen Literatur fällt auf, wie "sparsam" das Konstrukt Vertrauen definiert wird (vgl. DEUTSCHS Definition, S.107; ROTTERs Definition, S.114).

Mich interessierte, welche Synonyme/Definitionen Versuchspartner zur Kennzeichnung dieses Konstruktes verwenden. Um das Ergebnis anschaulicher und übersichtlicher zu gestalten, habe ich

eine Tabelle angefertigt, die alle genannten Begriffe und Definitionen enthält und aus der deutlich wird, welche Angabe von welchem Versuchspartner stammt. Zusätzlich ermittelte ich die "Rangplätze" den Nennungen: da in der SLT die Karten in der Reihenfolge ihrer Gewichtung gelegt werden (vgl. SLT-Regeln), konnte ich die Karten durchzählen und so angeben, an wievielter Stelle die jeweiligen Definitionen genannt wurden. Wurden für eine Definition Unterkategorien angegeben, so wurde dies durch Buchstaben gekennzeichnet (vgl. Vpt. 4).

Es wurden genannt:

- für Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich insgesamt 43 verschiedene Definitionen/Kennzeichnungen. Tabelle 1 macht deutlich, daß vergleichsweise wenige Begriffe mehrfach genannt wurden. Die Angaben, die von mehreren Versuchspartnern gemacht wurden, lauten: Offenheit (9mal); persönliche Beteiligung/Betroffenheit, Einbringen der ganzen Person (4mal); mich mit Problemen an andere wenden (3mal); je zweimal genannt wurden: mich dem anderen anvertrauen/ausliefern können; blindes Vertrauen im positiven Sinn; Verständnis des anderen; Emotionalität.
- für Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen (Institutionen) insgesamt 18 verschiedene Definitionen. Je zweimal genannt wurden hier: Kontrolle; einseitig; blindes Vertrauen.

Die Aufzählung macht deutlich, wie groß die Variationsbreite der Antworten ist, wie differenziert Vertrauen erlebt wird.

Erwähnen muß ich noch, daß die in der Tabelle aufgeführten Kennzeichnungen u.U. häufig sehr ähnlich erscheinen und trotzdem getrennt aufgeführt werden: ich habe mich in den einzelnen Fällen sehr eng an die Gesprächsprotokolle gehalten. Wenn daher ähnliche Begriffe von Versuchspartnern in unterschiedlichen Sinnzusammenhängen genannt wurden, habe ich sie nicht in der gleichen Spalte angeführt.

Tabelle 1

Zur Kennzeichnung des Konstruktus Vertrauen - definitorische Gleichsetzungen.
A. zwischenmenschlicher Bereich: Partner, Freunde, Familie

Def.	Vrt.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Versprechen wird eingehalten	1														
moment. + thematisierter Anspruch an den and.	2														
mich mit Problemen an and. wenden	3					2.									3.
Offenheit	4			2.	1a	1.	1.	1.		2.		1.		1.	
Gefühl, dem a. potentiell vertr. zu können	5														
kein Nachdenken		1.													
keine Befürchtungen		2													
mich dem a. anvertr./ausliefern können		3.											4.		
pers. Beteiligung/Betroff.: Einbringen d. ganzen Person				1.					2.	1.			2.		
Fehler/Schwächen zugeben				2a											
offen mit d.a. reden können				2b											
Geborgenheit				3											
blindes Vertrauen im pos.Sinn				4.								6			
kein Risiko				5.						3					
schrittweises "Austesten"				6.											
Dialog über existentielle Lebensfragen					1.										

201

8.2.4. Notwendige Voraussetzungen von Vertrauen

8.2.4.1. Situations-/Personabhängigkeit von Vertrauen

Dieser Fragenkomplex zielte auf eine Klärung der Frage ab, ob von den Versuchspartnern eine ähnliche Polarisierung vorgenommen wird, wie sie in der Literatur über Vertrauen zu finden ist: dieses Konstrukt als rein situativ bedingt oder als nur personabhängige Variable zu sehen.

Auf die Frage, welche Rolle Situationsvariablen und Merkmale/Eigenschaften der eigenen oder der anderen Person bei Vertrauen spielen, erhielt ich von den 14 Versuchspartnern sehr unterschiedliche Antworten.

Vier Versuchspartner nennen bei den notwendigen Voraussetzungen für ihr Vertrauen an erster Stelle situative Variablen (1, 6, 7, 14). Für sie sind Merkmale wie die Größe des Problems und Zeit (des anderen) sowie die Dauer der Beziehung zum anderen entscheidend - aber auch hier spielen Personvariablen eine wichtige Rolle; genauso spielen für die anderen Versuchspartner, die zunächst Personvariablen aufzählen, in der Regel auch situative Merkmale - wenn auch untergeordnet - eine Rolle (vgl. Tab. 2/S. 8f). Nur Vpt. 9 nennt unter den notwendigen Voraussetzungen für Vertrauen überhaupt keine Situationsvariable. Vpt. 13 kann nicht festlegen, ob Vertrauen im konkreten Fall mehr situations- oder personbedingt ist, nennt dann aber Situationsvariablen an erster Stelle.

Vpt. 4 und 5 geben als wichtigste Voraussetzung für Vertrauen an, daß eine wechselseitige Beziehung vorliegen muß.

Eigenschaften/Merkmale der eigenen Person waren für die Vpt. 2, 3, 8, 9, 10 und 11 ausschlaggebend. Für Vpt. 11 spielen Merkmale/Eigenschaften des anderen als Voraussetzung für ihr Vertrauen überhaupt keine Rolle: diese können ihr Vertrauen jedoch im einzelnen Fall verstärken. Vpt. 14 dagegen nennt fast ausschließlich Eigenschaften des anderen, auf ihrer Seite nur Erfahrungen mit dem anderen und Selbstvertrauen als Voraussetzung für Vertrauen. Auch für Vpt. 12 sind zunächst Merkmale des anderen ausschlaggebend.

Insgesamt werden für alle Bereiche von Vertrauen 49 unterschiedliche Eigenschaften/Merkmale der anderen Person, 59 Merkmale/Eigenschaften der eigenen Person (hierbei habe ich Merkmale, die auf beiden Seiten vorliegen müssen, doppelt gezählt) und 26 Situationsvariablen genannt.

Bei den Merkmalen/Eigenschaften der anderen Person (Tab. 2/S.1ff) wurden besonders häufig genannt:

Sympathie und Vertrauenswürdigkeit des anderen (je 10mal); Ähnlichkeiten mit dem Vpt. (8mal); dessen Bereitschaft/Möglichkeit zu vertrauen (7mal); seine Zuverlässigkeit und daß er den Vpt. akzeptiert (je 5mal).

Bei den Merkmalen/Eigenschaften der eigenen Person (Tab.2/S.4ff) wurden mehrfach genannt: Erfahrungen mit dem anderen (12mal) Selbstvertrauen (8mal); offen auf andere zugehen und sich mit Problemen an andere wenden/Bedürfnis sich mitzuteilen (je 4mal).

Bei den Situationsvariablen: der (persönliche) Druck, Zeit des anderen und Atmosphäre (je 5mal); Dauer der Beziehung (4mal).

Insgesamt kann man sagen, daß in der Regel eine Interaktion von Person-und Situationsvariablen als notwendige Voraussetzung für Vertrauen genannt werden, Situationsvariablen dabei häufig eine untergeordnete Rolle spielen. Dies gilt allerdings nicht einheitlich für alle Versuchspartner: Vpt. 9 nennt unter den notwendigen Voraussetzungen kein situatives Merkmal, für vier Vpt. stehen diese an erster Stelle.

Erläuterungen zu den Symbolen der Tabelle:

- wie in Tabelle 1 stehen Kleinbuchstaben für Unterkategorien eines Begriffes
- mit Sternchen versehene Zahlen weisen auf die Gegenseitigkeit des betreffenden Merkmals hin, dieser wird dann sowohl bei den Merkmalen/Eigenschaften der eigenen wie der anderen Person aufgeführt.
- ein Pluszeichen deutet darauf hin, daß dieses Merkmal zusammen mit anderen genannt wurde; dabei kann dieses Pluszeichen vor oder hinter der Zahl stehen, was auf die Art des Zusammenhangs hinweist.

Beispiel: 2+ 3+ +4 : Merkmal 2 und 3 führen im Zusammenhang mit Merkmal 4 zu Vertrauen

Tabelle 2

Notwendige Voraussetzungen von Vertrauen

A. Merkmale/Eigenschaften der anderen Person (bezogen auf den zwischenmenschlichen Bereich: Partner, Freunde, Familie)

Voraus.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Verschwiegenheit	4.							7.				13a		
Einfühlungsvermögen	5.													
Ruhe/Besonnenheit	6.								10					31
Ehrlichkeit	7.							12						
Übernahme von Führung/Leitung	8.	5.												
Ähnlichkeit/Gemeinsamkeit		4.					9	13		8.		2.	10.	10
Zuverlässigkeit		6.							8	10.		5.	5	
enge Bindung			3*											
Angriffsfläche nicht ausnutzen			4											
Bereitschaft zu/Möglichk. zu Vertrauen			5/16			8*	11.	11.					11*	7
wechselseitige Beziehung/gemeins. (V-)Basis				1*	1*					13.				
Fähigkeit/Bereitschaft auf Dialog einzugehen				4.										
Sympathie														
Fähigkeit, Denkanstöße zu geben			11a	5.	14.	4.	8.		9/11b	7.				
Kompetenz			11b											
äußere Eindruck			11d						11c					
Vertrauenswürdigkeit				6.										
mich ernst nehmen			11.		11.	13	5.		11.		7.	13.	15.	6
mich akzeptieren					12.									
					13	5.		5.	6.				16	

[illegible]

Tabelle 2/Seite 5

Vpt.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Vorauss.														
Bedürfnis nach Geselligkeit					9.									
Angst vor Mißbrauch m. Offenheit						7.								
Möglichkeit/Bereitschaft zu gegenseitiger Vertrauen						8*							11.*	
kein Konkurrenz-/Unterlegenheitssgf.						9.								
Verstehen						10.*								
Leistung erbracht haben						11.								
Kontaktfreudigkeit							+13.					10+		
Fähigkeit intens. Beziehung. eingehen zu können								2.						
Übertragung pos. Erfahrungen mit and. auf andere								3.						
Ausmaß an Verschlossenheit								4+.						
gesunder Menschenverstand									2.					
Fähigkeit, den a./Bereich des Vertrauens abzuschätzen									3.					
Anspruch an den a., daß mein V. nicht mißbraucht wird									4.					
gute Bez. zum and./sich kennen vom a. überzeugt sein										1.		4*		
Toleranz										2.				
Mögl., Reaktionen des a. abzuschätzen										3.				
Vertrauen in das Leben										5.				
											1.			
Mut											3.			

Tabelle 2/Seite 8 E. Situative Merkmale

Vpt.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Voraus.														
Problemit./Größe d. Problems	2.						1.							1.
Dauer der Beziehung	1.				12.	4.								5.
moment. Situation allgemein		7.												
(pers.) Druck		8.	14.				2.					7/14.		
Mögl. des a., mein Vertrauen zu erfüllen		9.												
Zweisamkeit			7.											
eigene Stimmung			8.											
Bereitschaft, etw. von mir zu erzählen			12.											
Mögl. des a. etw. aufzunehmen/ Zuhörbereitschaft			10.					14.						
Atmosphäre			15.	8.	17.	3.				9.				
Situation als Ausdruck/In-Frage- stellen des V.				7.										
Zeit (des and.)			9.		18.	1.	6.						1.	
entspannende Situation					19.									
Stress					20.									
Raum						2.								
Notsituation							3.							2.
Druck des and.							7.							
verbind. Situation								15.						
vertrauensweckende Umgebung								16.						
Seu. zu sprechen (sich allein äußern)								17.						

8.2.4.2. Zur Entwicklung von Vertrauen

Weitgehende Einigkeit herrscht in der Vertrauens-Literatur eigentlich nur hinsichtlich eines Aspektes: der Entwicklung von Vertrauen. Nach Meinung der meisten theoretisch und empirisch arbeitenden Psychologen und Philosophen wird der Grundstein für Vertrauen in der frühen Kindheit gelegt, in der Beziehung zwischen Mutter und Kind (SCHOTTLAENDER 1957; ERIKSON 1965; LUHMANN 1973). ROTTER dagegen glaubt, daß Vertrauen "über einen längeren Zeitraum hinweg erlernt wird und aus den gesammelten Erfahrungen entsteht." (1981, 25).

Die Erfahrungen der Versuchspartner sind hier unterschiedlich. Vier Versuchspartner (3,6,7,8) äußern sich genau wie die meisten Vertrauensforscher: die Erfahrungen in der Beziehung zu ihrer Mutter hätten sie auf andere Vertrauensbeziehungen übertragen - in zwei Fällen waren diese Erfahrungen positiv (7, 8), zwei Versuchspartner glauben ihr mangelndes Vertrauen auf die ihnen in ihrer Erziehung vermittelten Verhaltensregeln zumindest teilweise zurückführen zu können: Schutz vor Öffentlichkeit (6); stolz und fehlerlos sein zu müssen (3). Vpt. 4 meint, daß die Vertrauensbeziehungen zu seinen Eltern eher einen Beitrag zu einem "vordergründigen Vertrauenspotential" geleistet habe, weniger zu dem, was er "tiefgreifendes Vertrauen" nennt.

Im Unterschied zu diesen Versuchspartnern glauben zwei Versuchspartner, daß es eher umgekehrt gewesen sei: gerade weil sie kein Vertrauen zu ihren Eltern haben konnten, versuchten sie möglichst frühzeitig verstärkt zu anderen eine Vertrauensbeziehung aufzubauen (5, 12).

Eher unsicher in diesem Punkt sind sich fünf Versuchspartner: sie können sich entweder nicht erinnern oder ihren Vertrauensbegriff mit den Erinnerungen an ihre Kindheit nicht in Einklang bringen (2, 1); drei Versuchspartner halten einen Einfluß für möglich oder wahrscheinlich, aber nicht für eindeutig oder determinierend: Vpt. 10 meint, seiner Mutter sehr vertraut zu haben, hält es aber für unwahrscheinlich, daß er im anderen Falle heute keine Vertrauensbeziehung aufbauen könnte; Vpt. 13 ist die Art des Einflusses noch nicht bewußt geworden,

sie erlebt ihr Vertrauen als zeitlich sehr schwankend, abhängig von der Situation und ihren momentanen Erfahrungen; Vpt. schließlich gibt an, trotz eines sehr guten gegenseitigen Vertrauensverhältnisses mit ihren Eltern lange das Gefühl gehabt zu haben, weder Vertrauen zu anderen außerhalb der Familie noch Selbstvertrauen zu haben.

Drei Versuchspartner glauben, daß Erfahrungen, die man im Lauf der Zeit macht, einen vergleichsweise entscheidenderen Einfluß auf das individuelle Vertrauenspotential haben als die Mutter/Eltern-Kind-Beziehung (1, 9, 14).

8.2.4.3. Vertrauen als ein- oder wechselseitiger Prozeß

Über alle Versuchspartner hinweg kann man sagen, daß die Wechselseitigkeit des Vertrauens eine wesentliche Bedingung für Vertrauen ist; allerdings muß auch hier zwischen den einzelnen Versuchspartnern differenziert werden, genau wie ein Unterschied besteht zwischen Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich und Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen.

Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich ist für zwei Versuchspartner bereits durch die definitorische Gleichsetzung als wechselseitiger Prozeß gekennzeichnet (9,12). Vpt. 9 kann sich allerdings auch ein einseitig von ihr ausgehendes Vertrauen vorstellen (z.B. in Angstsituationen).

Für Vpt. 11 ist Vertrauen durch den Wunsch gekennzeichnet, daß dieses wechselseitig sei (als Anspruch an den anderen). Für Vpt. 4 ist Vertrauen durch den gemeinsamen Dialog gekennzeichnet und setzt zunächst eine wechselseitige Beziehung/Vertrauensbasis voraus. Ebenso ist auch für Vpt. 5 zunächst ein wechselseitiger Prozeß erste Voraussetzung für Vertrauen (in anderen Beziehungen/Bereichen setzt es für ihn die Gemeinsamkeit bestimmter formaler Aspekte voraus).

Fünf Versuchspartner (3, 6, 7, 8, 14) nennen das Vertrauen des anderen bzw. seine Bereitschaft als Voraussetzung für ihr Vertrauen. Vpt. 13 differenziert generell zwischen Vertrauen in einer wechselseitigen Beziehung (hier ist Voraussetzung die

Möglichkeit für wechselseitiges Vertrauen) und Vertrauen in einer einseitigen Beziehung. Eine ähnliche Differenzierung liegt auch bei den Vpt. 8 und 12 vor: Für sie ist Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen dadurch gekennzeichnet, daß es einseitig von ihnen ausgeht. Vpt 7 kann sich - ähnlich wie Vpt. 9 - ein solches einseitiges Vertrauen in bestimmten (Not-)Situationen für sich vorstellen (dadurch gekennzeichnet, daß sie kaum etwas von ihrer Person einbringt).

Lediglich drei Versuchspartner (1, 2, 10) machen keine konkreten Angaben, die darauf hinweisen, ob Vertrauen für sie ein ein-oder wechselseitiger Prozeß ist.

8.2.4.4. Vertrauen und belastende Gefühle/Situationen

Bei der Auswertung des Versuchs wird deutlich, daß von vielen Versuchspartnern Vertrauen eng im Zusammenhang mit belastenden Gefühlen bzw. emotional belastenden Situationen genannt wird.

Unter den situativen Merkmalen - als notwendige Voraussetzung von Vertrauen - werden Problemsituationen, Notsituationen, Stress oder persönlicher Druck (aufgrund eines Problems) von insgesamt sieben Versuchspartnern genannt (1, 2, 3, 5, 7, 12, 14). Vpt. 8 kann sich (allerdings theoretisch) vorstellen, daß jemand in Angst- oder Verzweiflungssituationen vertraut. Vpt. 13 nennt Hilflosigkeit als Voraussetzung für Vertrauen in einseitigen Beziehungen (Tab.2/S.7).

Auch unter den häufiger erlebten, aber nicht notwendig vorausgehenden Bedingungen werden überwiegend Zustände wie Hilflosigkeit, Unsicherheit, Angst, Konflikt beschrieben (Vpt. 1, 3, 5, 6, 9, 12). Allerdings werden hier auch positive Gefühle geschildert: ein positiv erlebtes Gefühl des Ausgeliefertseins i.S. von Nähe (Vpt. 6); der Wunsch, das Bedürfnis, eine Beziehung in Gang zu setzen, anderen gegenüber offen zu sein oder sich überrascht/gefordert fühlen (Vpt.8).

Lediglich für die Versuchspartner 4, 10 und 11 steht Vertrauen in keinem Zusammenhang mit belastenden Gefühlen/Situationen bzw. wird nicht im Zusammenhang mit diesen erwähnt; für zwei

weitere Versuchspartner ist Vertrauen als Möglichkeit, sich dem anderen anvertrauen/ausliefern zu können (Vpt. 2) und als generelle positive Verhaltenserwartung (Vpt. 8) allerdings auch nur in zweiter Linie mit belastenden Gefühlen/Situationen verbunden.

8.2.5. Konsequenzen/Absichten bei Vertrauen: Verhaltensbezug, kognitive und emotionale Anteile

Bei der Auswertung dieses Aspektes habe ich die von den Versuchspartnern als Konsequenzen/Absichten bei Vertrauen gemachten Angaben unterschiedlichen Kategorien zugeordnet; die Zuordnung war durch die Schraffuren der Karten vorgegeben oder wurde von mir vorgenommen. Die Kategorien lauten:

- A. Kognitive Anteile von Vertrauen
- B. Emotionale Anteile von Vertrauen
- C. Verhaltensbezug
- D. Realisation in der Erziehung

Zu Kategorie D: Die Frage, ob sie Vertrauen als Erziehungsziel ansehen würden, wurde von allen Versuchspartnern bejaht. Mit der darauffolgenden Frage, wie sie dies versuchen würden zu realisieren, wollte ich herausfinden, welche Verhaltensweisen von den Versuchspartnern hier als besonders wichtig angesehen würden und ob sich Parallelen zu den in Tabelle 1 und 2 gemachten Aussagen ziehen lassen würden¹.

Rein quantitativ ergeben sich folgende Gewichtungen für die Kategorien:

- A. Kognitive Anteile (Tab.3/S.1): Es wurden 18 unterschiedliche Angaben gemacht. Hier lassen sich keine Parallelen in den Aussagen finden: keine Angabe wurde über alle Versuchspartner hinweg häufiger als zweimal gemacht. In der Gewichtung (Reihenfolge) wurden kognitive Anteile insgesamt zweimal an erster Stelle genannt (Vpt.5, 11), sechsmal an zweiter Stelle (Vpt. 1, 3, 6, 7, 9, 10).

¹ Diese Frage war allerdings rein theoretisch: keiner der Versuchspartner hatte eigene Kinder.

Eine bewußte und konkrete Absicht bei ihrem Vertrauen zu verfolgen, gaben insgesamt fünf Versuchspartner an (1, 3, 5, 7, 12). Vpt. 6 wird erst aufgrund der durch Vertrauen ausgelösten Sicherheit überhaupt bewußt, daß sie sich dem anderen ausgeliefert hat. Für Vpt. 2 ist Vertrauen gerade dadurch gekennzeichnet, daß er nicht nachdenkt, ein Bewußtwerden seines Vertrauens erst als Konsequenz dieses Vertrauens auftritt. Ähnlich ist es bei Vpt. 10: Vertrauen ist gekennzeichnet durch ein Bewußtsein/Wissen um das Gefühl von Vertrauen, über das er jedoch in dem Moment nicht nachdenkt, das eine emotional begründete Sicherheit ist.

- B. Emotionale Anteile (Tab. 3/S. 2f): Von den 28 unterschiedlichen Angaben in dieser Kategorie wurden häufiger genannt: Gefühl der Bindung/Verbundenheit (5mal); Hilfe (bei Problemen/Entscheidungen) und Befreiung vom eigenen Druck/Erleichterung/Entlastung (je 4mal); Freude; Geborgenheit; sich ruhiger fühlen/beruhigendes Gefühl (je 3mal).

In der Gewichtung wurden emotionale Anteile sechsmal an erster Stelle genannt (3, 4, 7, 10, 12, 13) und sechsmal an zweiter Stelle genannt (2, 4, 5, 11, 12, 14).

Auch hier, bei den Konsequenzen/Absichten bei Vertrauen, wird deutlich, wie eng für die Versuchspartner Vertrauen mit belastenden Gefühlen/Situationen verbunden ist.

Auffällig ist das Ergebnis der SLT-Auswertung von Vpt.13: für sie ist Konsequenz von Vertrauen gleichzeitig eine Angstreduktion, aber auch ein Wachsen der Angst (dadurch, daß sie sich an den anderen bindet und sich durch ihre Offenheit verletzbar macht).

Emotionale Anteile von Vertrauen scheinen sowohl von der Anzahl der unterschiedlichen Angaben her als auch von der Häufigkeit der Nennungen her, das relativ stärkste Gewicht bei den Konsequenzen von Vertrauen zu haben. Darüber hinaus wird in zwei Fällen die Emotionalität von Vertrauen bereits bei der Kennzeichnung/Definition von Vertrauen genannt (Vpt. 6, 13).

- C. Verhaltensbezug (Tab. 3/S. 4): Hier wurden 12 unterschiedliche Angaben gemacht; sechs Versuchspartner geben dabei Konsequenzen für ihr Verhalten an erster Stelle an (1, 2, 6,

8, 9, 14); zwei an zweiter Stelle (8, 13). Am häufigsten wurde genannt: (wieder) auf den anderen zugehen und Vertrauen des anderen zu mir schaffen/bestätigen (je 3mal) - ein weiterer Hinweis auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Wechselseitigkeit einer Vertrauensbeziehung.

Hier muß noch erwähnt werden, daß von vielen Versuchspartnern der enge Bezug ihres Vertrauens zum Verhalten schon in der Definition/Kennzeichnung dieses Konstruktes ausgedrückt wurde (vgl. Tab.1) - alleine "Offenheit" wurde dabei neunmal genannt. Aber auch hier ist keine generelle Aussage möglich: Während für Vpt. 11 gerade die Umsetzung ihres Vertrauens in Verhalten besonders wichtig ist (je weniger ihr dies gelingt, umso größer ist ihre Traurigkeit), so erleben andere Versuchspartner durchaus Vertrauen ohne direkten Verhaltensbezug: als Gefühl, dem anderen potentiell vertrauen zu können (Vpt. 1) oder als durchgängiges Erleben, "stilles Vertrauen" (Vpt. 7).

- D. Realisation in der Erziehung (Tab. 3/S. 5): Von den 23 unterschiedlichen Angaben wurden besonders häufig genannt: Offenheit (6mal); den anderen annehmen/akzeptieren (5mal); für den anderen da sein; offen sein/Freiraum schaffen für Wünsche/Probleme des anderen (5mal).

Die Parallele zu den in den beiden anderen Tabellen aufgeführten Aussagen ist deutlich: Offenheit wurde neunmal als Kennzeichnung/Definition des Konstruktes Vertrauen, Akzeptanz fünfmal als Voraussetzung beim anderen genannt.

A. Kognitive Anteile

[illegible]

Vpt.		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Emot.															
weniger Eifersucht	3														
Hilfe (bei Probl./Entscheid.)	4				3	3			5						
Gefühl, in allen Bereichen jmd. vertrauen zu können	5														
Freude	7						4								8
mich weniger verkrampt/sicher. fühlen			2							5					
Zuneigung wächst			4												
Geborgenheit			5			2a				7					
angreifbar/verletzbar werden				1											
Bestärkung meines Vertrauens				5											
Gefühl d. Bind./Verbundenh. m.d.a.					1	2b		6				2			4a
Zufriedenheit					2										
emotionale Wärme						2									
Gelöstheit							3								
Befreiung vom eig.Druck/Erleicht. Entlastung													2		
Freude beim and. auslösen								1	4				1		2
mit Probl. nicht alleine sein								3							
Anteilnahme des a. spüren								5							
Verstärken/Wachsen der Bez.									3						
sich ruhiger fühlen/beruhigend. Gefühl									6						
Dankbarkeit										4					3
										6					

- 223 -

[illegible]

8.2.6. Implikation des Vertrauensbegriffs

8.2.6.1. Risiko des Vertrauens

Das mit Vertrauen verbundene Risiko wird von vielen Theoretikern als ein wesentliches Merkmal dieses Konstruktes beschrieben (SCHOTTLAENDER 1957; LUHMANN 1973; DEUTSCH 1976). ROTTER ist hier die Ausnahme: in seiner Definition von Vertrauen spielt nach eigenen Angaben der Risikoaspekt nur eine untergeordnete Rolle (1980, 6).

Von den Versuchspartnern wird häufig ein Risiko bei Vertrauen erlebt, die Beziehung zwischen Vertrauen und Risiko ist allerdings unterschiedlich.

Zwei Versuchspartner (4, 10) erleben kein Risiko bei Vertrauen, zwei andere Versuchspartner (2, 3) erleben zumindest in der für sie tiefsten Form von Vertrauen kein Risiko.

Die Entscheidung zu vertrauen und offen auf andere zuzugehen kennzeichnet für Vpt. 1 das mit Vertrauen verbundene Risiko, das sie durch eine Überprüfung der Entscheidung gering zu halten versucht. Voraussetzung für Vertrauen ist für Vpt. 5 sich klar zu werden, ob und wie weit gegenseitiges Vertrauen möglich ist; dies hat zur Konsequenz, daß das Risiko abgeklärt wird und ist Voraussetzung dafür, daß er etwas von sich preisgibt. Für Vpt. 6 wird die Höhe des Risikos von ihrer bei Vertrauen erlebten Angst vor dem Mißbrauch ihrer Offenheit bestimmt. Je mehr sich Vpt. 8 selbst in eine Beziehung einbringt, (Kennzeichnung von Vertrauen) und je größer die damit verbundenen Konsequenzen für sie sind, umso größer wird das Risiko. Voraussetzung für Vertrauen ist für Vpt. 11 u.a., daß sie blind vertraut: das Risiko (aufgrund des Unvermögens des anderen fallengelassen zu werden) bewußt in Kauf zu nehmen. Für sie steht die Vertrauenswürdigkeit des anderen in direkter Beziehung zu dem von ihr erlebten Vertrauen: je geringer das Risiko ist, umso größer ist die Vertrauenswürdigkeit des anderen und umso stärker ist wiederum ihr Vertrauen.

Für Vpt. 14 wächst aufgrund der Spontaneität ihres Vertrauens (Kennzeichnung für Vertrauen) das mit ihm verbundene Risiko.

Für drei Versuchspartner (7, 9, 12) ist die Höhe des erlebten Risikos abhängig von der Dauer der Beziehung zum anderen oder der Menge der mit ihm gemachten Erfahrungen: je länger sie jemanden kennt, umso weniger bewußt wird ihr das Risiko (7), umso geringer ist das Risiko (9, 12). Für Vpt. 7 steht das Risiko außerdem in Beziehung zur Vertrauenswürdigkeit des anderen (je geringer diese ist, umso größer ist das Risiko) und zum seelischen Druck (je größer dieser ist, umso weniger wird das Risiko beachtet - in Notsituationen ist die Hoffnung auf Hilfe stärker als das Risiko, daß ihr Vertrauen mißbraucht werden könnte).

Für Vpt. 13 steht das von ihr erlebte Risiko in direktem Zusammenhang mit ihrem Selbstvertrauen: je weniger Selbstvertrauen sie hat, umso größer ist das Risiko, desto weniger kann sie vertrauen.

Zwei Versuchspartner differenzieren hier zwischen unterschiedlichen Arten von Vertrauen: für Vpt. 3 ist Vertrauen in seiner tiefsten Form (Partnerschaft) dadurch gekennzeichnet, daß sie kein Risiko erlebt; im Freundeskreis wird das Risiko durch schrittweises Austesten (wie weit sie vertrauen kann) zu verringern versucht. Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen ist für Vpt. 2 durch das emotionale Erleben von Risiko gekennzeichnet (umso stärker, je mehr er alleine vom anderen abhängig ist/auf ihn angewiesen ist und je stärker er sich persönlich betroffen fühlt). In Freundesbeziehungen dagegen erlebt er kein Risiko; erst wenn er einem anderen vertraut ohne Erfahrungen mit ihm zu haben und dieser sein Vertrauen mißbraucht, wird ihm ein Risiko bewußt. Auch für Vpt. 10 wird ein Risiko erst bewußt, wenn aufgrund des Mißbrauchs seines Vertrauens dieses bei ihm nicht mehr besteht, "geplatzt" ist. Ebenfalls kein Risiko im Zusammenhang mit Vertrauen erlebt Vpt. 4: die gegenseitige Offenheit (als Kennzeichnung von Vertrauen) hat zur Folge, daß mögliche Unsicherheiten/Risiken thematisiert bzw. geklärt werden können.

8.2.6.2. Vertrauen und Selbstvertrauen

Eine Reihe von Autoren nennt Selbstvertrauen als Voraussetzung für Vertrauen (SCHOTTLAENDER 1957; DEUTSCH 1976) oder als eng mit Vertrauen verbunden (ERIKSON 1965).

Die Beziehung zwischen Selbstvertrauen und Vertrauen wird von den Versuchspartnern wiederum sehr unterschiedlich gesehen.

Selbstvertrauen als Voraussetzung für ihr Vertrauen nennen acht Versuchspartner (1, 3, 5, 8, 11, 12, 13, 14), allerdings mit unterschiedlichen Akzentsetzungen.

Für Vpt. 1 wird Selbstvertrauen verstärkt durch die Anerkennung im Beruf, die Fähigkeit, andere zu beurteilen und die Reflexion von Erfahrungen; ihr Selbstvertrauen ist allerdings abhängig von der Situation: je größer ein Problem für sie ist, umso geringer ist ihr Selbstvertrauen. Vpt. 3 nennt zwar Selbstvertrauen als Voraussetzung für Vertrauen, glaubt jedoch, daß mit wachsendem Selbstvertrauen sie es umso weniger nötig hat, anderen zu vertrauen. Vpt. 8 glaubt dagegen, daß ein zuviel an Selbstvertrauen (i.S. von Arroganz) genauso wie ein zu geringes Selbstvertrauen (i.S. von sich selbst nicht annehmen können) dazu führen kann, daß man anderen nicht vertrauen kann. Ihr Selbstvertrauen (als Voraussetzung von Vertrauen) definiert die Vpt. als die Fähigkeit, zu sich selbst stehen zu können und sich der Kritik stellen zu können. Vpt. 13 glaubt wiederum, daß ein Wachsen des Selbstvertrauens (d.h. je weniger Risiko bzw. Angst er bei Vertrauen erlebt) dazu führt, daß er anderen umso stärker vertrauen kann; ebenso wird dies von Vpt. 5 gesehen.

Für Vpt. 11 ist Selbstvertrauen sowohl Voraussetzung als auch Kennzeichnung von Vertrauen. Je mehr Möglichkeit für wechselseitiges Vertrauen nach Meinung von Vpt. 13 besteht, umso größer ist ihr Selbstvertrauen; mangelndes Selbstvertrauen kann dazu führen, daß das Risiko des Vertrauens größer wird oder auch, daß man anderen nicht mehr vertrauen kann.

Vpt. 2 und 4 glauben, daß sie umso mehr vertrauen (müssen), je weniger Selbstvertrauen sie haben. Für Vpt. 2 ist allerdings ein gewisses Maß an Selbstvertrauen notwendig: sicher

zu sein, einen möglichen Vertrauensbruch verkraften zu können. Vpt. 4 definiert sein mangelndes Selbstvertrauen als Unmöglichkeit, Antworten auf existentielle Lebensfragen zu haben (weswegen er mit anderen darüber in einen Dialog eintritt - eine dadurch möglicherweise entstehende Stärkung seines Selbstvertrauens hätte zur Konsequenz, daß er anderen gegenüber spontaner/gefühl betonter sein könnte).

Für Vpt. 6 stehen Vertrauen und Selbstvertrauen in gegenseitiger Abhängigkeit: je mehr Selbstvertrauen sie hat, umso mehr kann sie vertrauen; je mehr sie vertrauen kann, umso größer wird ihr Selbstvertrauen; ebenfalls verstärkt wird ihr Selbstvertrauen durch das Vertrauen anderer zu ihr.

Für Vpt. 9 steht Selbstvertrauen zwar im Zusammenhang mit Vertrauen, die Art der Abhängigkeit kann aber unterschiedlich sein: wenig Selbstvertrauen kann zu viel Vertrauen führen (als Ersatz für das mangelnde Selbstvertrauen) oder auch zu wenig Vertrauen, genauso wie viel Selbstvertrauen dazu führen kann, daß man anderen umso mehr oder umso weniger vertraut.

Für zwei Versuchspartners schließlich besteht zwischen Selbstvertrauen (als zum Leistungsbereich gehörig) und Vertrauen in einer zwischenmenschlichen Beziehung kein Zusammenhang (7, 10).

8.2.6.3. Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit des anderen

Sowohl DEUTSCH (1958) als auch ROTTER (1981) sehen einen engen Zusammenhang zwischen Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit einer Person: unterschiedlich dagegen wurde dies von den Versuchspartnern dieses Versuch gesehen:

Überhaupt keine Beziehung zwischen Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit einer Person besteht für die Vpt. 1 und 4.

Für die Vpt. 2 und 10 spielt die Vertrauenswürdigkeit einer Person nur im unpersönlichen Bereich eine Rolle. Sie beinhaltet eine Beurteilung über andere und führt dazu, dem anderen etwas anzuvertrauen/zu leihen. Interessant dabei ist, daß für Vpt. 2 erste Voraussetzung für das Vertrauen anderer zu ihm (in der Erziehung seiner Kinder) ist, "sich vertrauenswürdig zu zeigen".

Für zehn Versuchspartner ist die Vertrauenswürdigkeit des anderen im zwischenmenschlichen Bereich Voraussetzung dafür, Vertrauen haben zu können (3, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 14), für Vpt. 7 und 13 ist diese auch bei Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen wichtig.

Wurde der Begriff der Vertrauenswürdigkeit von den Versuchspartnern näher beschrieben, so beinhaltete er unterschiedliche Merkmale.

Vertrauenswürdigkeit des anderen (bezogen auf unpersönliche Beziehungen/Institutionen) wurde folgendermaßen definiert bzw. hatte die folgenden Unterkategorien: Beurteilung über andere (Vpt. 2, 10); Nicht-Betroffenheit der eigenen Person (Vpt. 2); Sympathie des anderen (Vpt. 10); sich durch Ziele, Nutzen für sie und andere und Erfolge vertrauenswürdig erweisen (Vpt. 7); Fähigkeit/Bereitschaft des anderen, ihr zu helfen. (Vpt. 13).

Jemanden im zwischenmenschlichen Bereich/persönlichen Beziehungen vertrauenswürdig zu nennen bedeutet:

Sympathie des anderen (Vpt. 3, 9); Kompetenz des anderen (Vpt. 3, 9): seine Fähigkeit, Denkanstöße zu geben (Vpt. 3); Resultat der Erfahrungen mit dem anderen/Beobachtung seines Verhaltens (Vpt. 9, 3); Verschwiegenheit, Verständnis des anderen, mich akzeptieren (Vpt. 12); die Bereitschaft des anderen, ihr gegenüber offen zu sein/ das gleiche Risiko einzugehen wie die Vpt./ der Vpt. zu vertrauen, sich der Vpt. verpflichtet zu fühlen (Vpt. 13).

8.2.6.4. Vertrauen und Offenheit

Offenheit ist ein Konstrukt, das in der Vertrauens-Literatur selten in Zusammenhang mit Vertrauen gebracht wird (abgesehen von einzelnen Untersuchungen zur Beziehung self-disclosure und Vertrauen): in der Regel spielen Begriffe wie Risiko, Glaubwürdigkeit, Zuverlässigkeit eine weitaus entscheidendere Rolle.

Nicht so in diesem Versuch bzw. dem Phänomenbestand der Versuchspartner: Offenheit scheint hier das zentrale Konstrukt im Zusammenhang mit Vertrauen zu sein - das einzige Konstrukt, das ausnahmslos von jedem Versuchspartner in irgendeiner Beziehung zu Vertrauen gesehen wird.

Daß Vertrauen durch Offenheit (eigene, des anderen, gegenseitige) gekennzeichnet ist, wird von neun Versuchspartnern angegeben (1, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 11, 13), durchweg mit sehr hoher Gewichtung (1. bis 4. Stelle, s. Tab. 1).

Als Voraussetzung für ihr Vertrauen nennen drei Versuchspartner die Offenheit des anderen (8, 13, 14), zwei Versuchspartner ihre eigene Offenheit (10, 11).

Vpt. 2 gibt an, daß er umso offener ist, je weniger er nachdenkt und Befürchtungen hat (als Kennzeichnung von Vertrauen); je offener der andere ist (Kennzeichnung von Vertrauen) umso offener kann Vpt. 6 sein.

Bei vier Versuchspartnern hat Vertrauen zur Konsequenz, daß sie offen sind (8, 9, 11, 14). Zwei Versuchspartner sehen eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen ihrem Vertrauen und ihrer Offenheit: je mehr sie vertrauen, umso offener können sie sein; je offener sie sind, umso mehr können sie vertrauen (10, 12).

Sechs Versuchspartner nennen Offenheit als Voraussetzung dafür, in der Erziehung das Vertrauen ihrer Kinder zu ihnen zu schaffen (3, 4, 6, 7, 8, 14; s. Tab. 3/S.5).

Sechs Versuchspartner erwähnen Offenheit mehrfach: als Voraussetzung beim anderen und Konsequenz von Vertrauen (Vpt. 8, 14); als Grundlage (Kennzeichnung) und Konsequenz von Vertrauen (Vpt. 9); als Voraussetzung (bei sich) und in wechselseitiger Abhängigkeit mit seinem Vertrauen: je mehr er vertraut, umso offener kann er sein, je offener er ist, umso mehr kann er vertrauen (Vpt. 10); als Kennzeichnung, Voraussetzung (bei sich) und Konsequenz von Vertrauen (Vpt. 11); als Kennzeichnung von Vertrauen und Voraussetzung (beim anderen) (Vpt. 13).

8.2.6.5. Vertrauen als Anspruch/Verpflichtung

Vertrauen wird in der Literatur und im Sprachgebrauch in seinen Implikationen und Konsequenzen häufig sehr positiv gesehen: Vertrauen als "Tugend", als "Geschenk" - dies bezieht sich zumindest auf "das rechte, das gediegene Vertrauen" (SCHOTTLAENDER 1957, 10). Eine Ausnahme stellt hier LUHMANN dar, er spricht von Vertrauen als "Chance und Fessel" (1973, 71).

Ich habe die Versuchspartner gefragt, ob sie mit ihrem Vertrauen einen Anspruch an andere stellen, bzw. ob sie das Vertrauen anderer zu ihnen als Anspruch oder Verpflichtung erleben. Die Antworten waren wieder sehr unterschiedlich.

Einen mit ihrem Vertrauen verbundenen Anspruch an andere stellen elf Versuchspartner (1, 3, 4, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 14), gleichzeitig dabei einen Anspruch an sich zwei Versuchspartner (4, 13):

Für Vpt. 1 ist Vertrauen zu Freunden/Familie durch einen momentanen und thematisierten Anspruch an den anderen gekennzeichnet; für Vpt. 3 ist Vertrauen im Freundeskreis dadurch gekennzeichnet, daß sie schrittweise austestet, ob der andere ihrem Anspruch gerecht wird. Vpt. 4 sieht den Anspruch, den er an sich und andere stellt, darin, Vertrauen zu entwickeln und zu erfüllen. Vpt. 7 ist der Anspruch an andere eigentlich nur bei Menschen bewußt, mit denen sie nicht viel Erfahrung hat; je länger sie den anderen kennt, umso weniger ist ihr dieser Anspruch bewußt. Vpt. 8 stellt bei Vertrauen den Anspruch an den anderen, daß er sie annimmt/akzeptiert; Vpt. 9 stellt den Anspruch, daß der andere ihr Vertrauen nicht mißbraucht - für beide Versuchspartner ist dies Voraussetzung für ihr Vertrauen.

Für Vpt. 11 besteht der Anspruch an den anderen in dem Wunsch, daß das Vertrauen wechselseitig sei; für Vpt. 14 in dem Wunsch, daß der andere sich in sie hineinversetzt.

Vpt. 12 sieht seinen Anspruch an den anderen in der Erwartung der Vertrauenswürdigkeit des anderen.

Als Bedingung für eine funktionierende Partnerschaft wird Vertrauen von Vpt. 13 als bewußter Anspruch an den anderen gestellt; gleichzeitig hat Vertrauen in einer wechselseitigen Beziehung für die Vpt. zur Konsequenz, daß sie einen Anspruch an sich stellt (z.B. keine Eifersucht zu zeigen).

Zwei Versuchspartnern wird ein Anspruch erst dann bewußt, wenn der andere ihr Vertrauen mißbraucht hat (Vpt. 2, 10).

Für Vpt. 5 ist es selbstverständlich, daß der andere sein Vertrauen nicht mißbraucht und wird von ihm deshalb nicht als Anspruch an den anderen wahrgenommen.

Vertrauen andere ihnen, so erleben 13 Versuchspartner dabei einen Anspruch des anderen an sie bzw. stellen ihn an sich. Unterschiedlich ist jedoch, inwieweit dies positiv oder negativ erlebt wird:

Für Vpt. 4 ist das Vertrauen anderer (unter der Voraussetzung seines Anspruchs an sich und andere) eine fundamentale selbstverständliche Verpflichtung: sich so zu verhalten, wie er es vom anderen erwartet; gleichzeitig ist es aber auch - wegen dieser Selbstverständlichkeit - für ihn kaum wahrnehmbar.

Von drei Versuchspartnern wird das Vertrauen anderer zu ihnen ausschließlich als positive Bestätigung erlebt (9, 11, 14). Für Vpt. 11 hat ein solches Vertrauen zur Folge, daß sie versucht, es zu bestätigen - je weniger sie dazu in der Lage ist, umso mehr wird dies zur Belastung. Für Vpt. 14 bedeutet es eine Hebung ihres Selbstwertgefühls; es hat zur Konsequenz, daß sie sich bemüht, sich in den anderen hineinzusetzen/einzufühlen.

Für Vpt. 7 ist wichtig, welche Beziehung sie zu dem anderen hat: ist er ihr sympathisch, so erlebt sie dessen Vertrauen ausschließlich als positive Bestätigung und ist bereit, sich für den anderen einzusetzen; ist ihr der andere unsympathisch, so bedeutet es zwar auch eine positive Bestätigung, gleichzeitig aber auch ein Gefühl der Verpflichtung (umso stärker, je größer die Erwartungen des anderen sind).

Eine Reihe von Versuchspartnern (1, 2, 3, 5, 6, 8, 12, 13) empfinden das Vertrauen anderer zwar positiv (als Bestätigung, Gefühl von Freude), es kann aber auch gleichzeitig Belastung, Überforderung oder Verpflichtung sein: wenn es zu ergreifend wird (1); je stärker die Abhängigkeit des anderen von ihm ist (2); aufgrund des Anspruchs, den die Vpt. an sich stellen (3, 6); wenn er selbst kein wechselseitiges Vertrauen wünscht (5); aufgrund des Gefühls, dem anderen helfen oder ebenfalls vertrauen zu müssen (8); durch die Einengung des eigenen Handlungsspielraums (13).

Zusammenfassung. Die in diesem Versuch ermittelten Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Ergebnis 1: Mit Hilfe (der modifizierten Form) der Struktur-
 Lege-Technik gelang es, in einem gemeinsamen Prozess ein von
 beiden Seiten, d.h. von Versuchspartner und Versuchsleiter
 akzeptiertes individuelles Abbild des Konstrukt Begriffes Ver-
 trauen zu entwickeln.

Ergebnis 2: Die interindividuelle Auswertung zeigt deutlich,
 daß die subjektiven Phänomene der Versuchspartner zum Kon-
 strukt Vertrauen den fachwissenschaftlichen Theorien sowohl
 hinsichtlich ihrer Komplexität als auch der inhaltlichen Dif-
 ferenziertheit weit überlegen sind (vgl. auch 9.6.).

Ergebnis 3: Auffällig ist die Unterschiedlichkeit der Struktur-
 bilder - hinsichtlich der einzelnen Aspekte des Konstruktes
 Vertrauen lassen sich keine allgemeingültigen und einheitlich
 für alle Versuchspartner geltenden Aussagen herausarbeiten
 (vgl. auch 9.1.).

Ergebnis 4: Generell hat das Konstrukt Vertrauen für alle Ver-
 suchspartner einen hohen persönlichen Stellenwert (8.2.1.).

Ergebnis 5: Was die verhaltensmäßigen, kognitiven und emotionalen
 Anteile (bezogen auf Konsequenzen/Absichten) von Vertrauen an-
 betrifft, so ergibt sich ein sehr heterogenes Bild. Deutlich
 wird jedoch, daß emotionale und verhaltensmäßige Anteile ins-
 gesamt eine wichtigere Rolle spielen als kognitive Anteile, so-
 wohl was die Zahl der unterschiedlichen Angaben als auch was
 die individuelle Gewichtung anbetrifft - nur zwei Versuchspartner
 nennen kognitive Anteile an erster Stelle (8.2.5.).

Ergebnis 6: Bis auf eine Versuchspartnerin schätzen alle Ver-
 suchspartner Vertrauen als abhängig von der Interaktion ver-
 schiedener Situations- und Personvariablen ein. Situations-
 variablen spielen allerdings häufig eine untergeordnete Rolle
 (8.2.4.1.).

Ergebnis 7: Wesentlich ist in einer Vertrauensbeziehung in
 vielen Fällen die Interaktion/Wechselbeziehung der Personen
 (8.2.4.3.).

Ergebnis 8: Bis auf eine Ausnahme unterscheiden alle Versuchspartner deutlich zwischen Vertrauen in zwischenmenschlichen Beziehungen - zum Partner, Freunden, Familie - und Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen (Institutionen): es wird als auf einer ganz anderen Ebene liegend und als weit weniger bedeutsam als das Vertrauen in persönlichen Beziehungen beschrieben; vier Versuchspartner erleben in diesem zweiten Bereich überhaupt kein Vertrauen (Tab. 1/S.4).

Ergebnis 9: Auffallend ist, wie häufig die Versuchspartner Vertrauen im Zusammenhang mit belastenden Gefühlen/Situationen erwähnen; aber auch dies gilt nicht für alle Versuchspartner bzw. wird von einigen erst in zweiter Linie als bedeutsam erlebt (8.2.4.4.).

Ergebnis 10: Die Bewertung des Konstruktes Vertrauen ist sehr unterschiedlich und hängt in vielen Fällen von einer Vielzahl von Bedingungen ab. (8.2.1. und 8.2.6.5.).

Ergebnis 11: Konstrukte wie Risiko, Selbstvertrauen und Vertrauenswürdigkeit des anderen werden zwar häufig als eng mit Vertrauen im Zusammenhang stehend angesehen, die Art dieses Zusammenhangs und die inhaltliche Bedeutung dieser Konstrukte sowie deren Abhängigkeit von anderen Zusammenhängen ist jedoch individuell so unterschiedlich, daß sich keine einheitliche Aussage machen läßt (8.2.6.).

Ergebnis 12: Werden einzelne Konstrukte von einer Reihe von Versuchspartnern genannt, so ist die individuelle Gewichtung sehr unterschiedlich: Sympathie des anderen als Voraussetzung für Vertrauen wird von insgesamt zehn Versuchspartnern genannt, in der individuellen Gewichtung steht es zwischen 1. und 14. Stelle (vgl. Tab. 2/S. 1 und 3); Selbstvertrauen als Voraussetzung für Vertrauen geben acht Versuchspartner an - zwischen 1. und 12. Stelle (Tab. 2/S. 4).

Ergebnis 13: Eine Ausnahme stellt das Konstrukt "Offenheit" dar: es wird durchgängig von allen Versuchspartnern (teilweise mehrfach) genannt. Unterschiedlich ist jedoch, ob es als Kennzeichnung, Voraussetzung oder Konsequenz von Vertrauen bezeichnet wird (8.2.6.4.).

9. DISKUSSION DER ERGEBNISSE

9.1. Die Theorie der personalen Konstrukte - einige Vergleichspunkte

Im folgenden sollen die Ergebnisse dieser Untersuchung zunächst auf dem Hintergrund der Theorie der personalen Konstrukte diskutiert werden. Im Gegensatz zu dem sonst üblichen (und nicht zuletzt auch von KELLY selbst praktizierten) Vorgehen - nämlich einzelne methodische Verfahren wie z.B. den Rep-Test weitgehend losgelöst von dem theoretischen Ansatz der TPK zu verwenden - ist es mir wichtig, die hier gemachten Befunde mit den inhaltlichen Aussagen einiger Korollararien zu vergleichen und unter diesem Aspekt näher zu betrachten.

9.1.1. Zur Idiosynkrasie der Ergebnisse: das Individualitäts-Korollarium

Ergebnis 3: Auffällig ist die Unterschiedlichkeit der Struktur-bilder - hinsichtlich der einzelnen Aspekte des Konstruktes Vertrauen lassen sich keine allgemeingültigen und einheitlich für alle Versuchspartner geltenden Aussagen herausarbeiten.

Daß nomothetische Methoden in der (Persönlichkeits-)Psychologie idiographischen Verfahren vorzuziehen seien, wird u.a. auch damit begründet, daß die Erforschung des Einzelfalles wenig zu der Erstellung allgemeiner Regeln beitragen könne. Es wird eine scharfe Trennung gezogen zwischen dem Bemühen, singuläres Verhalten zu erklären und vorherzusagen und (dem eigentlichen Ziel empirischer Psychologie, nämlich) dem Versuch, zu nomologischem Gesetzeswissen über Mengen von Individuen zu gelangen.

"...will Persönlichkeitspsychologie nicht nur die (Methoden-) Lehre von der Erforschung einzelner Individuen sein, so muß sie von der Einmaligkeit eines jeden Individuums absehen und zu Regeln, Verallgemeinerungen, induktiven Abstraktionen gelangen." (HERRMANN 1969, 47)

Ich halte diese Trennung nicht immer für sinnvoll; insbesondere wird dabei, daß sorgfältige idiographische Studien - auch wenn deren Ergebnisse sich nicht verallgemeinern lassen - nicht zuletzt auch für nomologische Forschung eine Fülle inhaltlicher Anregungen liefern können: dies ist meiner Meinung nach das wesentlichste Argument für die Berechtigung solcher "Erkundungsversuche" (vgl. 9.3.). Wirklich eigenständige (d.h. auch methodisch eigenständige) idiographische Untersuchungen sind allerdings selten. Ich sehe dabei keinen Unterschied zwischen den Forschern, die die Einzigartigkeit von Individuen theoretisch anerkennen, in der praktischen Forschungsarbeit aber bewußt von ihr absehen (vgl. HERRMANN 1979) und solchen Forschern, die die Idiosynkrasie menschlichen Erlebens und Verhaltens zwar nicht nur theoretisch anerkennen wollen, aber dann in Ermangelung konkreter Forschungsprogramme und -methoden nicht so recht mit ihr umzugehen wissen und bei ihren Untersuchungen letztendlich im gewohnt konventionellen Rahmen bleiben (vgl. S.24'ff). Selbst der Terminus "Einzelfallforschung" führt hier leider häufig in die Irre: untersucht werden zwar Einzelfälle - aber in der Regel ohne daß sich die Methoden am Einzelfall orientieren. Von anderen Untersuchungen unterscheiden sie sich dann eben nicht inhaltlich, sondern lediglich in der Größe des N und der Häufigkeit der Messungen (DUKES 1977; WESTMEYER 1979; vgl. auch S.85). Begriffe wie "Idiosynkrasie" oder "idiographisches Vorgehen" bleiben häufig Schlagwörter und der Sprung von der Theorie zur Methode wird kaum je geschafft. Manchmal bleibt hier sogar noch die Theorie lückenhaft: Einer der Grundgedanken der Theorie der personalen Konstrukte von KELLY ist der Glaube an die Individualität jedes Menschen ("Personen unterscheiden sich voneinander in ihrer Konstruktion von Ereignissen." 1955, 55f) - auf die inhaltliche Beschreibung gerade dieses Korollariums verwendet KELLY in seinem zweibändigen Werk allerdings nur eine knappe Seite.

Die entscheidende Frage jeder empirischen Forschung ist für mich nicht, ob Reduktionen bei der Untersuchung menschlichen Erlebens und Verhaltens vorgenommen werden, sondern wann dies

geschichte und auf der Grundlage welcher Daten. Ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit war, nicht sofort von der Einmaligkeit der Verhaltens- und Erlebensorganisation abzu- sehen, sondern diese zunächst so weit wie möglich zu verstehen und zu erfassen. Das Ergebnis: die Komplexität und die Individualität der 14 Strukturbilder sind ein Hinweis dafür, daß dies nicht nur möglich, sondern daß es darüber hinaus - auch gerade im Vergleich zu wissenschaftlichen Theorien - sehr nützlich, wenn nicht notwendig ist.

HOLLAND (1970, 129) kritisiert an KELLYS Individualitäts-Korollarium, daß wir keineswegs immer unser Konstrukte individuell und jeweils neu "erfinden", sondern daß es eher den Tatsachen entspricht, davon auszugehen, daß Konstrukte uns durch die Sozialisation vermittelt, wenn nicht sogar aufgezungen werden. Wenn man noch einen Schritt weitergeht und annimmt, daß die Sozialisationsbedingungen in bestimmten Untergruppen der Gesellschaft weitgehend vergleichbar sind, so müßten die Konstrukte einer homogenen Stichprobe ebenfalls ähnlich sein. Bei den Versuchspartnern hier handelt es sich um eine solche relativ homogene Stichprobe: Studenten im 3. Semester Psychologie, alle (bis auf drei Ausnahmen) zwischen 20 - 23 Jahre alt. Trotzdem ist die Unterschiedlichkeit der in den Strukturbildern - zumindest annähernd - abgebildeten Konstruktsysteme überraschend groß. So groß, daß sich hieraus keine allgemeingültigen und einheitlich für alle Versuchspartner geltenden Aussagen hinsichtlich der einzelnen Aspekte des Konstruktes Vertrauen ableiten lassen. Die interindividuelle Auswertung bestätigt (statistisch nicht gesichert) die Vermutung, daß bei genauerer Hinterfragung selbst geläufige und - man denke nur an Werbung und Politik - so häufig benutzte Begriffe wie Vertrauen für den einzelnen ganz unterschiedliche Bedeutungsinhalte besitzen können.

Es ist die Frage, ob die Varianz hier mit dadurch bedingt wurde, daß es den Versuchspartnern zu Beginn des Gesprächs freigestellt wurde, sich eine Vertrauenssituation selbst auszusuchen. Ich habe alle Versuchspartner gefragt, wieso sie gerade diese Situation wählten; die Begründungen waren sehr unterschiedlich:

- Situation war vom Erleben/subjektiver Bedeutung her besonders intensiv/wichtig (Vpt. 11, 5, 7, 10)
- Situation war gerade erst passiert (Vpt. 8)
- Situation war genau ein Jahr vorher passiert (Vpt. 4)
- ihr war nichts anderes eingefallen (Vpt. 1)
- Vertrauen schien ihm hier "recht groß" (Vpt. 2)
- Situation war spontan eingefallen (Vpt. 3, 6, 12)
- hatten Schwierigkeiten, konkrete/grundlegende Situation zu finden, schilderten kleinere Begebenheit (Vpt. 14, 13, 9).

Dennoch: in jedem Gespräch wurden auch andere Situationen oder Erlebnisse angesprochen; kein Gespräch blieb bei dieser am Anfang geschilderten Situation stehen, diese war vielmehr ein Anker- oder Vergleichspunkt für andere Vertrauensaspekte und gerade in dieser Funktion zur Abklärung und Differenzierung einzelner Aspekte im Verlauf des Gesprächs überaus nützlich. Es war so möglich, über das Verständnis einzelner Erlebens- oder Verhaltenssequenzen in Verbindung mit allgemeineren und abstrakteren Aussagen zu einem Abbild der subjektiven (Vertrauens-)Phänomene zu gelangen. Ich glaube deshalb, daß die Varianz der Antworten unabhängig davon ist, ob man eine bestimmte Situation zu Beginn (z.B. durch Rollenspiel) vorgibt oder ob man diese von den Versuchspartnern frei wählen läßt; entscheidend ist der Freiraum, den die Versuchspartner während des ganzen Versuchs zur eigenen (Mit-)Strukturierung haben - ob sie auf diese eine Situation festgelegt werden oder diese ergänzen bzw. mit anderen vergleichen können.

9.1.2. Zur Komplexität des Konstruktes Vertrauen: das Bereichs-Korollarium

Wie bereits die Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 231 f) deutlich macht, ist Vertrauen ein sehr komplexes Konstrukt. Es besitzt eine Vielzahl von Aspekten, spielt in vielen Bereichen eine - wenn auch unterschiedlich wichtige - Rolle; es wird inter- aber auch intraindividuell in verschiedenen Zusammenhängen ganz verschieden erlebt. Es ist person-, gleichzeitig aber auch situationsabhängig.

1. Viele Versuchspartner beschreiben ganz unterschiedliche Dimensionen in gleicher Weise als Vertrauen: es kann sich in Verhalten ausdrücken, aber auch einfach ein Gefühl, ein durchgängiges Erleben oder eine emotional begründete Sicherheit sein.

2. Vertrauen kann nur in persönlichen, zwischenmenschlichen Beziehungen (zum Partner, zu Freunden, der Familie) von Relevanz sein, kann aber auch in anderen Bereichen eine Rolle spielen.

Ergebnis 8: Bis auf eine Ausnahme unterscheiden alle Versuchspartner deutlich zwischen Vertrauen in zwischenmenschlichen Beziehungen - zum Partner, Freunden, der Familie - und Vertrauen in anderen Beziehungen/Bereichen (Institutionen): es wird als auf einer ganz anderen Ebene liegend und weit weniger bedeutsam als das Vertrauen in persönlichen Beziehungen beschrieben: vier Versuchspartner erleben in diesem zweiten Bereich überhaupt kein Vertrauen (Tab.1/S.4).

3. Vertrauen wird häufig in zweifachem Sinn als von der Interaktion verschiedener Variablen abhängig gesehen: zum einen als Interaktion von Situations- und Personvariablen, zum anderen als abhängig von der Interaktion/Wechselbeziehung der an der Vertrauenssituation beteiligten Personen.

Ergebnis 6: Bis auf eine Versuchspartnerin schätzen alle Versuchspartner Vertrauen als abhängig von der Interaktion verschiedener Situations- und Personenvariablen ein, Situationsvariablen spielen allerdings häufig eine untergeordnete Rolle (8.2.4.1.).

Ergebnis 7: Wesentlich ist in einer Vertrauensbeziehung in vielen Fällen die Interaktion/Wechselbeziehung der Personen (8.2.4.3.).

Hier zeigt sich eine Parallele zu dem ersten Grundelement des Interaktions-Ansatzes (nach MAGNUSSON & ENDLER 1977): auch hier wird das Verhalten als die Funktion eines fortwährenden Prozesses einer Vielzahl von Interaktionen zwischen dem Individuum und den Situationen, die es erlebt, gesehen - genauer gesagt: von Interaktionen zwischen dem Individuum und den Situationen, die es erlebt, sowie zwischen dem Individuum und den Personen, denen es in diesen Situationen begegnet.

4. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß der Einfluß situativer Variablen bei Vertrauen unterschiedlich hoch ist. In der Regel spielen diese Variablen eine untergeordnete Rolle (vgl. auch Ergebnis 6), entscheiden ist dann vielmehr, daß derjenige, dem vertraut wird, besondere Merkmale/Eigenschaften aufweist - unter bestimmten situativen Bedingungen allerdings (z.B. Druck aufgrund von Problemen; Notsituationen) können wiederum solche Personvariablen weniger stark beachtet werden. Vertrauen kann situationsabhängig (z.B. in solchen belastenden Situationen) aktuell werden, aber auch situationsunabhängig (z.B. als durchgängiges Erleben von Vertrauen) bestehen.

Ergebnis 9: Auffallend ist, wie häufig die Versuchspartner Vertrauen im Zusammenhang mit belastenden Gefühlen/Situationen erwähnen; aber auch dies gilt nicht für alle Versuchspartner bzw. wird von einigen erst in zweiter Linie als bedeutsam erlebt (8.2.4.4.).

5. Vertrauen hat sowohl verhaltensmäßige als auch kognitive und emotionale Anteile. Daß gerade die emotionalen Anteile von so großem Gewicht sind, ist ein besonders wichtiges Ergebnis. Häufig werden nämlich solche Komponenten der Erlebens- und Verhaltensorganisation in experimentellen Untersuchungen vernachlässigt. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß emotionale Variablen "von außen" nur schwer zugänglich und beobachtbar bzw. kontrollierbar sind. Hier ist man besonders auf die Offenheit und Aufrichtigkeit der Versuchspartner angewiesen. Diese Schwierigkeit führt meist dazu, diese Variablen schlicht zu ignorieren. So sehen MAGNUSSON & ENDLER (1977) bei ihrem Interaktions-Ansatz auf der Person-Seite kognitive und motivationale Faktoren als entscheidende Determinanten des Verhalten; auch GROEBEN & SCHEELE (1977) weisen mehrfach darauf hin, daß für das epistemologische Subjektmodell eine kognitive Orientierung notwendig sei. In dieser Untersuchung jedoch stellte sich heraus, daß emotionale Variablen ein entscheidendes Gewicht haben können. Und dieses Ergebnis ist keine Folge der Strukturierung oder Festlegung von Seiten des Versuchsleiters, es ist vielmehr eine Konsequenz der Strukturierungsmöglichkeiten der Versuchspartner: indem ihnen

der Freiraum zugestanden wurde, inhaltliche Schwerpunkte entsprechend ihren eigenen Phänomenen zu setzen. Dies ist ein Beleg dafür, wie wichtig die Thematisierung (smöglichkeit) nicht-kognitiver Bereiche in solchen Untersuchungen ist.

Ergebnis 5: Was die verhaltensmäßigen, kognitiven und emotionalen Anteile (bezogen auf Konsequenzen/Absichten) von Vertrauen anbetrifft, so ergibt sich ein sehr heterogenes Bild. Deutlich wird jedoch, daß emotionale und verhaltensmäßige Anteile insgesamt eine wichtigere Rolle spielen als kognitive Anteile, sowohl was die Zahl der unterschiedlichen Angaben als auch was die individuelle Gewichtung anbetrifft - nur zwei Versuchspartner nennen kognitive Anteile an erster Stelle (8.2.5.).

6. Insgesamt kann man sagen, daß es aufgrund der Komplexität der Ergebnisse unmöglich ist, eine allgemeine Definition des Konstruktes Vertrauen zu erstellen, weder für alle Versuchspartner und wahrscheinlich auch nicht für den einzelnen: so meinte eine Versuchspartnerin, daß sie ihr Konstruktsystem nicht für in sich statisch halte; auch wenn durch die Struktur-lege-Technik ihr Begriff des Konstruktes Vertrauen annähernd abgebildet werde, könne sie sich durchaus vorstellen, daß sich die Gewichtung bzw. der Stellenwert einzelner Karten durch bestimmte Erfahrungen zeitweise ändern könne, die Beziehung der Karten untereinander anders aussehen könnte - selbst wenn die Anzahl und Benennung der Karten gleich bleibe. Dies zeigt wieder, daß die Untersuchung einzelner Fälle keine Verallgemeinerungsmöglichkeit der Ergebnisse bietet, besonders dann, wenn der Komplexitätsgrad der Befunde weitgehend durch die Versuchspartner selbst bestimmt wird.

Ergebnis 1: Auffällig ist die Unterschiedlichkeit der Strukturbilder - hinsichtlich der einzelnen Aspekte des Konstruktes Vertrauen lassen sich keine allgemeingültigen und einheitlich für alle Versuchspartner geltenden Aussagen herausarbeiten.

Aber: Ziel dieser Untersuchung war nicht die Erstellung einer allgemeinen Definition oder Beschreibung des Konstruktes Vertrauen. Ziel war herauszufinden, ob es überhaupt möglich ist, mit einer solchen Methode solch ein Konstrukt zu untersuchen und ob sich daraus Anregungen für

weitere Untersuchungen ableiten lassen. Und die Ergebnisse dieser Arbeit sind ein eindeutiger Beleg dafür, daß dies möglich ist (vgl. 9.2. und 9.3.).

9.1.3. Zur Stabilität subjektiver Vertrauenskonzepte: das Erfahrungs-Korollarium

Vpt. 9: "Ja, für mich gibt es auch nicht einen ganz feststehenden Begriff von Vertrauen, das wechselt immer irgendwie ... ja, es hängt ab von der Person, von der Dauer, wie lange ich die kenne, hängt aber auch manchmal von der Situation ab ... das ist eben nicht immer ein ganz fester Begriff." ---

Vl.: "Selbstvertrauen spielt also für Dich mehr im Leistungsbereich eine Rolle, während Vertrauen für Dich in Beziehungen wichtiger ist?"

Vpt. 7: "Meine ich jetzt. Es kann sein, daß mir gleich oder morgen etwas anderes einfällt".

Eine wichtige Frage dieser Untersuchung war, ob sich subjektive Begriffskonzepte überhaupt fixieren lassen bzw. ob sie so instabil - weil durch Erfahrungen veränderbar - sind, daß sie nach einem Zeitraum von vier Wochen (zwischen erster und zweiter Versuchsphase) von den Versuchspartnern völlig neu konstruiert würden. Das war nicht der Fall: alle Versuchspartner meinten am Ende der zweiten Sitzung - und nach den von ihnen vorgenommenen Korrekturen - daß das für sie wesentliche ihres Konstruktbegriffes von Vertrauen durch die Struktur-lege-Technik wiedergegeben sei.

Ergebnis 1: Mit Hilfe (der modifizierten Form) der Struktur-lege-Technik gelang es, in einem gemeinsamen Prozeß ein von beiden Seiten, d.h. von Versuchspartner und Versuchsleiter akzeptiertes individuelles Abbild des Konstruktbegriffes Vertrauen zu entwickeln.

Eine große Hilfe war dabei die Möglichkeit, durch die unterschiedlichen Formalrelationen der modifizierten Struktur-lege-Technik ganz unterschiedliche Zusammenhänge ausdrücken zu können: z.B. Vertrauen in Abhängigkeit von der Größe eines Problems ganz verschieden beschreiben zu können. Auf diese Weise konnte die SLT relativ flexibel gehandhabt werden, und es war möglich, ein übergreifendes und nicht nur auf die Situation beschränktes Abbild des Konstruktbegriffes der Versuchspartner darzustellen (vgl. auch 9.2.).

9.1.4. Gemeinsamkeiten in den Aussagen: das Ähnlichkeits-Korollarium

Trotz aller individuellen Unterschiede in den Strukturbildern lassen sich einzelne Schwerpunkte in der Auswertung herausarbeiten.

1. Vertrauen wird von allen Versuchspartnern als ein Konstrukt von hohem persönlichen Stellenwert eingeschätzt.
2. Offenheit ist ein im Zusammenhang mit Vertrauen zentrales Konstrukt.
3. Vertrauen wird von vielen als abhängig von der Interaktion bestimmter Situations- und Personvariablen angesehen.
4. Unter den Personvariablen werden besonders häufig Sympathie des anderen und eigenes Selbstvertrauen genannt.

Dennoch lassen sich nur grobe Verallgemeinerungen machen, die selbst bei dieser kleinen Zahl von Versuchspartnern keineswegs einheitlich für alle gelten. Eine Versuchspartnerin bezeichnete zwar das Strukturbild in der von ihr korrigierten Form als für sie zutreffend, meinte aber, daß sie sich keineswegs sicher sei, ob ich wirklich verstanden hätte, was sie unter den einzelnen darin vorkommenden Konstrukten (wie Offenheit, Toleranz) denn nun genau verstehe. Ich bin mir da auch nicht sicher - deutlich wird das z.B. bei dem Begriff der Vertrauenswürdigkeit: von manchen Versuchspartnern wurde er nicht weiter differenziert, bei denen, die Definitionen oder Unterkategorien hierzu angaben, sind diese wiederum sehr unterschiedlich. Praktisch hieße das, daß man viele Begriffe jeweils wieder als Ausgangspunkt für ein neues Strukturbild nehmen könnte! Hier sind dann natürlich der Handhabbarkeit der Technik, der Geduld der Versuchspartner und der Kapazität des Versuchsleiters Grenzen gesetzt: ein Konstruktsystem eines Menschen in seiner ganzen inhaltlichen Komplexität und jeweiligen Abhängigkeit von anderen Konstruktsystemen erfassen zu wollen, ist wohl kaum möglich. Aber ich halte es dann wirklich für wichtiger, wenigstens einen Ansatz zu machen, die Einzigartigkeit von Individuen nicht nur verbal anzuerkennen, sondern auch in der praktischen Forschungsarbeit.

9.2. Chancen und Grenzen der Struktur-Ge-Technik

"Möglicherweise ist durch eine Berücksichtigung des subjektiven Selbst- und Weltverständnisses ... eine Angleichung der experimentellen an die Alltagsrealität zu erreichen". (GROEBEN & WESTMEYER 1975, 176).

Die bei diesem Versuch verwendete Methode läßt sich grob in eine Erhebungs- und eine Auswertungsphase unterteilen.

1. Zur Erhebungsphase: Gerade aufgrund der Skepsis, die dieser Versuchsphase entgegengebracht wird (vgl. KEBECK 1981,90), möchte ich zunächst kurz meine Erfahrungen mit der Methode schildern. Die generelle Problematik dieses Versuchsabschnitts besteht darin, daß durch die Qualität der Erhebungsphase die Qualität der Auswertung (und damit deren Verwertbarkeit) im wesentlichen vorprogrammiert wird. Die Menge an Information, die in dem Gespräch mit den Versuchspartnern gewonnen werden kann, wird ja keineswegs nur durch die Differenzierungsfähigkeit des Versuchspartners und dessen Fähigkeit, seine Phänomene/subjektive Theorien zu verbalisieren, bestimmt: ebenso entscheidend ist die Fähigkeit des Versuchsleiters, durch den Gesprächsleitfaden, die Gesprächsorganisation (vgl. BOSSHARDT 1981, 52) und sein Verhalten dem Versuchspartner überhaupt die Möglichkeit zu geben, seine Phänomene angemessen zu artikulieren.

Das bedeutete für mich in der Gesprächssituation, immer auf zwei Ebenen gleichzeitig zu arbeiten. Zum einen war mir sehr wichtig, dem Versuchsteilnehmer in seiner Eigenschaft als eigenständig strukturierendem und reflexiven Partner möglichst viel Freiraum zu gewähren und mich zunächst überhaupt auf seine subjektiven Phänomene einzulassen. Gleichzeitig mußte ich aber auch das Gespräch anhand des halbstandardisierten Gesprächsleitfadens strukturieren und das hieß: über einen Zeitraum von 60-90min. voll konzentriert sein; den Gesprächsleitfaden im Kopf behalten; wenn die Situation es erforderte, einzelne Fragenkomplexe vorziehen; die jeweils notwendigen und passenden hypothesengerichteten bzw. akzentuierenden Fragen auf Anhieb abrufen; die Gesprächsinhalte speichern, um bei eventuell auftretenden Widersprüchen diese mit dem Versuchspartner abklären zu können; trotzdem gelassen bleiben. Es war mir nicht möglich, mehr als drei Gespräche pro Tag zu führen.

2. Zur Auswertungsmethode: Die Struktur-lege-Technik (in ihrer modifizierten Form) ist zur jetzigen Zeit schwer zu beurteilen. Es liegen außer dieser Arbeit nur erste Ansätze mit ihr vor (SCHEELE u.a. 1980; BRINK & FORMANN 1981) und es fehlen noch konkrete Hinweise, wie mit den Ergebnissen der Strukturbilder verfahren werden könnte - bis auf den Hinweis, daß jede über eine rein heuristische Analyse hinausgehende Auswertung der Strukturbilder, etwa im Sinne einer standardisierten, statistischen Auswertung, gerade aufgrund der durch den Gesprächsleitfaden zugelassenen individuell unterschiedlichen Konzepte vor große Schwierigkeiten gestellt wird.

Für die interindividuelle Auswertung schlagen SCHEELE & GROEBEN (1979, 30f) vor allem i.w.S. inhaltsanalytische Methoden vor: die Feststellung und den interindividuellen Vergleich bestimmter Formalcharakteristika der Strukturbilder (wie Leerstellen in den Theorien oder deren Kohärenz); eine Untersuchung über das Ausmaß der inhaltlichen Differenziertheit der Strukturbilder (Anzahl der Karten/Formalrelationen) oder des Komplexitätsgrades der Formalrelationen (so ist z.B. "Wechselwirkung" komplexer als "positive Abhängigkeit"). Weiter halten sie es für sinnvoll, die handlungssteuernde Funktion subjektiver Theorien empirisch (durch externe kontrollierte Beobachtung) zu überprüfen.

Gerade der letzte Vorschlag mag bei der Untersuchung bestimmter Fragestellungen durchaus sinnvoll sein, um z.B. festzustellen, inwieweit subjektive Unterrichtstheorie und faktische Unterrichtspraxis eines Lehrers übereinstimmen (TAUSCH 1958). Im Hinblick auf das Konstrukt Vertrauen ist dies kaum praktisch umzusetzen: hier stellt sich wieder die alte Frage, auf der Grundlage welcher (Verhaltens-)Indikatoren auf Vertrauen geschlossen werden soll oder kann (vgl. S.129f).

Auch die Anwendung der i.w.S. inhaltsanalytischen Methoden ist hier problematisch. Ich halte es bei der Struktur-lege-Technik in der in dieser Untersuchung verwendeten Form für sinnlos, lediglich quantitative Befunde zu ermitteln und

von diesen qualitative Aussagen über die subjektiven Phänomene abzuleiten. So ist es z.B. irreführend, von der Anzahl der Karten auf die inhaltliche Differenziertheit des Konstruktbegriffes Vertrauen rückzuschließen: ein Versuchspartner, für den eine ganze Reihe von Implikationen des Vertrauensbegriffes (wie Risiko, Anspruch, Selbstvertrauen) zwar durchaus theoretisch vorstellbar, aber für ihn persönlich nicht zutreffend oder relevant sind, hat deshalb keineswegs ein undifferenzierteres Verständnis von Vertrauen als andere Versuchspartner - das Strukturbild ist hier eben eine Widerspiegelung seiner subjektiven Phänomene und nicht seiner theoretischen Vorstellungen.

Auch die Verwendung der unterschiedlichen Farben bzw. Schraffuren erwies sich im Einzelfall als wenig weiterführend. Ursprünglich hatte ich gehofft, dadurch eine eventuelle Polarisierung im Konstruktsystem des Versuchspartners nachweisen zu können (z.B. Vertrauen als eher person- oder situationsabhängig identifizieren zu können). Aber zum einen ist die Zuordnung zu einer von nur fünf Kategorien häufig schwierig gewesen; zum anderen ist eine reine Auszählung ohne inhaltliche Differenzierung ebenfalls problematisch. Ein Beispiel: für Vpt. 14 wird Vertrauen nahezu ausschließlich in Problem-/Notsituationen aktuell - dennoch nennt sie eine ganze Reihe von Personvariablen als weitere Voraussetzung von Vertrauen. Zusätzlich zu der Anzahl der Schraffuren muß also immer die individuelle Gewichtung und die Beziehung zu anderen Zusammenhängen berücksichtigt werden; inhaltliche Aussagen sind im einzelnen Fall sonst nicht möglich.

Bei der interindividuellen Auswertung dagegen erwies sich die Verwendung der unterschiedlichen Farben durchaus als nützlich: so konnte dadurch z.B. ganz deutlich gezeigt werden, welche große Bedeutung - über alle Versuchspartner hinweg - gerade emotionale Variablen im Zusammenhang mit dem Konstrukt Vertrauen haben.

Zunächst allerdings bestand ein großes Problem überhaupt, darin, 14 Gesprächsprotokolle (zwischen 16 und 24 Seiten lang) sinnvoll auf Karten zu übertragen. Auf der einen Seite

ist man hier als Versuchsleiter gezwungen, so genau und korrekt wie möglich zu arbeiten - auf der anderen Seite ist auch diese Methode noch viel zu grob, als daß man wirklich genau arbeiten könnte. Auch wenn die Flexibilität der Formalrelationen dieser modifizierten Struktur-lege-Technik hilfreich war: der ständige Kompromiß zwischen Komplexität der Gesprächsinhalte und Möglichkeiten der Methode war ein Balanceakt, von dem ich bis jetzt nicht sicher bin, ihn erfolgreich hinter mich gebracht zu haben. Absichern kann man sich hier nur, indem man alle Strukturbilder mit den Versuchspartnern jeweils bespricht - weshalb die zweite Phase dieses Versuchs mindestens ebenso entscheidend ist wie die erste - und die interindividuelle Auswertung so weit wie möglich auch für andere nachvollziehbar, damit kritisierbar macht. Und indem man immer wieder darauf hinweist, daß diese Methode von ihrem Anspruch her absolut nicht objektiv ist und sein kann.

Trotz der genannten Schwierigkeiten halte ich die Struktur-lege-Technik in vielen Punkten für eine aussichtsreiche und sehr nützliche Methode.

1. Sie ist eine offene Methode. Die Versuchspartner liefern in solchen Untersuchungen nicht einfach nur Daten und Informationen, von denen sie nicht wissen, wie und wofür sie ausgewertet werden. Die SLT ist im doppelten Sinn offen: zum einen zeigt sie, wie der Versuchsleiter mit den Informationen umgegangen ist und zum anderen ist sie offen für Veränderungen von Seiten des Versuchspartners.
2. Sie ist motivierend. Eine ganze Reihe von Versuchspartnern äußerte spontan, daß sie diesen Versuch vor allem deshalb so interessant gefunden hätten, weil sie dabei auch für sich etwas gewonnen hätten: durch das Gespräch und die gemeinsame Besprechung des Strukturbildes einen Eindruck davon bekommen zu haben, wie ihr persönlicher Begriff von Vertrauen aussieht.
3. Eine der ganz großen Chancen der Methode besteht darin, daß Konstrukte/Theorien nicht nur verbal abgefragt werden, sondern durch die SLT visualisiert werden. Dies ist ein

Gesichtspunkt, der in seiner Bedeutung allzu häufig vernachlässigt wird. Wie wichtig jedoch die Visualisierung von Sachverhalten ist, zeigen schon ganz triviale Beispiele: man stelle sich nur vor, man sollte am Ende einer zweistündigen Diskussion "freihändig" und aus dem Gedächtnis die wichtigsten Argumente wiedergeben. Oder man sollte nach der Lektüre eines 20seitigen Manuskripts die wesentlichen Gedankengänge des Autors aus dem Kopf reproduzieren. Hier wird deutlich, wie hilfreich in solchen Fällen Visualisierungen - wie z.B. schriftliche Stichpunkte oder farbige Markierungen im Text - sind. Die Struktur-lege-Technik ermöglicht es, die im Verlauf eines 60-90minütigen Interviews thematisierten Bereiche zu visualisieren: indem die Gesprächsinhalte mit Hilfe der Karten auf zentrale Begriffe reduziert und dadurch die unterschiedlichen Formalrelationen in ihrem Zusammenhang mit anderen Begriffen gesehen werden können.

4. Durch die Offenheit und die Möglichkeit der Visualisierung ist es bei dieser Methode in besonders hohem Maße möglich, partnerschaftlich zu forschen. Der Versuchspartner kann jeden Auswertungsschritt verfolgen, an jeder beliebigen Stelle "einhaken" und gemeinsam mit dem Versuchsleiter an einer Verbesserung des Strukturbildes arbeiten.
5. Weil der Versuchspartner bei der Struktur-lege-Technik in jeder Phase des Auswertungsgesprächs die Vorschläge des Versuchsleiters mit seinen Vorstellungen vergleichen und gegebenenfalls in Richtung auf diese korrigieren kann, ist die SLT eine besonders phänomennahe Methode.
6. Die Struktur-lege-Technik schafft aufgrund ihrer Phänomen-nähe die Möglichkeit dafür, gerade in noch relativ unerforschten Teilgebieten der Psychologie zu einer Fülle von inhaltlichen Anregungen zu kommen und ist deshalb ein wertvolles heuristisches Instrument. Dies läßt sich für den Bereich der Vertrauensforschung anhand der in dieser Untersuchung gewonnenen Ergebnisse nachweisen.

- 9.3. Die Möglichkeit von Ausdifferenzierungen, Ergänzungen und Veränderungen wissenschaftlicher Theorien über das Konstrukt Vertrauen durch subjektive Aussagen/Theorien über dieses Konstrukt

"Es wäre sicherlich ein Mißverständnis, die Rekonstruktion i.S. von GROEBEN & SCHEELE 1977 als Abfrage bestehenden Wissens zu interpretieren. Ob wir jedoch auch bei sorgfältiger Rekonstruktion nicht nur den "Abklatsch" fachwissenschaftlicher Gedächtnistheorien erhalten, bleibt abzuwarten, denn dies ist eine empirische, keine theoretische Frage". (KEBECK 1981, 88)

Für den Bereich der Vertrauensforschung kann nach Auswertung dieser Untersuchung eindeutig gesagt werden: die subjektiven Aussagen/Theorien der 14 Versuchspartner über das Konstrukt Vertrauen sind keineswegs als "Abklatsch" fachwissenschaftlicher Theorien zu werten. Die Komplexität und inhaltliche Differenziertheit der durch die Rekonstruktion ermittelten Phänomenbestände der Versuchspartner übertrifft bei weitem die der wissenschaftlichen Theorien; die Auswertung wirft deshalb wohl auch eher das von KELLY beschriebene Minimax-Problem auf: sinnvoll und mit möglichst wenig Konstrukten zwischen der großen Zahl der unterschiedlichen Aussagen zu differenzieren (1965,5).

Ergebnis 2: Die interindividuelle Auswertung zeigt deutlich, daß die subjektiven Phänomene der Versuchspartner zum Konstrukt Vertrauen den fachwissenschaftlichen Theorien sowohl hinsichtlich ihrer Komplexität als auch der inhaltlichen Differenziertheit weit überlegen sind.

Gerade aufgrund der inhaltlichen Überlegenheit können die Ergebnisse dieser Untersuchung für die Vertrauensforschung nützlich sein. Ich möchte hier sowohl die neuen Aspekte aufzeigen als auch auf Parallelen zu traditionellen Ansätzen hinweisen.

1. Vertrauen wird durch die Lerngeschichte (mit-)geprägt, wird in seinem jeweiligen Ausmaß aber gleichzeitig immer auch von einer Vielzahl situativer und personaler Variablen beeinflusst und davon, wie diese subjektiv bewertet werden.
2. Vertrauen drückt sich häufig in bestimmten Verhaltensweisen aus, kann aber auch als emotionaler oder kognitiver Zustand bestehen.

Diese Ergebnisse sind ein erster empirischer Beleg für die neueren theoretischen Ansätze innerhalb der Vertrauensforschung

(vgl. STACK 1978; PEARCE 1974; THORSLUND 1976). Alle diese Theoretiker gehen davon aus, daß Vertrauen abhängig von der Interaktion der verschiedensten Situations- und Personvariablen ist; sie weisen explizit auf die große Bedeutung der subjektiven Wahrnehmung und Bewertung von Ereignissen hin (was u.a. auch eine große interindividuelle Unterschiedlichkeit in der Konstruktion des Vertrauensbegriffes impliziert) und sie betonen, daß Vertrauen keineswegs zwangsläufig mit offenem Verhalten korrespondieren muß. Die Ergebnisse stehen damit im Gegensatz zu den traditionellen empirischen (person- oder situationszentrierten) Ansätzen in der Vertrauensforschung (DEUTSCH 1958; ROTTER 1967).

3. Offenheit ist als zentrales Konstrukt im Zusammenhang mit Vertrauen zu bezeichnen.

Dies ist ein Aspekt, der bis jetzt von der Vertrauensforschung kaum berücksichtigt wurde. Zwar wird immer wieder betont, daß die Möglichkeit zu kommunizieren in Experimenten über das Konstrukt Vertrauen eine ganz wesentliche Variable ist (STACK 1978) - aber dies allein genügt nicht: entscheidend ist die Qualität der Kommunikation!

Generell wird deutlich, daß in der Vertrauensforschung bis jetzt viel zu theoretisch und abstrakt über dieses Phänomen nachgedacht wurde: Vertrauen ist kein einheitlich existierendes, von anderen Zusammenhängen losgelöstes Konstrukt.

4. Vertrauen ist in unterschiedlichen Bereichen (in zwischenmenschlichen Beziehungen, Institutionen gegenüber) unterschiedlich relevant.
5. Vertrauen wird häufig erst aufgrund ganz bestimmter Anlässe aktualisiert (z.B. bei persönlichen Problemen).
6. Es bedarf meist eines wechselseitigen Prozesses bzw. des Vertrauens auch von Seiten der anderen Person.
7. Wichtig ist für viele Versuchspartner die interpersonale Attraktion: Sympathie und Ähnlichkeit des anderen sind wichtige Vorbedingungen für Vertrauen.

Auf die Relevanz der interpersonalen Attraktionen bei Vertrauensbeziehungen wird auch in der Literatur gelegentlich hingewiesen (TEDESCHI 1974, 197).

Der Komplexität des Konstruktes Vertrauen sollte in zukünftigen Untersuchungen stärker Rechnung getragen werden. Vielleicht ist es sinnvoller, zunächst kleinere Bereiche zu erforschen und nicht sofort den Anspruch zu erheben, "das Vertrauen" untersuchen zu wollen. So wäre es z.B. interessant, den Zusammenhang zwischen Vertrauen und Offenheit näher zu erforschen oder sich stärker den emotionalen Anteilen von Vertrauen zuzuwenden und hier gründlichere und sorgfältigere Analysen vorzunehmen als in diesem Versuch geleistet werden konnten. Wie wichtig eine inhaltliche Differenzierung bei solchen komplexen Themen ist, wird auch an einem weiteren Ergebnis dieser Untersuchung deutlich:

8. Einzelne Begriffe für sich alleine sagen wenig aus, entscheidend ist deren Beziehung zu anderen Variablen. So mag z.B. ein Risiko bei Vertrauen bestehen, aber es ist in seiner Größe und Bedeutung abhängig von der Tiefe der Beziehung, der Größe des Problems, den Erfahrungen, die man bereits mit dem anderen gemacht hat ... Ähnliche Differenzierungen lassen sich auch für andere Konstrukte wie Selbstvertrauen oder Vertrauenswürdigkeit des anderen finden.

Dies zeigt wieder, wieviel weniger differenziert und eindimensionaler die Konstrukte "Risiko" und "Vertrauenswürdigkeit" demgegenüber in der Vertrauensforschung bisher gesehen wurden: sie werden zwar thematisiert, aber nicht in ihrer Komplexität bzw. unterschiedlichen Bedeutung berücksichtigt.

Kritischer als die meisten Vertrauensforscher sind die Versuchspartner auch in einem weiteren Punkt:

9. Bei der Bewertung des Konstruktes Vertrauen wird von den Versuchspartnern durchaus (und durchaus unterschiedlich - vgl. den Begriff des "blinden Vertrauens") zwischen positiven und negativen Aspekten differenziert.

Die Ergebnisse dieses Versuchs beruhen auf einem $N = 14$ einer sehr ausgelesenen Stichprobe. Die Aussagen sollen keineswegs verallgemeinert werden, aber dennoch meine ich, daß die Ergebnisse für den aktuellen Stand der Vertrauensforschung außerordentlich nützlich sind: (a) die Tatsache, daß selbst bei

einer so kleinen Stichprobe sich so große Unterschiede (vor allem in der Differenziertheit der Aussagen) zu fachwissenschaftlichen Vertrauensatheorien herauskristallisieren, ist ein wichtiger Hinweis dafür, die theoretischen Ansätze hier neu zu überdenken; (b) Die Ergebnisse der Untersuchung sind ein Beleg dafür, daß es nicht nur möglich, sondern sogar notwendig ist, auch in den empirischen Ansätzen der Vertrauensforschung umzudenken: die subjektiven Phänomene der Versuchspartner - will man nicht an ihnen vorbeixperimentieren - explizit zu berücksichtigen.

Ob und wie weit sich diese Ergebnisse auch auf andere Forschungsansätze übertragen lassen, muß erst empirisch abgeklärt werden. Es läßt sich jedoch durchaus vermuten, daß überall da, wo man sich als Forscher mit den subjektiven Phänomenen von Versuchspartnern beschäftigt - also z.B. bei der Untersuchung von Konstrukten wie Angst, Offenheit, Freundschaft, Eifersucht usw. - die Überprüfung althergebrachter theoretischer und methodischer Ansätze angebracht ist.

9.4. Abschließende Bemerkungen: Zum heuristischen Wert dieser Untersuchung

Trotz aller mehrfach betonten Einschränkungen des Versuchs besonders im Hinblick auf seine Repräsentativität und Objektivität, möchte ich zum Schluß noch einmal die wesentlichen Ergebnisse und deren Bedeutung hervorheben.

1. Die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen auf dem theoretischen Hintergrund der Theorie der personalen Konstrukte.
Es konnte hier gezeigt werden, daß Vertrauen ein interindividuell sehr unterschiedlich konstruiertes Phänomen ist (Individualitäts-Korollarium); daß es ein außerordentlich komplexes und vielschichtiges Konstrukt ist, das vor allem emotionale, aber auch verhaltensmäßige und kognitive Anteile besitzt und in unterschiedlichen Bereichen eine unterschiedliche persönliche Relevanz hat (Bereichs-Korollarium); daß trotz der individuellen Unterschiede in Bezug auf die Konstruktion des Vertrauensbegriffes sich Schwer-

punkte herausarbeiten lassen, ohne daß es allerdings möglich wäre, ein einheitlich für alle oder auch nur für den einzelnen geltende Definition des Konstruktes Vertrauen zu erstellen (Ähnlichkeits-Korollarium); daß es trotz der z.T. eben auch intraindividuell zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedlichen Konstruktion des Begriffes Vertrauen (Erfahrungs-Korollarium) möglich war, in einem gemeinsamen Prozeß (Sozialitäts-Korollarium) ein sowohl von Versuchspartner als auch von Versuchsleiter akzeptiertes Abbild des Konstruktes Vertrauen zu entwickeln.

Dieser letzte Punkt greift bereits über auf das zweite wichtige Ergebnis:

2. Die Untersuchung des Konstruktes Vertrauen auf der Grundlage eines neuen methodischen Vorgehens: die Übernahme

und empirische Erprobung des von GROEBEN & SCHEELE (1977) vorgeschlagenen Diskurs-Modells in Verbindung mit dem dialog-konsentheoretischen Wahrheitskriterium.

Obwohl seit über zwanzig Jahren auch empirisch über Vertrauen geforscht wird, ist die Forschung hier in ihren inhaltlichen Aussagen wenig ausgearbeitet, teilweise miteinander konkurrierend (DEUTSCH versus ROTTER) und in den Ansätzen stagnierend. Gerade in solch einer Situation ist es notwendig, über die Anwendung neuer Methoden Anregungen und Denkanstöße vermittelt zu bekommen. Aus diesem Grunde wurde in dieser Untersuchung die übliche Verfahrensweise geändert: die Versuchspartner sollten keine Aussagen zu vorgefertigten und vom Versuchsleiter ausgearbeiteten Kategorien machen (z.B. in Form der Beantwortung von Fragebögen), sondern sie selbst waren aktiv an der Strukturierung der Untersuchung beteiligt. Dies bezog sich zum einen auf die Erhebungssituation; hier konnten die Versuchspartner selbst bestimmen, welchen Ausgangspunkt sie für das Gespräch wählten und wo sie anschließend Schwerpunkte setzen wollten; Strukturierungen des Versuchsleiters hatten dabei eher die Form von Angeboten und Denkanstößen. Aber - und das ist das eigentlich Neue - es bezog sich auch auf die Auswertungsphase: die Anwendung der modifizierten Struktur-
Lege-Technik. Mit Hilfe dieser Technik war es möglich (a)

mit dem jeweiligen Versuchspartner zusammen und auf der Grundlage seiner Korrekturen der intraindividuellen Gesprächsauswertung ein Abbild seines Konstruktbegriffes von Vertrauen zu entwerfen, das dann am Ende von ihm selbst (und nicht nur vom Versuchsleiter) als für ihn zutreffend bezeichnet wurde und (b) auf der Basis aller Struktur-bilder Aussagen zu machen, die für die Vertrauensforschung von Nutzen sein können, inhaltliche Verkürzungen in diesem Bereich aufdecken und Material für weitere Untersuchungen liefern konnten. Die SLT erwies sich in dieser Untersuchung als wertvolles heuristisches Instrument.

Das Ziel dieser Untersuchung: auf der Grundlage einer möglichst offenen und partnerschaftlichen Kooperation mit den Teilnehmern dieses Versuchs und über die Berücksichtigung ihrer subjektiven Phänomene bzw. Idiosynkrasie ihrer individuellen Verhaltens- und Erlebensorganisation zu inhaltlichen Aussagen und Anregungen für die Vertrauensforschung zu kommen, ist damit erreicht worden:

Langfristig allerdings besteht das zentrale Problem der Struktur-lege-Technik wohl darin, von der phänomenologisch-idio-graphischen Erfassung eines Konstruktes zu den in jeder nomo-logischen Forschung notwendigen abstraktiven und selektiven Aussagen zu kommen und dennoch weiterhin phänomennah zu bleiben. Nomologische Forschung ist sinnvoll und unumgänglich - aber nachdem mich in dieser Untersuchung die Komplexität des Konstruktes Vertrauen wirklich selbst überrascht hat, sind meine Bedenken noch größer geworden; in der psychologischen Praxis Persönlichkeitstests (z.B. in Form von Fragebögen) zu verwenden und meine Zweifel an wissenschaftlichen Untersuchungen, die sich auf die Verwendung solcher Tests berufen, sind erheblich gewachsen. Nun muß man hier sicherlich differenzieren: Konstrukte sind unterschiedlich komplex - ein kritisches Merkmal ist dabei z.B. die Ich-Nähe eines Konstruktes bzw. der Grad der persönlichen emotionalen Betroffenheit: so gesehen ist das Konstrukt "Eifersucht" sicher wohl komplexer als das eher kognitive und sehr viel abstraktere Konstrukt "Ironie" (SCHEELE u.a. 1980). Aber gerade in der psychologischen Praxis ist man sehr häufig mit hochkomplexen Konstrukten

(wie Angst, Depression) konfrontiert und es ist wirklich traglich, inwieweit diesen in den herkömmlichen "standardisierten" Verfahren Rechnung getragen werden kann. Ich hielte es für sehr nützlich, wenn man hier nicht nur sehr vorsichtig in der Verwendung und Interpretation solcher Verfahren wäre, sondern mutiger in der Entwicklung neuer Instrumente.

Kurzfristig betrachtet scheint die Erfassung und Abbildung subjektiver Phänomene mit der hier verwendeten modifizierten Struktur-lege-Technik vor allem im Bereich der Erforschung impliziter Persönlichkeitstheorien sehr nützlich sein zu können. Dabei sind allerdings die Erfassung der Phänomene und deren Wiedergabe durch die SLT zwei Prozesse von gleich großer Bedeutung und deren Qualität voneinander abhängig. Am Anfang muß das möglichst vollständige Verstehen der subjektiven Phänomene stehen: durch Gespräche, die dem Versuchspartner so viel Freiraum wie möglich lassen - z.B. auch zur Thematisierung nicht-kognitiver Elemente seines Phänomenbestandes - und ihm darüber hinaus aber auch Anregungen bieten, auch selten thematisierte Annahmen und Theorieteile zu aktualisieren. Die Gesprächssituation selbst ist deshalb so entscheidend, da

"...die Theoriestücke nicht gebrauchsfertig herumliegen, sondern für die jeweilige Benutzung und Thematisierung erst konkretisiert, auseinandergefaltet und mit Leben gefüllt werden." (SADER 1980, 106).

Erst nach diesen Gesprächen kann unter Verwendung der Struktur-lege-Technik versucht werden, die subjektiven Theorien/Phänomene wiederzugeben. Durch die SLT können dabei z.B. inhaltliche Verknüpfungen oder Abhängigkeiten zwischen einzelnen Zusammenhängen verdeutlicht, mögliche Widersprüche aufgedeckt und Konsequenzen aufgezeigt werden: ob und wie welches Ereignis welches Handeln/welche Emotionen beeinflusst...Der entscheidende Vorteil dieses Verfahrens ist die Visualisierung komplexer Sachverhalte mit relativ einfachen Mitteln; das bedeutet für den Versuchspartner, in der zweiten Versuchsphase die Auswertung inhaltlich verfolgen und jederzeit korrigieren zu können und gewährleistet so die Phänomenadäquatheit der Strukturbilder.

Auch wenn der Zeitaufwand relativ groß ist, man sich als Versuchsleiter auf jeden Versuchspartner völlig neu einstellen muß und einem die "Sicherheit" herkömmlicher statistischer Verfahren am Ende immer fehlt: diese Untersuchung hat gezeigt, daß es in bestimmten Bereichen - und die Entscheidung für eine phänomenologisch-idiographische Methode muß immer bereichsabhängig getroffen werden - durchaus möglich und nützlich ist, die subjektiven Phänomene von Individuen in der konkreten Forschungsarbeit stärker zu berücksichtigen.

L I T E R A T U R

- ADAIR, J. G.; SPINNER, B.:
Subjects' Access to Cognitive Processes: Demand Characteristics and Verbal Report,
in: Journal for the Theory of Social Behavior 1981, 11,
S. 31 - 52.
- ADAMS-WEBBER, J. R.:
Actual Structure and Potential Chaos: Relational Aspects of Progressive Variations Within a Personal Construct System.
in: BANNISTER, D.(ed): Perspectives in Personal Construct Theory, London 1970, S. 31 - 47.
- ADAMS-WEBBER, J. R.:
Personal Construct Theory: Concepts and Applications,
Chichester, 1979.
- ALLPORT, G. W.:
Personality: A Psychological Interpretation.
New York 1937.
- ALLPORT, G. W.:
Personalistic Psychology as Science: A Reply.
in: Psychological Review, 1946, S. 132 - 135.
- ALLPORT, G. W.:
Traits Revisited,
in: American Psychologist, 1966, S. 21, S. 1 - 10.
- ANGER, H.:
Befragung und Erhebung.
in: GRAUMANN, G. F. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie, Bd. 7/1, Sozialpsychologie: Theorien und Methoden, Göttingen 1969, S. 567 - 617.
- ANGLEITNER, A. :
Einführung in die Persönlichkeitspsychologie.
Band I, Bern 1980
- ARGYLE, M.; LITTLE, B. R.:
Do Personality Traits Apply to Social Behavior?
in: Journal for the Theory of Social Behavior, 1972, 2,
S. 1 - 35.
- ARGYRIS, CH.:
Unerwartete Folgen "strenger" Forschung.
in: Gruppendynamik, 1972, 3, S. 5 - 22.
- ASCH, S. E.:
Effects of Group Pressure upon the Modification and Distortion of Judgements.
in: GUETZKOW, H. (ed): Groups, Leadership and Men: Research in Human Relations, New York 1951, S. 177 - 190.
- ATTESLANDER, P.:
Methoden der empirischen Sozialforschung.
Berlin 1975, S. 85 - 135.
- AUSTRIN, H. R.; BOEVER, P. M.:
Interpersonal Trust and Severity of Delinquent Behavior.
in: Psychological Reports, 1977, 40, S. 1075 - 1078.

- BALMER, H.:
Objektive Psychologie - Verstehende Psychologie. Perspektiven einer Kontroverse.
in: BALMER, H.: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts Band I: Die europäische Tradition, Zürich 1976, S. 117 - 155.
- BANNISTER, D.:
Science Through the Looking Glass.
in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct Theory, London 1970, S. 47 - 61.
- BANNISTER, D.:
Psychological Theories as Ways of Relating to People.
in: British Journal of Medical Psychology 1970b, 43, S. 241 - 244.
- BANNISTER, D.; AGNEW, J.:
The Child's Construing of Self.
in: COLE, J. K.; LANDFIELD, A. W. (eds.): Nebraska Symposium on Motivation, London 1977, S. 99 - 125.
- BANNISTER, D.; FRANELLA, F.:
Der Mensch als Forscher. Die Psychologie der personalen Konstrukte.
Münster 1981.
- BARLOW, D. H.; HERSEN, M.:
Designs für Einzelfallexperimente.
in: PETERMANN, F. (Hrsg.): Methodische Grundlagen klinischer Psychologie, Weinheim 1977, S. 64 - 83.
- BAUMRIND, D.:
Some Thoughts on Ethics of Research: After Reading Milgram's "Behavioral Study of Obedience".
in: American Psychologist, 1964, 19, S. 421 - 423.
- BECKMANN, D.; SCHEER, J. W.; ZENZ, H.:
Methodenprobleme in der Psychotherapieforschung.
in: PONGRAZ, L. J. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie Band 8/2: Klinische Psychologie, Göttingen 1978, S. 1085 - 1124.
- BEM, D.; ALLEN, A.:
On Predicting Some of the People Some of the Time: The Search for Cross-Situational Consistencies in Behavior.
in: Psychological Review, 1974, 81, S. 506 - 520.
- BONARIUS, J. C. J.:
Research in the Personal Construct of G. A. Kelly: Role Construct Repertory Test and Basic Theory.
in: MAHER, B. A. (ed.): Progress in Experimental Personality Research Vol. 2, London 1965, S. 1 - 46.
- BONARIUS, J. C. J.:
Personlijke psychologie Band 2: Ontwikkelingen in de theorie en praktijk van constructen psychologie,
Deventer 1980.
- BORNEWASSER, M.:
Einstellung und Verhalten bei Erzieherinnen im Kindergarten,
in: MUMMENDEY, H.-D. (Hrsg.): Einstellung und Verhalten. Psychologische Untersuchungen in natürlicher Umgebung,
Bern 1979, S. 31 - 62.
- BOSSHARDT, H.-G.:
Methodische Überlegungen zum Problem der Erfassung naiver Verhaltenstheorien,
in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1981, 12, S. 49 - 64.
- BRANDT, L. W.; BRANDT, E. P.:
Der Psychologe und der Mensch.
in: Psychologische Rundschau, 1974, 25, S. 255 - 266.

- BREHM, J. W.:
Responses to Loss of Freedom - A Theory of Psychological Reactance.
Morristown 1972.
- BREHM, S.S.:
Anwendung der Sozialpsychologie in der klinischen Praxis.
Bern 1980.
- BREUER, F.
Psychologische Beratung und Therapie in der Praxis.
Heidelberg 1979, UTB 934.
- BRINK, A.; FORMANN, A.:
Versuch einer Annäherung an das Konstrukt des Vertrauens
auf der Basis der Rekonstruktion 19 subjektiver Alltags-
theorien im suchttherapeutischen Bereich.
unveröffentl. Diplomarbeit, Münster 1981.
- BRUNER, J. S.:
You are Your Constructs.
in: Contemporary Psychology, 1956, 1, S. 355 - 357.
- BUNGARD, W.:
Die "gute" Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der
Sozialpsychologie.
München 1980.
- CARLSON, R.:
Where is the Person in Personality Research?
in: Psychological Bulletin, 1971, 75, S. 203 - 219.
- CASH, TH. F.; STACK, J. J.; LUNA, G. C.:
Convergent and Discriminant Behavioral Aspects of Inter-
personal Trust.
in: Psychological Reports, 1975, 37, S. 983 - 986.
- CHUN, K.-T.; CAMPBELL, J. B.:
Dimensionality of the Rotter Interpersonal Trust Scale,
in: Psychological Reports, 1974, 35, S. 1059 - 1070.
- CHUN, K.-T.; CAMPBELL, J. B.:
Notes on the Internal Structure of Wrightsman's Measure
of Trustworthiness.
in: Psychological Reports, 1975, 37, S. 323 - 330.
- COLE, J. K.; LANDFIELD, A. W. (eds.):
Nebraska Symposium on Motivation 1976,
London 1977.
- CONSTANTINOPIE, A.:
An Eriksonian Measure of Personality Development in
College Students.
in: Developmental Psychology, 1969, 1, S. 357 - 372.
- CONSTANTINOPIE, A.:
Some Correlates of Average Level of Happiness Among
College Students.
in: Developmental Psychology, 1970, 2, S. 447.
- CONVISER, R. H.:
Toward a Theory of Interpersonal Trust.
in: Pacific Sociological Review, 1973, 16, S. 377 - 399.
- COOK, TH. u.a.:
Demand Characteristics and Three Conceptions of the
Frequently Deceived Subject.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1970,
14, S. 185 - 194.

JOOPER, J.:

Deception and Role Playing - On Telling the God Guys from the Bad Guys.

American Psychologist, 1976, 31, 595 - 610.

MILL, J. E.

Trust as a Complex Multi-Dimensional Construct.

in: Psychological Reports, 1977, 40, 75 - 80.

CRONBACH, L. J.:

Einführung in die pädagogische Psychologie.

Weinheim 1974².

DEUTSCH, M.:

Trust and Suspicion.

in: Journal of Conflict Resolution, 1958, 2, S. 265 - 279.

DEUTSCH, M.:

Trust, Trustworthiness and the F-Scale.

in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1960, 61, S. 138 - 140.

DEUTSCH, M.:

Cooperation and Trust: Some Theoretical Notes.

in: MARSHALL, R. J. (ed.): Nebraska Symposium on Motivation, London, 1962, S. 275 - 319.

DEUTSCH, M.:

Konfliktregelung.

München 1976.

DOHRENEWEND, B. S.; RICHARDSON, S. A.:

Directiveness and Nondirectiveness in Research Interviewing: A Reformulation of the Problem.

in: Psychological Bulletin, 1963, 60, S. 475 - 485.

DRÜE, H.:

Edmund Husserls System der phänomenologischen Psychologie. Berlin 1963.

DUKES, W. F.:

N = 1.

in: PETERMANN, F. (Hrsg.): Methodische Grundlagen klinischer Psychologie, Weinheim 1977, S. 55 - 63.

EBBINGHAUS, H.:

Über das Gedächtnis.

Leipzig 1885/Darmstadt 1971.

EHRlich, H. J.:

Attitudes, Behavior and the Intervening Variables.

in: The American Sociologist, 1969, 4, S. 29 - 34.

ELMS, A. C.:

The Crisis of Confidence in Social Psychology.

in: American Psychologist, 1975, 30, S. 967 - 976.

ENDLER, N. S.; EDWARDS, J.:

Person by Treatment Interactions in Personality Research.

in: PERVIN, L. A.; LEWIS, M. (eds.): Perspectives in Interactional Psychology, New York, 1978, S. 141 - 169.

EPSTEIN, S.:

Traits are Alive and Well.

in: MAGNUSSON, D.; ENDLER, N. S. (eds.):

Personality at the Crossroads. Currents Issues in Interactional Psychology, Hillsdale 1977, S. 83 - 98.

- EPSTEIN, S.:
Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie.
in: FILIPP, S. H. (Hrsg.) Selbstkonzeptforschung: Probleme, Befunde, Perspektiven, Stuttgart 1979, S. 15 - 45.
- ERIKSON, E. H.:
Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit.
in: Psyche, 1953, 7, S. 1 - 31 und 112 - 139.
- ERIKSON, E. H.:
Kindheit und Gesellschaft.
Stuttgart 1965.
- EYSENCK, H. J.:
The Science of Personality: Nomothetic!
in: Psychological Review, 1954, 61, S. 339 - 342.
- FESTINGER, L.:
A Theory of Social Comparison Processes.
in: Human Relations, 1954, 7, S. 117 - 140.
- FIEDLER, P. A.:
Vom Versuchskaninchen zum Partner.
in: Psychologie heute, 1979, 6 (2), S. 60 - 65.
- FIEDLER, P. A. (Hrsg.):
Psychotherapieziel: Selbstbehandlung. Grundlagen kooperativer Psychotherapie,
Weinheim 1981.
- FISHBEIN, M.; AJZEN, I.:
Belief, Attitudes, Intention and Behavior.
Reading, Mass. 1975.
- FISKE, D. W.:
Strategies in the Search for Personality Constructs.
in: Journal of Experimental Research in Personality,
1971, 5, S. 323 - 330.
- FISKE, D. W.:
The Limits for the Conventional Science of Personality,
in: Journal of Personality, 1974, 42, S. 1 - 11.
- FITZGERALD, B. J.; PASEWORK, R. A.; NOAH, S. J.:
Validity of Rotter's Interpersonal Trust Scale: A Study of Delinquent Adolescents.
in: Psychological Reports, 1970, 26, S. 163 - 166.
- FORWARD, J.; CANTER, R.; KIRSCH, N.:
Role-Enactment and Deception Methodologies - Alternative Paradigms?
in: American Psychologist, 1976, 31, S. 595 - 604.
- FOULDS, G. A.:
Has Anybody here seen Kelly?
in: British Journal of Medical Psychology, 1973, 46,
S. 221 - 225.
- FREEDMAN, J. L.:
Role-Playing: Psychology by Consensus.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1969,
13, S. 107 - 114.
- PREY, D. (Hrsg.):
Kognitive Theorien der Sozialpsychologie.
Bern 1978.
- FRIEDLANDER, F.:
The Primacy of Trust as a Facilitator of Further Group Accomplishment,
in: Journal of Applied Behavioral Science, 1970, 6,
S. 387 - 400.

FRIEDRICHS, J.:

Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek 1973.

GADLIN, H.; INGLE, G.:

Through the One-Way-Mirror: The Limits of Experimental Self-Reflection.

in: American Psychologist, 1975, 30, S. 1003 - 1009.

GARSKE, J. P.:

Personality and Generalized Expectancies for Interpersonal Trust.

in: Psychological Reports, 1976, 39, S. 649 - 650.

GELLER, J. D.:

Some Personal and Situational Determinants of Interpersonal Trust.

Ann Arbor 1967, University Microfilms No. 68 - 1345.

GERGEN, K.:

Selbsterkenntnis und die wissenschaftliche Erkenntnis sozialen Handelns.

in: FILIPP, S.-H.: Selbstkonzeptforschung: Probleme, Befunde, Perspektiven, Stuttgart, 1979, S. 75 - 95.

GIBB, J. R.:

Das Vertrauensklima.

in: BRADFORD, L. P.; GIBB, J. R.; BENNE, K. D. (Hrsg.): Gruppen-Training: T-Gruppentheorie und Laboratoriumsmethode, Stuttgart 1972, S. 301 - 336.

GIFFIN, K.:

The Contribution of Source Credibility to a Theory of Interpersonal Trust in the Communication Process.

in: Psychological Bulletin, 1967, 68, S. 104 - 120.

GIGERENZER, G.:

Messung und Modellbildung in der Psychologie.

München 1981, UTB 1047.

GIGERENZER, G.:

Implizite Persönlichkeitstheorien oder 'quasi-implizite Persönlichkeitstheorien?

in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1981b), 12, S. 65 - 80.

GIORGI, A.:

Psychology as a Human Science: A Phenomenologically Based Approach.

New York 1970.

GNIECH, G.; GRABITZ, H.-J.:

Freiheitseinengung und psychologische Reaktanz.

in: FREY, D. (Hrsg.): Kognitive Theorien der Sozialpsychologie, Bern 1978, S. 48 - 73.

GOODSTEIN, L. D.; REINECKER, V. M.:

Factors affecting Self-Disclosure: A Review of the Literature.

in: MAUER, B. A. (ed.): Progress in Experimental Personality Research Vol. 7, London 1974, S. 49 - 79.

GRATTON, M. C.:

A Theoretical-Empirical Study of the Lived Experience of Interpersonal Trust.

Ann Arbor 1975, University Microfilms No. 75 - 21499.

- GRAUMANN, C. F.; METRAUX, A.:
Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie.
in: SCHNEEWIND, K. A. (Hrsg.): Wissenschaftstheoretische
Grundlagen der Psychologie, München 1977, UTB 659.
- GRAUMANN, H. M.:
Das Verstehen - Versuch einer historisch-kritischen Ein-
leitung in die Phänomenologie des Verstehens.
in: BAIJMER, H. (Hrsg.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts
Band I: Die europäische Tradition, Zürich 1976, S. 199 - 271.
- GROEBEN, N.:
Widersprüchlichkeit und Selbstanwendung: Psychologische
Menschenbildannahmen zwischen Logik und Moral.
in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1979, 10,
S. 267 - 273.
- GROEBEN, N.:
Zielideen einer utopisch-moralischen Psychologie.
in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1981, 12, S. 104 - 133.
- GROEBEN, N.; SCHEELE, B.:
Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts,
Darmstadt 1977.
- GROEBEN, N.; WESTMEYER, H.:
Kriterien psychologischer Forschung.
München 1975.
- HABERMAS, J.:
Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunika-
tiven Kompetenz.
in: HABERMAS, J.; LUHMANN, N.: Theorie der Gesellschaft
oder Sozialtechnologie, Frankfurt 1971, S. 101 - 140.
- HAISCH, J.; FREY, D.:
Die Theorie sozialer Vergleichsprozesse.
in: FREY, D. (Hrsg.): Kognitive Theorien der Sozialpsycho-
logie, Bern 1978, S. 75 - 96.
- HALL, C. S.; LINDZEY, G.:
Theorien der Persönlichkeit Band I und II.
München 1978.
- HECKHAUSEN, H.:
Naive und wissenschaftliche Verhaltenstheorie im Austausch.
in: ERTEL, S.; KEMMLER, L.; STADLER, M. (Hrsg.): Gestalt-
theorie in der modernen Psychologie, Darmstadt 1975,
S. 106 - 112.
- HEIDER, F.:
The Psychology of Interpersonal Relations.
New York 1958.
- HELD, V.:
On the Meaning for Trust.
in: International Journal of Ethics, 1968, 78, S. 156 - 159.
- HELSON, R.; MITCHELL, V.:
Personality.
in: Annual Review of Psychology, 1978, 29, S. 555 - 585.
- HENNINGSSEN, J.:
Sprachen und Signale der Erziehungswissenschaft.
Stuttgart 1980.
- HERRMANN, TH.:
Die Phänomenologie als eine kritische Methode.
in: Acta Psychologica, 1961, 19, S. 522 - 527.

- HERRMANN, TH.:
Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung.
Göttingen 1969.
- HERRMANN, TH.:
Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme.
Göttingen 1976.
- HERRMANN, TH.:
Psychologie als Problem. Herausforderungen der psychologischen Wissenschaft,
Frankfurt 1979.
- HERRMANN, TH.:
Ist Reizkontrolliertheit des Menschen eine widersprüchliche Konzeption? Bemerkungen zu einem anti-behavioristischen Argument.
in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1979b), 10,
S. 262 - 266.
- HERRMANN, TH.:
Schlußbemerkung: Ein Platz für behavioristische Theorien.
in: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1979c), 10,
274 - 275.
- HINKLE, D. N.:
The Game of Personal Constructs.
in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct Theory, London 1970, S. 91 - 110.
- HJELLE, L. A.; ZIEGLER, D. J.:
Personality Theories: Basic Assumptions, Research, and Applications.
New York 1976.
- HOBBS, N.:
Helping Disturbed Children: Psychological and Ecological Strategies.
in: American Psychologist 1966, 21, S. 1105 - 1115.
- HOCHREICH, D.:
A Childrens' Scale to Measure Interpersonal Trust.
in: Developmental Psychology, 1973, 9, S. 141.
- HOCHREICH, D.; ROTTER, J. B.:
Have College Students Become Less Trusting?
in: Journal of Personality and Social Psychology, 15,
S. 211 - 214.
- HOLLAND, R.:
George Kelly: Constructive Innocent and Reluctant Existentialist. in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct Theory, London 1970, S. 111 - 132.
- HOLT, R. R.:
Individuality and Generalization in the Psychology of Personality.
in: Journal of Personality, 1962, 30, S. 377 - 404.
- HOLZKAMP, K.:
Kritische Psychologie.
Frankfurt 1972
- HOYLE, W. J.:
Aging as Intraindividual Change,
in: Developmental Psychology, 1974, 10, S. 821 - 826.

- HUBER, H. P.:
Kontrollierte Fallstudie.
in: PONGRATZ, L. J. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie
Band 8/2: Klinische Psychologie, Göttingen 1978,
S. 1153 - 1199.
- HUBER, G. L.; MANDL, H.:
Spiegeln Lehrerurteile über Schüler die implizite Persönlichkeits-
theorie der Beurteiler oder der Beurteilungs-
bögen?
in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 1979, 11, S. 218 - 231.
- IMBER, ST.:
Relationship of Trust to Academic Performance.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1973,
28, S. 145 - 150.
- JOURARD, S. M.:
Experimenter-Subject Dialogue: A Paradigm for a Humanistic
Science of Psychology.
in: MISCHEL, H. N.; MISCHEL, W. (eds.): Readings in Personality,
New York 1973, S. 215 - 225.
- JOURARD, S. M.:
Healthy Personality: An Approach from the Viewpoint of
Humanistic Psychology, New York 1974.
- KAPLAN, R. M.:
Components of Trust: Note on Use of Rotter's Scale.
in: Psychological Reports, 1973, 33, S. 13 - 14.
- KATZ, H. A.; ROTTER, J. B.:
Interpersonal Trust Scores of College Students and their
Parents.
in: Child Development, 1969, 40, S. 657 - 661.
- KEBECK, G.:
Erinnerung an emotional bedeutsames Material - Aspekte
einer Neuorientierung psychologischer Gedächtnisforschung.
Dissertation, Münster 1981.
- KEE, H. W.; KNOX, R. E.:
Conceptual and Methodological Considerations in the Study
of Trust and Suspicion, in: Journal of Conflict Resolution,
1970, 14, S. 357 - 366.
- KEGAN, D. L.; RUBENSTEIN, A. H.:
Trust, Effectiveness, and Organizational Development: A
Field Study in R & D.
in: Journal of Applied Behavioral Science, 1973, 9,
S. 498 - 513.
- KELLEY, H. H.; STAMIELSKI, A. J.:
Social Interaktion as a Basis of Cooperators' and Competi-
tors' Beliefs About Each Other.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1970
16, S. 66 - 91.
- KELLY, G. A.:
The Psychology of Personal Constructs: A Theory of Personality
Vol. I and II, New York 1955.
- KELLY, G. A.:
The Theory and Technique of Assessment.
in: Annual Review of Psychology, 1958, 9, S. 323 - 352.

- KELLY, G. A. :
 Man's Construction of his Alternatives.
 in: LINDZEY, G.: Assessment of Human Motives Vol.II,
 New York 1958b, S. 33 - 64.
- KELLY, G. A.:
 Europe's Matrix of Decision.
 in: MARSHALL, J. R. (ed.): Nebraska Symposium on Motivation,
 London 1962, S. 83 - 123.
- KELLY, G. A.:
 The Language of Hypothesis: Man's Psychological Instrument.
 in: Journal of Individual Psychology, 1964, 20, S. 137 - 152.
- KELLY, G. A.:
 The Strategy of Psychological Research.
 in: Bulletin of the British Psychological Society, 1965,
 18, S. 1 - 15.
- KELLY, G. A.:
 Humanistic Methodology in Psychological Research.
 in: MAHER, B. (ed.): Clinical Psychology and Personality:
 The Selected Papers of G. A. Kelly, New York 1969,
 S. 133 - 146.
- KELLY, G. A.:
 A Brief Introduction to Personal Construct Psychology.
 in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct
 Theory, London 1970, S. 1 - 31.
- KELLY, G. A.:
 Behaviour is an Experiment.
 in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct
 Theory, London 1970b), S. 255 - 269.
- KELMAN, H.C.:
 Human Use of Human Subjects: The Problem of Deception in
 Social Psychological Experiments.
 in: Psychological Bulletin, 1967, 67, S. 1 - 11.
- KLEIN, G. S.; BARR, H.L.; WOLITZKY, D. L.:
 Personality.
 in: Annual Review of Psychology, 1967, 18, S. 467 - 560.
- KNOWLES, R. T.:
 Suggestions for an Existential-Phenomenological Understanding
 of Erikson's Concept of Basic Trust.
 in: Journal of Phenomenological Psychology, 1977, 7,
 S. 183 - 194.
- KRUGLANSKI, A. W.:
 The Human Subject in the Psychology Experiment: Fact and
 Artifact.
 in: Advances in Experimental Social Psychology, 1975, 8,
 S. 101 - 147.
- KUHN, TH. S.:
 Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.
 Frankfurt 1973, stw. 25.
- LAMIELL, J. T.:
 Toward an Idiographic Psychology of Personality.
 in: American Psychologist, 1981, 36, S. 276 - 289.
- LAUCKEN, U.:
 Naive Verhaltenstheorie.
 Stuttgart 1974.

- LEITENBERG, H.:
Einzelfallmethodologie in der Psychotherapie-Forschung.
in: PETERMANN, F.; SCHMOOK, C. (Hrsg.): Grundlagentexte
der klinischen Psychologie Band 1, Bern 1977, S. 167 - 190.
- LERSCH, PH.:
Aufbau der Person.
München 1966¹⁰.
- LEVY, I. H.:
Conceptions of Personality: Theories and Research.
New York 1970.
- LEWIN, K.:
Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen
Denkweise in Biologie und Psychologie.
in: Erkenntnis, 1931, 1, S. 421 - 466.
- LIEBERMANN, D. A.:
Behaviorism and the Mind: A (Limited) Call for a Return
to Introspection.
in: American Psychologist, 1979, 34, S. 319 - 333.
- LILLI, W.:
Die Hypothesentheorie der sozialen Wahrnehmung.
in: FREY, D. (Hrsg.): Kognitive Theorien der Sozial-
psychologie, Bern 1978, S. 19 - 46.
- LINSCHOTEN, J.:
Auf dem Wege zu einer phänomenologischen Psychologie -
Die Psychologie von William James, Phänomenologisch-
Psychologische Forschung Band 3, Berlin 1961.
- LINSCHOTEN, J.:
Die phänomenologische Methode in der Psychologie.
in: Acta Psychologica, 1961b), 19, S. 514 - 515.
- LITTLE, B. R.:
Psychological Man as Scientist, Humanist and Specialist.
in: Journal of Experimental Research in Psychology, 1972,
6, S. 75 - 118.
- LOHAUS, A.; WORTMANN, K.-H.:
Aspekte subjektiver Persönlichkeitstheorien - Generalität,
Handlungsbezug, Bewußtheit,
unveröffentl. Diplomarbeit, Münster 1980.
- LUHMANN, N.:
Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Kom-
plexität.
Stuttgart 1973 2.
- LYNN, D. B.:
The Organism as a Manufacturer of Theories.
in: Psychological Reports, 1957, 3, S. 353 - 359.
- MacDONALD, A. P.; KESSEL, V.; FULLER, J. B.:
Self-Disclosure and Two Kinds of Trust.
in: Psychological Reports, 1972, 30, S. 143 - 148.
- MacLEOD, R. B.:
The Phenomenological Approach to Social Psychology.
in: Psychological Review, 1947, 54, S. 193 - 210.
- MADDI, S. R.:
Personality Theories: A Comparative Analysis.
Homewood 1968.

- MAGNUSSON, D.; ENDLER, N. S.:
Interactional Psychology: Present Status and Future Pro-
in: MAGNUSSON, D.; ENDLER, N. S. (eds.): Personality at the
Crossroads: Current Issues in Interactional Psychology,
Hillsdale, N. J. 1977, S. 3 - 35.
- MAHRER, A.:
The Role of Expectancy in Delayed Reinforcement.
in: Journal of Experimental Psychology, 1956, 52,
S. 101 - 106.
- MAIR, J. M. M.:
Psychologist are Human Too.
in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Con-
struct Theory, London 1970, S. 157 - 184.
- MAIR, J. M. M.:
The Person in Psychology and Psychotherapy: An Introduction.
in: British Journal of Medical Psychology, 1970b), 43, .
S. 197 - 205.
- Mair, J. M. M.:
Experimenting with Individuals.
in: British Journal fo Medical Psychology, 1970c), 43,
S. 245 - 256.
- MANZ, W.:
Gefangen im Gefangenendilemma? Zur Sozialpsychologie der
experimentellen Spiele.
in: BUNGARD, W. (Hrsg.): Die "gute" Versuchsperson denkt
nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie, München 1980,
S. 105 - 106.
- MARCELL, J. C.:
Implicit Dimensions of Idiography and Nomothesis: A Reformu-
lation.
in: American Psychologist, 1977, 32, S. 1046 - 1055.
- McALLISTER, A.; KIESLER, D. J.:
Interviewees Disclosure as a Function of Interpersonal
Trust, Task Modeling, and Interviewer Self-Disclosure.
in: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 1975,
43, S. 428.
- McNEMAR, QU.:
Opinion-Attitude Methodology.
in: Psychological Bulletin, 1946, 43, S. 289 - 374.
- MELLINGER, G. D.:
Interpersonal Trust as a Factor in Communication.
in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1956, 52,
S. 304 - 309.
- MERTENS, W.:
Sozialpsychologie des Experiments. Das Experiment als
soziale Interaktion.
Hamburg 1975.
- MERTENS, W.; FUCHS, G.:
Krise der Sozialpsychologie? Zur Krisendiskussion über
die theoretischen und methodischen Grundlagen der Sozial-
psychologie.
München 1978.
- METZGER, W.:
Grundbegriffe der Gestaltpsychologie.
in: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und
ihre Anwendungen, 1954, 8, S. 3 - 15.

- METZGER, W.:
Was ist Pädagogik - was könnte sie sein? Betrachtungen eines
Außenseiters.
München 1969.
- MEYER, W.-U.: SCHMALT, H.-D.:
Die Attributionstheorie.
in: FREY, D. (Hrsg.): Kognitive Theorien der Sozialpsycholo-
gie, Bern 1978, S. 98 - 136.
- MILGRAM, S.:
Behavioral Study of Obedience.
in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1963,
67, S. 371 - 378.
- MILGRAM, S.:
Issues in the Study of Obedience: A Reply to Baumrind.
in: American Psychologist, 1964, 19, S. 848 - 852.
- MILLER, A. G.:
Role-Playing: An Alternative to Deception? A Review of the
Evidence.
in: American Psychologist, 1972, 27, S. 623 - 631.
- MISCHEL, W.:
Preference for Delayed Reinforcement and Social Responsi-
bility.
in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1961, 62,
S. 1 - 7.
- MISCHEL, W.:
Direct versus Indirect Personality Assessment: Evidence
and Implications.
in: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 1972,
38, S. 319 - 324.
- MISCHEL, W.:
Toward a Cognitive Social Learning Reconceptualization of
Personality.
in: Psychological Review, 1973, 80, S. 252 - 283.
- MISCHEL, W.:
Processes in Delay of Gratification.
in: Advances in Experimental Social Psychology, 1974, 7,
S. 249 - 292.
- MISCHEL, W.:
On the Future of Personality Measurement.
in: American Psychologist 1977, 32, S. 246 - 254.
- MISCHEL, W.:
The Interaction of Person and Situation.
in: MAGNUSSON, D.; ENDLER, N. S. (eds.): Personality at the
Crossroads: Current Issues in Interactional Psychology,
Hillsdale, N. J. 1977b), S. 333 - 353.
- MISCHEL, W.:
Wie Kinder lernen, geduldig zu warten.
in: Psychologie heute, 1980, 7 (4), S. 52 - 59.
- MIXON, D.:
Instead of Deception.
in: Journal for the Theory of Social Behavior, 1972, 2,
S. 145 - 177.
- MIXON, P.:
If You Won't Deceive, What Can You Do?
in: ARMISTEAD, N (ed.): Reconstructing Social Psychology,
Harmondsworth 1974, S. 72 - 85.

- MOYER, J. E.; KUNZ, J. T.:
Trust is Everything.
in: Young Children, 1975, 30, S. 107 - 112.
- MUMMENDEY, A.:
Zum gegenwärtigen Stand der Erforschung der Einstellungs-
Verhaltens-Konsistenz.
in: MUMMENDEY, H. D. (Hrsg.): Einstellung und Verhalten.
Psychologische Untersuchungen in natürlicher Umgebung,
Bern 1979, S. 13 - 30.
- NAROWSKI, C.:
Vertrauen: Begriffsanalyse und Operationalisierungsversuch.
Dissertation Tübingen 1974.
- NEMETH, CH.:
A Critical Analysis of Research Utilizing the Prisoners'
Dilemma Paradigm for the Study of Bargaining.
in: Advances in Experimental Social Psychology, 1972, 6,
S. 203 - 234.
- NISBETT, R. E.; WILSON, T. D.:
Telling More Than We Can Know: Verbal Reports On Mental
Processes.
in: Psychological Review, 1977, 84, S. 231 - 259.
- ORNE, M. T.:
On the Social Psychology of the Psychological Experiment:
With Particular Reference to Demand Characteristics and
Their Implications.
in: American Psychologist, 1962, 17, S. 776 - 783.
- ORTH, E. W.:
Die Phänomenologie und die Wissenschaften.
in: Deutsche Gesellschaft für phänomenologische Forschung
(Hrsg.): Phänomenologische Forschungen Band 2: Die Phäno-
menologie und die Wissenschaften, Freiburg/München 1976,
S. 7 - 17.
- PALERMO, D. S.:
Is a Scientific Revolution Taking Place in Psychology?
in: Science Studies, 1971, 1, S. 135 - 155.
- PARSONS, T.:
Pattern Variables Revisited: A Response to Robert Dubin.
in: American Sociological Review, 1960, 25, S. 467 - 483.
- PAULS, W.:
Psychologische Forschung: Mehr Demokratie wagen!
in: Psychologie heute, 1980, 7 (2), S. 37 - 52.
- PAULY, A.:
Vertrauen bei Kindern.
Erstellung und erste Erprobung eines Meßinstruments, un-
veröffentl. Diplomarbeit Münster 1979.
- PEARCE, W. B.:
Trust in Interpersonal Communication.
in: Speech Monographs, 1974, 41, S. 236 - 244.
- PEREIRA, M. J.; AUSTRIN, H. R.:
Interpersonal Trust as a Predictor of Suggestibility,
in: Psychological Reports, 1980, 47, S. 1031 - 1034.

- PERVIN, L. A.:
A Free-Response Description Approach to the Analysis of
Person-Situation Interaction.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1976, 31,
S. 465 - 474.
- PERVIN, L. A.:
Persönlichkeitstheorien.
München 1981.
- PERVIN, L. A.:
Persönlichkeitspsychologie in Kontroversen.
München 1981b).
- PERVIN, L. A.; LEWIS, M. (eds.):
Perspectives in Interactional Psychology.
New York 1978.
- PETERMANN, F.:
Veränderungsmessung.
Stuttgart 1978.
- PETERMANN, F. (Hrsg.):
Einstellungsmessung - Einstellungsforschung.
Göttingen 1980.
- PETERMANN, F.:
Erfassung und quantitative Beschreibung von Einstellungs-
änderungen.
in: PETERMANN, F. (Hrsg.): Einstellungsmessung - Einstel-
lungsforschung, Göttingen 1980b), S. 195 - 215.
- PETERSON, G. L.:
Historical Self-Understanding in the Social Sciences: The
Use of Thomas Kuhn in Psychology.
in: Journal for the Theory of Social Behavior, 1981, 11,
S. 1 - 30.
- PLESSNER, H.:
Phänomenologie. Das Werk Edmund Husserls.
in: Zwischen Philosophie und Gesellschaft, Frankfurt 1979,
S. 43 - 66 (St 544).
- PLÖIS, B.:
Vertrauen in der Psychotherapie. Entwurf eines Fragebogens
zur Messung therapeutischer Vertrauenswürdigkeit.
unveröffentl. Diplomarbeit Münster 1981.
- POSTMAN, L.:
Toward a General Theory of Cognition.
in: ROHRER, J. H.; SHERIF, M. (eds.): Social Psychology at
the Crossroads, New York 1951, S. 242 - 272.
- RAPOPORT, A.; ORWANT, G.:
Experimental Games: A Review.
in: Behavioral Science, 1962, 7, S. 1 - 37.
- RAUSCH, E.:
Selbstdarstellung.
in: PONGRATZ, L. J.; TRAXEL, W.; WEHNER, E. G. (Hrsg.):
Psychologie in Selbstdarstellungen Band 2, Bern 1979,
S. 211 - 255.
- RAUSCH, H. L.:
Paradox, Levels and Junctions in Person-Situation Systems.
in: MAGNUSSON, D.; ENDLER, N. S. (eds.): Personality at the
Crossroads: Current Issues in Interactional Psychology,
Hillsdale, N. J. 1977, S. 287 - 304.

- RAUSH, H. L.; DITTMANN, A. T.; TAYLOR, T. J.:
 Person, Setting and Change in Social Interaction.
 in: ENDLER, N. S.; MAGNUSSON, D. (eds.): Interactional
 Psychology and Personality, Washington 1976, S. 214 - 232.
- ROGERS, C. R.:
 Intellectualized Psychotherapy.
 in: Contemporary Psychology, 1956, 1, S. 357 - 358.
- ROGERS, C. R.:
 Entwicklung der Persönlichkeit.
 Stuttgart 1973.
- ROGERS, C. R.:
 Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie.
 München 1976.
- ROMBACH, H.:
 Phänomenologie heute.
 (Hrsg.). Phänomenologie der Gegenwart I: Phänomeno-
 logie heute - Grundlagen- und Methodenprobleme, Freiburg/
 München 1975, S. 11 - 30.
- ROSENTHAL, R.:
 The Effect of the Experimenter on the Results of Psychological
 Research.
 in: MAHRER, B. A. (ed.): Progress in Experimental Personality
 Research Vol. I, London 1964, S. 79 - 114.
- ROSS, L.:
 The Intuitive Psychologist and His Shortcomings: Distortion
 in the Attribution Process.
 in: Advances in Experimental Social Psychology, 1977, 10,
 S. 174 - 220.
- ROTTER, J. B.:
 A New Scale for the Measurement of Interpersonal Trust.
 in: Journal of Personality, 1967, 35, S. 651 - 665.
- ROTTER, J. B.:
 Comments on Fitzgerald, Pasework and Noah's Study of the
 Validity of the Interpersonal Trust Scale.
 in: Psychological Reports, 1970, 26, S. 517 - 518.
- ROTTER, J. B.:
 Generalized Expectancies for Interpersonal Trust.
 in: American Psychologist, 1971, 26, S. 443 - 452.
- ROTTER, J. B.:
 Interpersonal Trust, Trustworthiness, and Gullibility.
 in: American Psychologist, 1980, 35, S. 1 - 7.
- ROTTER, J. B.:
 Vertrauen: Das kleinere Risiko.
 in: Psychologie heute, 1981, 8 (3), S. 23 - 29.
- ROTTER, J. B.; HOCHREICH, D. J.:
 Persönlichkeit. Theorien, Messung, Forschung.
 Berlin 1979.
- Introduction to Personality and Psychotherapy: A Theory-
 Construction Approach.
 Boston 1973.

- SADER, M.:
Voraussetzungloses Experimentieren und die Werturteils-
problematik.
in: Archiv für die gesamte Psychologie, 1964, 116,
S. 311 - 321.
- SADER, M.:
Zurück zu Lewin? Methodologische Reflexionen zum gegen-
wärtigen Stand der Kleingruppenforschung.
in: ERTEL, S.; KEMMLER, L.; STADLER, M. (Hrsg.): Gestalt-
theorie in der modernen Psychologie, Darmstadt 1975,
S. 256 - 265.
- SADER, M.:
Psychologie der Persönlichkeit.
München 1980.
- SADER, M.:
Rollenspiel als Forschungsmethode in der Psychologie.
(in Vorb.) Münster 1982.
- SALMON, PH.:
A Psychology of Personal Growth.
in: BANNISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct
Theory, London 1970, S. 197 - 221.
- SANFORD, N.:
Will Psychologists Study Human Problems?
in: American Psychologist, 1965, 20, S. 192 - 202.
- SANFORD, N.:
Was ist eigentlich mit der Aktionsforschung passiert?
in: SCHIERENBERG-SEEGER, M; SEEGER, F. (Hrsg.): Die gesell-
schaftliche Verantwortung der Psychologen Band 1, Darmstadt
1978, S. 119 - 147.
- SARASON, I. G.; SMITH, R. E.:
Personality.
in: Annual Review of Psychology, 1971, 22, S. 393 - 446.
- SARASON, I. G.; SMITH, R. E.; DIENER, E.:
Personality Research: Components of Variance Attributable
to the Person and the Situation.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1975,
32, S. 199 - 204.
- SCHEELE, B.; GROEBEN, N.:
Zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien mittlerer Reich-
weite. Eine Methodik-Kombination von halbstandardisiertem
Interview (einschließlich Konfrontationstechnik) und Dialog-
konsens über die Theorie-Rekonstruktion mittels der Struktur-
Legen-Technik (SLT).
Heidelberg: Bericht aus dem Psychologischen Institut, 1979,
Nr. 18.
- SCHEELE, B. (unter Mitarbeit von B. TUSCHEN und C. MAIER):
Subjektive Theorien über Ironie - als Heuristik für einen
wissenschaftlichen Hypothesenkörper.
Heidelberg: Bericht aus dem Psychologischen Institut,
1980, Nr. 21.
- SCHEIBE, W.:
Vertrauen.
in: HORNEY, W.; RUPPERT, J. P.; SCHULTZE, W. (Hrsg.):
Pädagogisches Lexikon Band 2, Gütersloh 1970, S. 1323 - 1329.
- SCHEUCH, E. K.:
Das Interview in der Sozialforschung.
in: KÖNIG, R. (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialfor-
schung, Stuttgart 1967, Band 1, S. 136 - 197 und 707 - 716.

- SCHLENKER, B. R.; HELM, B.; TEDESCHI, J. T.:
The Effects of Personality and Situational Variables on Behavioral Trust.
in: Journal of Personality and Social Psychology,
1973, 25, S. 419 - 421.
- SCHMIDT, H.-D.; BRUNNER, E. J.; SCHMIDT-MUMMENDEY, A.:
Soziale Einstellungen.
München 1975.
- SCHMIDTCHEN, G.:
Das Interview in der Sozialpsychologie.
in: HEIGL-EVERS, A.; STREECK, U. (Hrsg.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts Band 8: Lewin und die Folgen, Zürich 1979, S. 136 - 147.
- SCHNEEWIND, K. A.:
Zum Verhältnis von Psychologie und Wissenschaftstheorie.
in: SCHNEEWIND, K. A. (Hrsg.): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München 1977, S. 11 - 27, (UTB 659).
- SCHNEIDER, D. J.:
Implicit Personality Theory: A Review.
in: Psychological Bulletin, 1973, 79, S. 294 - 309.
- SCHNEIDER, H.-D.:
Sozialpsychologie der Machtbeziehungen.
Stuttgart 1978.
- SCHOTTLAENDER, R.:
Vertrauen und Vertrauenschwund.
in: Studium Generale, 1955, 8, S. 51 - 62.
- SCHOTTLAENDER, R.:
Zur ethischen Theorie des Vertrauens.
in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 1955b), 9, S. 518 - 527.
- SCHOTTLAENDER, R.:
Theorie des Vertrauens.
Berlin 1957.
- SCHULZ, D. P.:
The Human Subject in Psychological Research.
in: Psychological Bulletin, 1969, 72, S. 214 - 228.
- SCHUTZ, W. C.:
Freude. Abschied von der Angst durch Psycho-Training.
Hamburg 1971.
- SECHREST, L.:
The Psychology of Personal Constructs.
in: WEPMAN, J. M.; HEINE, R. W. (eds.): Concepts of Personality, Chicago 1963.
- SECHREST, L.:
Personal Constructs and Personal Characteristics.
in: Journal of Individual Psychology, 1968, 24, S. 162 - 166.
- SECHREST, L.:
Personality.
in: Annual Review of Psychology, 1976, 27, S. 1 - 27.
- SECHREST, L.:
Personal Constructs Theory.
in: CORSINI, R. J. (ed.): Current Personality Theories, Illinois 1977, S. 203 - 241.
- SECORD, P. F.; BACKMANN, C. W.:
Sozialpsychologie.
Frankfurt 1976.

- SEEMAN, J. S.:
Deception in Psychological Research.
in: American Psychologist, 1969, 24, S. 1025 - 1028.
- SERMAT, V.:
Is Game Behavior Related to Behavior in Other Interpersonal Situations?
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1970, 16, S. 92 - 109.
- SHAPIRO, M. B.:
The Single Case in Fundamental Psychological Research.
in: British Journal of Medical Psychology, 1961, 34, S. 255 - 262.
- SHEWDER, R. A.:
How Relevant is an Individual Differences Theory of Personality?
in: Journal of Personality, 1975, 43, S. 455 - 484.
- SHOTTER, J.:
Men, The Man-Makers. George Kelly and the Psychology of Personal Constructs.
in: BAINISTER, D. (ed.): Perspectives in Personal Construct Theory, London 1970, S. 223 - 253.
- SINGER, J. L.; SINGER, D. G.:
Personality.
in: Annual Review of Psychology, 1972, 25, S. 375 - 412.
- SMITH, E. R.; MILLER, F. D.:
Limits on Perception of Cognitive Processes: A Reply to Nisbett and Wilson.
in: Psychological Review, 1978, 85, S. 355 - 362.
- SMITH, M. B.:
The Phenomenological Approach in Personality Theory: Some Critical Remarks.
in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1950, 45, S. 516 - 522.
- SMITH, M. B.:
Ist die Psychologie für eine Veränderung der Prioritäten relevant?
in: SCHIERENBERG-SEEGER, M.; SEEGER, F. (Hrsg.): Die gesellschaftliche Verantwortung des Psychologen Band 1, Frankfurt 1978, S. 148 - 169.
- SNYGG, D.; COMBS, A. W.:
The Phenomenological Approach and the Problem of "Unconscious" Behavior: A Reply to Dr. Smith.
in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 1950, 45, S. 523 - 528.
- STACK, L. C.:
An Empirical Investigation of Erik Erikson's Theory of the Development of Basic Trust in Three-Year-Old Children.
Dissertation Abstract International, 1973, 33 (7-B), S. 3294 - 3295.
- STACK, L. C.:
Trust.
in: LONDON, H.; EXNER, J. E.: Dimensions of Personality, New York 1978, S. 561 - 590.
- STRICKER, L. J.:
The True Deceiver.
in: Psychological Bulletin, 1967, 68, S. 13 - 20.

- STRICKER, L. J.; MESSICK, S.:
 Isolating Deception in Psychological Research.
 in: Psychological Bulletin, 1969, 74, S. 343 - 351.
- SWINTH, R. L.:
 The Establishment of the Trust Relationship.
 in: Journal of Conflict Resolution, 1967, 11, S. 335 - 344.
- TACK, W. H.:
 Einzelfallstudien in der Psychotherapieforschung.
 in: WITTELLING, W. (Hrsg.): Handbuch der klinischen Psychologie Band 6, Hamburg 1980, S. 42 - 71.
- TAUSCH, A.:
 Empirische Untersuchungen über das Verhalten von Lehrern gegenüber Kindern in erziehungsschwierigen Situationen.
 in: Zeitschrift für experimentelle angewandte Psychologie 1958, 5, 127 - 163.
- TAUSCH, R.; TAUSCH, A.-M.:
 Erziehungspsychologie - Begegnung von Person zu Person. .
 Göttingen 1979.
- TEDESCHI, J. T.:
 Attributions, Liking, and Power.
 in: HUSTON, T. (ed.): Foundations on Interpersonal Attraction, New York 1974, 193 - 215.
- THIEL, C.:
 Grundlagenkrise und Grundlagenstreit.
 Meisenheim 1972.
- THOMAE, H.:
 Das Individuum und seine Welt - Eine Persönlichkeits-
 theorie.
 Göttingen 1968.
- THOMAE, H.:
 Psychologie in der modernen Gesellschaft.
 Hamburg 1977.
- THOMAE, H.; FEGER, H.:
 Hauptströmungen der neueren Psychologie. Einführung in die Psychologie Band 7,
 Bern 1972 .
- THORSLUND, CH.:
 Interpersonal Trust: A Review and Examination of the Concept.
 in: Göteborg Psychological Reports, 1976, 6, S. 1 - 21.
- TYLER, L. E.:
 Toward a Workable Psychology of Individuality.
 in: American Psychologist, 1959, 14, S. 75 - 81.
- TYLER, L. E.:
 Entwurf einer hoffnungsvollen Psychologie.
 in: SCHIERENBERG-SEEGER, M.; SEEGER, F. (Hrsg.): Die gesellschaftliche Verantwortung der Psychologen Band 1,
 Darmstadt 1978, S. 170 - 190.
- VINACKE, E. W.:
 Deceiving Experimental Subjects.
 in: American Psychologist, 1954, 9, S. 155.
- VINACKE, E. W.:
 Variables in Experimental Games: Toward a Field Theory.
 in: Psychological Bulletin, 1969, 71, S. 293 - 318.

- VONDRACEK, F. W.; MARSHALL, M. J.:
Self-Disclosure and Interpersonal Trust.
in: Psychological Reports, 1971, 28, S. 235 - 240.
- WACHTEL, P.:
Investigations and its Discontents: Some Constraints on
Progress in Psychological Research.
in: American Psychologist, 1980, 35, S. 399 - 408.
- WALDENFELS, B.:
Die Verschränkung von Innen und Außen im Verhalten.
in: Deutsche Gesellschaft für phänomenologische For-
schung (Hrsg.): Phänomenologische Forschungen Band 2:
Die Phänomenologie und die Wissenschaften, Freiburg/
München 1976, S. 102 - 129.
- WATSON, J. B.; RAYNOR, B.:
Conditioned Emotional Reactions.
in: Journal of Experimental Psychology, 1920, 3, S. 1 - 14.
- WEINERT, F. E.:
Pädagogisch-psychologische Beratung als Vermittlung zwischen
subjektiven und wissenschaftlichen Verhaltenstheorien.
in: ARNHOLD, W. (Hrsg.): Texte zur Schulpsychologie und
Bildungsberatung Band 2, Braunschweig 1977, S. 7 - 34.
- WELLEK, A.:
Die Polarität im Aufbau des Charakters.
Bern 1966³.
- WESTMEYER, H.:
Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Einzelfallanalyse.
in: PETERMANN, F.; HEHL, F.-J. (Hrsg.): Einzelfallanalyse,
München 1979, S. 17 - 34.
- WESTMEYER, H.:
Zur Paradigmadiskussion in der Psychologie.
in: MICHAELIS, W. (Hrsg.): Bericht über den 32. Kongress
der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980
Göttingen 1981, S. 115 - 126.
- WHEELLES, L. R.; GROTZ, J.:
The Measurement of Trust and its Relationship to Self-
Disclosure.
in: Human Communication Research, 1977, 3, S. 250 - 257.
- WICKER, A. W.:
Attitudes versus Actions: The Relationship of Verbal and
Overt Behavioral Responses to Attitude Objects.
in: Journal of Social Issues, 1969, 25 (4), S. 41 - 70.
- WIGGINS, J. S.:
Personality Structure.
in: Annual Review of Psychology, 1968, 19, S. 293 - 350.
- WRIGHT, Th. L.; TEDESCHI, R. G.:
Factor Analysis of the Interpersonal Trust Scale.
in: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 1975,
43, S. 430 - 477.
- WRIGHTSMAN, L. S.:
Measurement of Philosophies of Human Nature.
in: Psychological Reports, 1964, 14, S. 743 - 751.
- WRIGHTSMAN, L. S.:
Personality and Attitudinal Correlates of Trusting and
Trustworthy Behaviors in a Two Person Game.
in: Journal of Personality and Social Psychology, 1966, 4,
S. 328 - 332.

WRIGHTSMAN, L. S.:

Our Assumptions About the Nature of Man.

in: WRIGHTSMAN, L. S.: Social Psychology in the Seventies,
Monterey 1972, S. 69 - 95.

WRIGHTSMAN, L. S.:

Assumptions About Human Nature: A Social-Psychological
Approach.

Monterey 1974.

YATES, B.; MISCHEL, W.:

Young Children's Preferred Attentional Strategies for
Delaying Gratification.

in: Journal of Personality and Social Psychology, 1979
37, S. 286 - 300.

ZAND, D. E.

Vertrauen und Problemlösungsverhalten von Managern.

in: Gruppendynamik, 1973, 4, S. 294 - 305.

ANHANG

Daten der Versuchspartner:

- Alter, Geschlecht
- Zahl/Art der von Ihnen an der ersten Fassung des Strukturbildes vorgenommenen Änderungen
- Zahl der pro Versuchspartner/Farbe (Schraffur) verwendeten Karten in den Strukturbildern

1

Vorinformation der Versuchspartner

2

Halbstandardisierter Gesprächsleitfaden zur Erfassung subjektiver Phänomene über das Konstrukt 'Vertrauen'

3

Protokoll des Gesprächs mit Vpt. 13

12

Zur Auswertung der Gespräche: die Regeln für die Struktur-
Lege-Technik

30

Versuchspartner(in)			Änderungen der SLT					Anzahl der Karten								
Nr.	Alter	m/w	Formu- lierung der Karten	Reihen- folge der Karten	Pfeil/ Be- ziehung	Weg- nahme von Karten	Zu- legen neuer Karten	Farben- wechsel	Σ							Σ
1	30	w	2			1	1		4	4	11	12	9	4	2	42
2	22	m	1	3	6		3	1	14	4	13	10	11	6	3	47
3	20	w	1		1				2	9	16	7	8	7	7	54
4	21	m		2	1				3	2	12	7	6	3	3	33
5	20	m		2	5	3	5	3	18	3	20	10	11	3	4	51
6	28	w		1	3	1			5	5	12	14	7	7	6	51
7	20	w	1	1					2	4	17	8	12	5	6	52
8	20	w	1			3	1		5	6	22	13	13	5	8	67
9	20	w	2		1	1	1		5	5	17	9	8	4	1	44
10	23	m		2	1				3	3	12	5	9	5	2	36
11	20	w		4	3		2		9	7	12	8	7	5	4	43
12	27	m	1	1		1			3	6	24	11	7	7	3	58
13	20	w		3			1	2	6	9	22	12	14	7	5	69
14	21	w		3		1			4	4	11	12	8	4	4	43
			9	22	21	11	14	6	83 593	71	221	138	130	72	58	690 14929

VERTRAUEN ... Versuch einer phänomenologischen Näherung

Es geht mir in diesem Versuch darum, Deine subjektiven Phänomene zu dem Begriff 'Vertrauen' kennenzulernen: was verstehst Du unter diesem Begriff, was bedeutet er für Dich usw...

Wenn Du bereit bist, Dich mit mir darüber zu unterhalten, so bitte ich Dich - sozusagen als Grundlage für unser Gespräch - Dir über folgendes einige Gedanken zu machen:

Beschreibe eine Situation, in der Du die Erfahrung gemacht hast, jemandem zu vertrauen

Damit meine ich im einzelnen:

Beschreibe -- versuche zunächst, Dich so genau wie möglich daran zu erinnern, wie Du die Situation damals erlebt hast, also nicht, wie Du sie heute rückblickend einschätzen würdest.

eine Situation -- warum ist Dir gerade diese Situation eingefallen: worin unterscheidet sie sich von anderen, so daß Du sie als eine 'Vertrauens'situation empfindest?

in der Du die Erfahrung gemacht hast -- wie hast Du diese Situation wahrgenommen? Was war Dir wichtig daran? Wie hast Du Dich gefühlt? Welche Gedanken sind Dir durch den Kopf gegangen?

jemandem zu vertrauen -- es gibt keine einheitliche und allgemeingültige Definition von Vertrauen - deshalb ist es mir wichtig, nicht theoretisch darüber zu diskutieren, was Vertrauen sein könnte oder sollte, sondern mit Dir über Deine subjektiven Erfahrungen, was Vertrauen für Dich ist, zu sprechen: ausgehend von einer ganz konkreten Situation, in der Du Vertrauen zu jemandem erlebt hast.

Halbstandardisierter Gesprächsleitfaden zur Erfassung
subjektiver Phänomene über das Konstrukt 'Vertrauen'

I. Die Themenbereiche

1. Einleitung: Fragen zu der von dem Vpt. gewählten Vertrauenssituation¹
2. Vertrauen als Situationsvariable
3. Vertrauen als Personvariable
 - a) in Bezug auf die eigene Person
 - b) in Bezug auf die Person des anderen
4. Vertrauen als Interaktion von Person- und Situationsvariablen
5. Kognitive Anteile von Vertrauen
6. Emotionale Anteile von Vertrauen
7. Die handlungssteuernde Funktion von Vertrauen
8. Bereichsbestimmungen für das Konstrukt Vertrauen
9. Implikation des Vertrauensbegriffes
 - a) Risikobereitschaft
 - b) Selbstvertrauen
 - c) Vertrauenswürdigkeit des anderen
 - d) Offenheit
 - e) Anspruch/Verpflichtung
10. Evaluation des Vertrauensbegriffes

II. Die Fragetypen

- A. Offene Fragen (werden dem Vpt. in jedem Fall gestellt)
- B. Hypothesengeleitete Fragen (werden bei Bedarf gestellt)
- C. Konfrontations-/Akzentuierungsfragen (werden alternativ jedem Vpt. gestellt)

¹ diese noch sehr unspezifischen Fragen werden im Laufe des Gesprächs z. T. noch einmal in differenzierterer Form gestellt. An dieser Stelle haben sie eher warm-up Charakter.

1. Einleitung: Fragen zu der von dem Vpt. gewählten Vertrauenssituation

- A.1.1. Könntest Du mir zunächst die Situation beschreiben, die Dir zu dem Thema 'Vertrauen' eingefallen ist?
- 1.2. Kannst Du sagen, warum Du gerade an diese Situation gedacht hast?
- 1.3. Wodurch ist Vertrauen hier für Dich gekennzeichnet?
- 1.4. Was glaubst Du, hat es Dir ermöglicht, ihm (ihr) damals zu vertrauen?
- B 1.5. Glaubst Du, daß das ein typisches Beispiel von Vertrauen für Dich ist; d.h. spielen die Aspekte, die Du schilderst, generell eine Rolle für Dich bei der Entscheidung, jemandem zu vertrauen?
- 1.6. Kannst Du ausgehend von diesem Beispiel Voraussetzungen nennen, die für Dich in jedem Fall unerlässlich sind, um zu jemandem Vertrauen zu haben?

2. Vertrauen als Situationsvariable

- A.2.7. Wir haben bis jetzt eher generell über Dein Beispiel gesprochen; vielleicht könnten wir versuchen, es noch einmal genauer zu betrachten: Kannst Du z.B. versuchen, Situationsmerkmale zu schildern, die damals bei Deiner Entscheidung, Vertrauen zu haben, eine Rolle gespielt haben?
- B 2.8. Kannst Du Dir vielleicht Situationen vorstellen, in denen man einfach jedem vertraut?
- C 2.9.1. Aber ist Vertrauen in diesem Fall (diesen Fällen) nicht durch andere Variablen noch stärker beeinflusst - z.B. habe ich doch unabhängig von der Situation immer die freie Entscheidung, jemandem zu vertrauen?
- 2.9.2. Es kann doch Situationen geben, in denen man gezwungen ist, jemandem zu vertrauen: als Beispiel fällt mir ein, daß man mit seinem Wagen in einer verlassenen Gegend liegenbleibt, den Schaden selbst nicht beheben kann und in dem Moment zufällig jemand vorbeikommt.

3. Vertrauen als Personvariable

a) in Bezug auf die eigene Person

- A 3.10. Wenn wir jetzt mal von der Situation absehen und auf die Personen näher eingehen, so kann man ja zunächst unterscheiden zwischen der Person, die vertraut - Du in diesem Fall - und der Person, der man vertraut.
Ich würde gern zunächst über die Person reden, die dem anderen vertraut: Glaubst Du, daß es bestimmte Eigenschaften oder Voraussetzungen in Deiner Person gibt, ohne die Du anderen nie vertrauen könntest?
- B 3.11.1. Würdest Du hierbei eine Rangfolge sehen, welche besonders wichtig sind?
- 3.11.2. Eine Voraussetzung könnte z.B. sein, daß man überhaupt in der Lage ist, sich auf jemanden einzulassen, also so etwas wie ein gewisses Grundpotential an Vertrauen in der Person selbst. Was würdest Du dazu meinen?
- A 3.12. Manche Leute behaupten, daß Ereignisse in unserer Kindheit, also z.B. die Beziehung zur Mutter, wesentlich das Ausmaß von Vertrauen beeinflussen, das wir später in andere haben können; würdest Du dem aus Deiner Erfahrung zustimmen?
- 3.13. Anders gefragt: Würdest Du Vertrauen als ein Erziehungsziel ansehen?
- 3.14. Wie würdest Du versuchen, es zu realisieren?
- C 3.14.1. Aber ist es nicht möglich, daß Vertrauen einem so bestimmte Grundfähigkeiten abverlangt - z. B. dieses sich auf jemanden einlassen können - die man durch Erziehung gar nicht vermitteln kann?
- B 3.15. Es gibt ja wohl auch Menschen, die einfach niemandem vertrauen. Kannst Du Dir vorstellen, warum nicht?

b) in Bezug auf die Person des anderen

- A 3. 16. Wenn wir jetzt zu der Person kommen, zu der Du Vertrauen hattest: Glaubst Du, daß die Person des anderen, seine Eigenschaften wesentlich sind für Vertrauen von Deiner Seite aus?
- B 3.17. Kannst Du versuchen, die Merkmale der Person zu beschreiben, die Dich beeinflußt haben, in der Entscheidung, Vertrauen zu ihr zu haben?
- A 3.18 Wenn Du an die Person(en) denkst, zu der (denen) Du Vertrauen hast - glaubst Du, daß der Aufbau einer solchen Beziehung lange braucht oder kannst Du Dir vorstellen, schon nach kurzer Bekanntschaft zu jemandem Vertrauen haben zu können?
- B 3.19 wenn schon eine kurze Bekanntschaft genügt: kannst Du sagen, was dann wichtig ist für Dich bei dieser Entscheidung?
- 3.20 Hälst Du es für möglich, daß es Menschen gibt, denen man immer und in jeder Situation vertrauen kann?
4. Vertrauen als Interaktion von Person- und Situationsvariablen
- A 4.21. Wenn Du jetzt noch einmal an das Beispiel zurückdenkst, das Du am Anfang geschildert hast, was war insgesamt gesehen damals wohl entscheidender für Dein Vertrauen: Situationsmerkmale oder eher Personeneigenschaften, seien es Deine oder die des anderen?
- B 4.22. Könntest Du bei den Personen- und Situationsvariablen, die Du bis jetzt genannt hast, sagen, daß sie auch in anderen Vertrauensbeziehungen eine Rolle für Dich gespielt haben/spielen - also so etwas wie eine generelle Gültigkeit für Dich besitzen?
- C 4.23.1. Aber kann man generell betrachtet nicht doch sagen: die Situation ist wichtiger als die Personen, die beteiligt sind?

4.23.2. Aber kann man generell betrachtet nicht doch sagen, daß die beteiligten Personen wichtiger sind als die Situation?

4.23.3 Kann man das überhaupt trennen? Sind nicht immer und auf jeden Fall beide Aspekte miteinander ver-
schränkt?

5. Kognitive Anteile von Vertrauen

A 5.24. Kannst Du mir die Gedanken in Bezug auf Dein Ver-
trauen beschreiben, die Dir damals in der Situa-
tion durch den Kopf gingen?

C 5.25. Hat Vertrauen überhaupt etwas mit Denken zu tun?
Ist es nicht vielmehr eine reine Gefühlssache?

6. Emotionale Anteile von Vertrauen

A 6.26. Kannst Du Dich an Deine Gefühle in dieser Situa-
tion erinnern?

C 6.27. Inwiefern hat Vertrauen überhaupt etwas mit Gefühlen
zu tun? Ist es nicht lediglich ein bewußtes Durch-
kalkulieren der möglichen Gefahren oder des poten-
tiellen Nutzens für Dich?

7. Handlungssteuernde Funktion von Vertrauen

A 7.28. Ist Dir eigentlich in der Situation damals klar
gewesen: jetzt vertraue ihm (ihr) oder ist das
ein Prozeß gewesen, der eher unbewußt bei Dir ab-
lief?

7.29. (Auch wenn er Dir in dem Moment nicht bewußt war,
kannst Du heute sagen:) Was für Konsequenzen hatte
Deine Entscheidung, dem anderen zu vertrauen, für
Dein Verhalten in dieser Situation?

7.30. Wurde Dein Verhalten dieser Person gegenüber auch
noch in späteren Situationen durch dieses Ereignis
beeinflusst; d.h. hatte diese Erfahrung des Ver-
trauens Konsequenzen für Dein späteres Verhalten?

C 7.31.1. Aber kann Vertrauen (wenn Du es von dieser Situation losgelöst betrachtest) nicht einfach nur ein mehr oder weniger diffuses und unterschwelliges Gefühl sein, daß das Verhalten nie konkret beeinflußt?

7.31.2. Aber wie zeigt sich Vertrauen, wenn nicht durch offenes Verhalten?

8. Bereichsbestimmungen für das Konstrukt Vertrauen

A 8.32. Wir haben bis jetzt (hauptsächlich) über Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich gesprochen. Spielt Vertrauen für Dich nur hier eine Rolle?

B 8.33. Es gibt z.B. die Meinung, daß fast jede Handlung Vertrauen beinhaltet: Wenn Du im Restaurant ein Essen bestellst, so vertraust Du darauf, daß es nicht verdorben oder vergiftet ist - würdest Du den Begriff Vertrauen auch so weit fassen?

8.34. Kann man nicht auch in Institutionen Vertrauen haben - der Kirche gegenüber oder dem Finanzamt - also nicht bezogen auf bestimmte einzelne Personen?

C 8.34.1. Wenn wir mal beim Beispiel Finanzamt bleiben: wenn ich darauf vertraue, daß der Computer meine Daten zu einem korrekten Steuerbescheid verarbeitet, so handelt es sich doch nicht mehr um Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich?

8.34.2. Letztendlich setzt sich eine Institution doch aus Menschen zusammen - und wenn ich dem Finanzamt vertraue, so vertraue ich im Grunde doch einem bestimmten Finanzbeamten, meinem Sachbearbeiter?

9. Implikationen des Vertrauensbegriffes

Ich bin bei meinen Überlegungen auf einige Konstrukte gestoßen, die möglicherweise in direktem Zusammenhang mit dem Begriff Vertrauen stehen. Ich würde gerne dazu auch Deine Meinung hören, wie Du das für Dich siehst.

a) Risikobereitschaft

- B.9.35. Bedeutet Vertrauen nicht z.B. immer auch eine Gefahr: das Risiko einzugehen, daß Dir etwas Un-erwünschtes geschieht?

b) Selbstvertrauen

- A 9.36. Gibt es für Dich eine Beziehung zwischen Vertrauen und Selbstvertrauen?
- C 9.37.1. Aber wenn Vertrauen und Selbstvertrauen miteinander zusammenhängen - ist es dann nicht klüger, lieber gleich nur auf sich zu vertrauen? Warum vertraut man dann überhaupt anderen?
- 9.37.2. Aber kann die Tatsache, daß man jemandem vertraut nicht auch darauf hinweisen, daß man zuwenig Vertrauen in sich selber hat?
- 9.38. Aber ist Selbstvertrauen nicht eine Voraussetzung für Vertrauen in andere: denn wenn ich mir selbst nicht traue, wie soll ich dann anderen vertrauen können?

c) Vertrauenswürdigkeit des anderen

- A 9.39. Bei Deinem Entschluß damals, dem anderen zu vertrauen: hat da für Dich so etwas wie ein Eindruck über dessen Vertrauenswürdigkeit eine Rolle gespielt?
- B 9.40.1. Warum war der andere für Dich vertrauenswürdig; woran hast Du das festgemacht?
- 9.40.2. Inwiefern würdest Du diese beiden Begriffe voneinander trennen?
- 9.41. Es gibt die Auffassung, daß mein Vertrauen immer mit einer direkten Konsequenz für mich verbunden ist: es kann mißbraucht werden oder nicht. Vertrauenswürdigkeit hingegen sei die Annahme über eine Eigenschaft des anderen, die mich nicht direkt betreffen muß - denn ob ich ihm dann wirklich vertraue oder nicht sei eine andere Sache; würdest Du einer solchen Differenzierung zustimmen?

d) Offenheit

- A 9.42. Gibt es für Dich eine Beziehung zwischen Vertrauen und Offenheit, womit ich hier meine: jemandem freiwillig Dinge zu erzählen, die Dich persönlich betreffen?
- C 9.43.1. Aber gibt es nicht auch Vertrauen ohne Offenheit: kannst Du nicht auch jemandem vertrauen, ohne ihm wichtige Dinge von Dir mitzuteilen?
- 9.43.2 Aber ist es nicht gerade ein Zeichen von Vertrauen, sich dem anderen zu öffnen, denn ich mache mich dadurch ja verletzbar?

e) Anspruch/Verpflichtung

- B 9.44. Steckt im Vertrauen zu jemandem nicht auch ein ziemlicher Anspruch an den anderen: ich vertraue Dir, also tu alles, um es nicht zu mißbrauchen?
- C 9.45. Wenn Du Dir jetzt einmal vorstellst, Du bist der (die)jenige, der (dem) vertraut wird: hast Du dann nicht eher das Gefühl, positiv bestätigt zu werden, als daß Du das Gefühl hast, der andere stellt einen Anspruch an Dich?
- B 9.46. Andererseits: Ist Vertrauen nicht auch eine Art Verpflichtung: Ich vertraue jemandem, also muß ich alles tun, damit dieser mir umgekehrt auch vertrauen kann/ich fühle mich verpflichtet, dadurch daß der andere mir vertraut?

10. Evaluation des Vertrauensbegriffes

- B 10.47. Meist wird das Wort Vertrauen im positiven Sinn gebraucht; man spricht von der Fähigkeit, jemandem vertrauen zu können oder zählt es sogar zu den Tugenden. Bewertest Du Vertrauen ähnlich positiv?
- C 10.48.1. Aber gibt es nicht auch 'blindes' Vertrauen?
(s. 10.49)
- 10.48.2. Aber ist ein gewisses Maß an Vertrauensfähigkeit nicht notwendig, um überhaupt zu existieren?

- A 10.49. Es gibt den Ausdruck des 'blinden' Vertrauens; kannst Du mir beschreiben, was Du darunter verstehst?
- B 10.50. Damit könnte situations- und personunabhängiges Vertrauen, also Vertrauen ohne Reflexion gemeint sein; würdest Du so etwas als 'blind' bezeichnen?
- C 10.51. Aber eine Gewährleistung für die Richtigkeit Deiner Entscheidung, jemandem zu vertrauen, hast Du doch vorher nie - wo hört dann Vertrauen für Dich auf, wo fängt blindes Vertrauen für Dich an?
- A 10.52. Könntest Du am Ende unseres Gesprächs noch einmal versuchen, zu beurteilen, was für eine Bedeutung das Konstrukt Vertrauen überhaupt für Dich hat?
- B 10.53. Hat es für Dich einen wichtigen Stellenwert - denkst Du z.B. häufig darüber nach - oder ist es eher von nebensächlicher Bedeutung?
- 10.54. Kannst Du beschreiben, warum (nicht)?

ZUSATZFRAGE

- A 10.55. Und wenn Du es speziell auf den Bereich der Psychotherapie überträgst, auf das Verhältnis Therapeut/Klient: spielt es hier für Dich auch (k)eine Rolle?
- B 10.56. Rogers z.B. geht davon aus, daß das Vertrauen des Therapeuten in die Fähigkeiten des Klienten von grundlegender Bedeutung für jeden Therapieprozeß ist. Wie stehst Du dazu?

Protokoll des Gesprächs mit Vpt. 13

- A: Du hast gerade gesagt, Du hättest Schwierigkeiten gehabt, da irgendwas Konkretes zu finden?
- V: Ja, so ganz genau an ne Situation kann ich mich nicht erinnern, in der ich so ganz stark empfunden hätte, daß da Vertrauen ist. Ich kann das höchstens so, daß ich ne Erwartung hatte und daß die dann bestätigt worden ist, wenn ich das so rum sehe, dann fällt mir schon was ein.
- A: Ja, könntest Du die Situation vielleicht mal schildern?
- V: Als ich ins Krankenhaus gekommen bin und da was rausgeschnitten werden sollte, da hab ich einfach gedacht, die machen das schon. Und hab gedacht, daß das läuft, eigentlich ja ohne Begründung. Woher soll ich wissen, daß das läuft?
- A: Und das war so ne Situation, wo Du Vertrauen erlebt hast bei Dir?
- V: Ja.
- A: Weißt Du, warum Dir grade diese Situation eingefallen ist?
- V: Weil das normalerweise so widersprüchlich ist. Sonst hab ich was gegen Institutionen und grade in so ner dummen Sache, da vertrau ich dann darauf, daß ne Institution mir hilft oder wie grade, daß ich die Tasche wiedergefunden habe, das war eigentlich Vertrauen darauf, daß irgend jemand die abgegeben hat, da grade bei der Polizei ...
- A: Könntest Du mal versuchen zu beschreiben, wodurch Vertrauen für Dich gekennzeichnet war damals?
- V: Jetzt im Krankenhaus?
- A: Ja, in dieser Situation.
- V: Eben aus nem Unwissen so ne Verantwortung übertragen auf jemand anderen und daran glauben, daß der auch diese Verantwortung übernimmt und was macht. Also praktisch ein Arzt, der mir dann hilft.
- A: Was glaubst Du hat es Dir ermöglicht damals in der Situation zu vertrauen, dem Arzt?
- V: Der Eindruck vielleicht, daß der wirklich was machen wollte, daß der sich auch mit mir persönlich beschäftigt hat und ich nicht das Gefühl hatte, daß ich irgendeine Nummer oder sowas bin.
- A: Daß er sich bemüht hat und auf Dich eingegangen ist.
- V: Ja...

- A: Glaubst Du, daß das ne typische Vertrauenssituation ist, spielen die Aspekte, die Du da geschildert hast so generell ne Rolle für Dich, auch in anderen Vertrauenssituationen?
- V: Also diese Unwissenheit normalerweise nicht.
- A: Diese Unwissenheit, ob es überhaupt möglich ist, zu vertrauen?
- V: Ja. Oder auch die Unwissenheit, die da ja Grundlage war überhaupt für das Vertrauen, die ist ja normalerweise im Zusammenleben nicht da.
- A: Daß Du also sagen würdest, es ist eher so ne außergewöhnliche Situation?
- V: Ja.
- A: Könntest Du so versuchen, generell Voraussetzungen zu nennen, die für Dich wichtig sind, um jemandem vertrauen zu können?
- V: Ich muß ihn mögen, auf jeden Fall und ich muß auch schon ein gewisses, ja, muß nicht, aber meistens ist es so, daß ich ein gewisses Erfahrungspotential habe und darauf irgendwo aufbaue, weil ich meine, daß das Vertrauen sich bei mir erst irgendwie aufbaut, daß ich das nicht von vorneherein habe.
- A: Glaubst Du oder hältst Du es für möglich, daß man eine längere Bekanntschaft braucht, um zu jemandem Vertrauen zu haben, daß man das also nicht nach ner kürzeren Zeit schon haben kann?
- V: Ich glaube, daß das möglich ist, daß man das haben kann, daß ich das auch bei manchen Leuten schon sofort habe, aber meistens dauert es ziemlich lange, bis ich es habe, weil da vielleicht so ne Skepsis ist, die ich mir inzwischen angewöhnt habe, weil ich so häufig auf die Nase gefallen bin oder irgend sowas...
- A: Wenn Du jetzt an die Situation denkst, wo Du schon nach kurzer Zeit zu jemandem Vertrauen hast oder Du hast gesagt, Du könntest es Dir vorstellen, was glaubst Du, wäre da wichtig für Dich?
- V: Daß ich gemerkt habe, daß Emotionales und Intellektuelles so auf ner ähnlichen Ebene abläuft.
- A: So ne Ähnlichkeit zwischen Dir und dem andern.
- V: Ja.
- A: Das waren jetzt eigentlich erst mal so mehr generelle Fragen. Vielleicht könnten wir mal versuchen, mehr auf die Situation einzugehen, die Du da geschildert hast. Fallen Dir da irgendwelche Merkmale der Situation ein, die für Dich wichtig waren in dem Moment um ihm zu vertrauen, dem Arzt?
- V: Da war es eigentlich so, daß er auf mich eingegangen ist und sich ziemlich intensiv mit mir beschäftigt hat und ich von daher den Eindruck hatte, daß er Interesse hat.

- A: Das sind ja jetzt mehr so Sachen, die Du bei ihm feststellt hast, also ein Interesse oder sich um einen kümmern, auf einen eingehen. Vielleicht kann ich die Frage einmal andersrum stellen: Kannst Du Dir Situationen vorstellen, in denen man einfach jemandem vertraut, wo die Situation so wichtig ist oder entscheidend?
- V: Ja, kann ich, wenn ich mir vorstelle, daß ich ganz hilflos bin, daß ich gar nichts alleine machen kann, dann muß ich einfach dadrauf vertrauen, daß andere was tun, auch für mich tun.
- A: Aber hast Du selbst dann in solchen Situationen nicht immer noch die freie Entscheidung, wem Du vertraust?
- V: Vielleicht hab ich ja irgendwann keine Auswahl mehr, vielleicht sind nur ganz wenige Leute da, dann bin ich irgendwo auch gezwungen, dem zu vertrauen.
- A: Daß also so ne persönliche Notlage oder Notsituation, daß Du Dir da vorstellen kannst, anderen zu vertrauen, weil einfach die Situation so wichtig ist.
- V: Ja.
- A: Könnte man da sagen, daß es so extrem sein kann für Dich, daß die Person auch gar keine Rolle spielt, daß Du dann jeden ansprechen würdest, zum Beispiel?
- V: Ja.
- A: Ist das jetzt rein hypothetisch, daß Du Dir das überlegst oder, - weil Du so schnell gesagt hast: "ja, kann ich mir vorstellen" - hast Du sowas Ähnliches schon mal erlebt?
- V: Ja, hab ich schon mal. Da war ich ziemlich weit weg in nem afrikanischen Land und bin da ganz alleine hingefahren und kam aus ner ganz beschissenen Situation, da war ich eingesperrt worden in ein Zimmer und als ich rauskam, hab ich dem ersten, der mir über den Weg lief, das erzählt, obwohl ich überhaupt nicht wußte, ob der meine Sprache überhaupt verstand, ich hab es dann auf englisch geredet, aber das versteht ja auch nicht jeder. Da hab ich das erst mal erzählt, nur um das loszuwerden und irgendwie bestimmt unbewußt vertraut, daß der das überhaupt wissen will oder indem ich das erzählt habe, hab ich ihm doch irgendwo schon vertraut.
- A: Und daß da einfach für Dich so entscheidend war, ja, dieser Druck das loszuwerden oder diese Situation, sich an jemanden wenden zu müssen, daß es Dir egal war, wer das nun war.
- V: Ja.
- A: Wenn wir jetzt mal so von der Situation weggehen und die Person anschauen, dann kann man ja dann unterscheiden zwischen der Person, der Du da vertraust und Dir selbst. Glaubst Du, daß es bestimmte Eigenschaften oder Voraussetzungen in Deiner Person gibt, ohne die Du anderen nicht vertrauen könntest?
- V: Ja, irgendwo ein Optimismus. Wenn ich total pessimistisch

wäre, könnte ich nicht vertrauen und irgendwo muß ich auch daran glauben, daß ich anderen Leuten vertrauen kann, ohne das geht das doch auch nicht.

A: Daß Dein Vertrauen da irgendwie nicht enttäuscht wird, daß Du davor keine Angst hast.

V: Ja. Und auch irgendwo muß ich das Gefühl haben, daß mir Leute vertrauen können, sonst kann ich das alles so auch nicht machen.

A: Daß Vertrauen für Dich auch immer so ne wechselseitige Sache ist..'

V: Ja. Aber das muß nicht unbedingt sein.

A: Weißt Du oder könntest Du differenzieren, wann das einseitig sein kann und wann das wechselseitig sein muß?

V: Ich meine, in der Partnerschaft oder in ner Beziehung muß es wechselseitig sein und in ner Notsituation reicht es nur einseitiges Vertrauen.

A: Was zum Beispiel bei dem Arzt so war..'

V: Ja, beim Arzt oder irgend sowas.

A: Aber das ist dann für Dich in beiden Fällen was, was Du auch als Vertrauen bezeichnen würdest.

V: Vielleicht. Vielleicht ist dieses Einseitige auch eher ne Abhängigkeit. Da weiß ich also nicht so ganz genau, ob das als Vertrauen - also zumindest ist ein großer Unterschied zu dem Vertrauen in ner Beziehung da, weil das Vertrauen in ner Beziehung baut sich doch irgendwie auf ..' auf anderen Ebenen, so ner emotionalen Ebene, während das in ner Notsituation ja wirklich nur begründet ist durch die Situation.

A: Daß man da irgendwie gezwungen ist, was zu machen, während man in der Partnerschaft zum Beispiel das freiwillig macht.

V: Ja.

A: Es gibt Theoretiker, die behaupten, daß so Ereignisse in unserer Kindheit, also zum Beispiel die Beziehung zu unserer Mutter, entscheidend ist für das Ausmaß an Vertrauen, was wir später anderen gegenüber zeigen können. Würdest Du dem so aus Deiner Erfahrung zustimmen?

V: Bisher noch nicht.

A: Du siehst keinen Zusammenhang zwischen Deinen Erlebnissen früher und Deinem Verhalten, Deinem Vertrauen heute?

V: Ich weiß nicht, ich meine, ich würde das jetzt so langsam mir erst bewußt machen. Es kann gut sein, daß da das Verhalten meiner Eltern früher ne Rolle mitspielt, aber bewußt geworden ist es mir noch nicht. Es kann gut sein, aber ich meine, im Moment mache ich mir erst so bewußt, daß ich vertrauen kann und daß ich auf Leute zugehen kann und daß ich vertrauen möchte. Irgendwo so ne zeitlang lief das mal gar nicht ab, da hatte ich das Gefühl, daß ich niemandem vertrauen kann.

- A: Daß Du da auch so zeitlich ziemliche Schwankungen bei Dir selbst erlebst, daß es nicht sowas durchgängiges ist, was sich mal vor zehn oder zwanzig Jahren aufgebaut hat und dann so abläuft...
- V: Ja, ich glaube das ist auch unheimlich abhängig, in was für ner Situation ich sonst so bin und was ich sonst so für Schwierigkeiten habe und was ich auch kurz vorher erlebt habe, wenn ich da irgendetwas Mieses erlebt habe, fällt es mir bestimmt schwieriger, Vertrauen zu haben.
- A: Also, daß es auch ruhig was sein, ja, was sich sehr kurzfristig ändert durch irgendwelche einschneidenden Erfahrungen?
- V: Ja.
- A: Wenn ich die Frage mal andersrum stelle: Würdest Du bei Deinen eigenen Kindern Vertrauen als Erziehungsziel ansehen?
- V: Ja.
- A: Und könntest Du mal so versuchen zu beschreiben, wie Du das realisieren würdest
- V: Daß ich auf jeden Fall konsequent bin in dem, was ich sage und was ich tue und was ich von ihnen verlange oder was ich von ihnen möchte, daß ich das auch tue, so daß sie sehen, daß da irgendwo ne Einheitlichkeit ist, wenn da nämlich ein Bruch ist, dann können sie auch kein Vertrauen haben, wenn sie den Bruch sehen.
- A: Daß Du dann irgendwie so Modell bist für dieses Verhalten?
- V: Ja. Daß ich auch versuche zu vertrauen und nicht zu kontrollieren und dadurch dann sie von selber drauf bringe, daß sie ruhig vertrauen können. Ich weiß nur nicht, wie ich das auffangen sollte, wenn sie von außen irgendwie gezeigt bekommen, daß sie nicht vertrauen dürfen, ja, durch irgendwelche negativen Erfahrungen, aber ich wüßte nicht wie, im Moment zumindest, ich das auffangen sollte.
- A: Wenn ihr Vertrauensverhältnis zu Dir sich durch so ne Erfahrung verschlechtern würde oder verändern würde...?
- V: Ja. Aber das ist wahrscheinlich situationsbedingt auch ein Stück.
- A: Jetzt inwiefern situationsbedingt?
- V: Vielleicht brauchte ich ne konkrete Situation, müßte die erleben, damit ich mir das vorstellen könnte, das meine ich damit.
- A: Daß Du dann auch so eben ad hoc entscheidest, was Du jetzt machst, daß das nicht sowas ist, was Du jetzt schon planen könntest oder Dir vorstellen könntest?
- V: Ja.
- A: Aber kann es nicht auch sein, daß so Vertrauen zu andern einem so ne gewisse Grundfähigkeit abverlangt, zum Beispiel, sich überhaupt auf jemanden einlassen zu können, die man durch die Erziehung gar nicht vermitteln kann?

- V: Vielleicht kann man es doch vermitteln, vielleicht kann man es vermitteln durch ne recht positive Weltanschauung beziehungsweise zwar kritisch aber trotzdem so, daß das Kind auch selber an sich glaubt, daraus folgt ja dann auch, daß es an andere glauben kann und auf andere eingehen kann.
- A: Also Du würdest nicht sagen, daß es sowas ist, was halt einem durchs Temperament oder durch den Charakter mitgegeben ist oder nicht?
- V: Nee, das glaube ich nicht.
- A: Aber es gibt doch wohl auch Personen, die einfach niemandem vertrauen können. Hast Du da irgendwelche Hypothesen, warum das so sein könnte?
- V: Ich glaube, die können sich selber noch nicht einmal vertrauen.
- A: Du siehst da irgendwie so nen engen Zusammenhang zwischen Selbstvertrauen und Vertrauen?
- V: Ja, so ähnlich. Ich glaube, wenn sie merken, daß andere Leute sich nicht auf sie verlassen können und auch so die ganzen äußeren Einflüsse auf diese Person ziemlich negativ sind, daß die immer wieder enttäuscht wird, dann kann ich mir vorstellen, daß die nicht mehr vertrauen kann.
- A: Daß also aufgrund bestimmter Erfahrungen einfach so ein mangelndes Selbstvertrauen besteht, was dazu führt, daß sie eben auch anderen nicht vertrauen können.
- V: Ja.
- A: Ich überleg grad, ich weiß es nicht, dann könnte man ja auch andersrum fragen: wenn man Selbstvertrauen hat, warum hat man es dann überhaupt noch nötig, anderen zu vertrauen, wieso vertraut man dann nicht sich selber?
- V: ... und weil ich mir ne Beziehung ohne Vertrauen nicht gut denken kann, ne gute Beziehung.
- A: Daß es auch sowas ist, was so Gemeinsamkeit schafft?
- V: Ja und irgendwie seh ich auch ne enge Beziehung zwischen Vertrauen und Angst reduzieren.
- A: Daß man durch Vertrauen, eben weniger ängstlich wird oder weniger alleine ist.
- V: Ja.
- A: Wenn wir jetzt mal zu der Person kommen, zu der Du da Vertrauen hattest, Glaubst Du, daß die Person des anderen oder seine Eigenschaften wichtig sind für Dich, um zu ihm Vertrauen zu haben?
- V: In ner zweiseitigen Vertrauenssituation oder in ner einseitigen?
- A: Ach so, ja, beides, wenn Du meinst, daß es beides für Dich gibt.
- V: Also in ner einseitigen brauche ich eigentlich nur das Gefühl, daß er helfen kann und daß er helfen will.

- A: Sowas wie kompetent ist...!
- V: Ja und in ner beidseitigen spielt eigentlich die emotionale Sache noch ne Rolle, daß er mich mag und daß er das für mich macht.
- A: Fallen Dir sonst noch so Merkmale der anderen Personen ein, die für Dich wichtig sind?
- V: Vielleicht spielt Zuverlässigkeit auch ne Rolle und irgendwie ne Kontinuität in der Verhaltensweise.
- A: Daß Du so abschätzen kannst, wie er sich verhält oder wie er reagiert.
- V: Ja.
- A: Kannst Du Dir Personen oder ne Person vorstellen, der man immer in jeder Situation vertrauen kann?
- V: Nee.
- A: Glaubst Du, daß es zu sehr situationsabhängig auch ist?
- V: Ja.
- A: Wodurch wird es dann beeinflußt?
- V: Da können so richtige Kleinigkeiten reinspielen, daß der andere einfach zeitlich nicht dazu in der Lage ist, mir in nem Punkt Vertrauen zu zeigen, was ich gerade erwarte, weil er eben nicht kann oder es nicht schafft oder vielleicht hat er grade auch keinen Platz.
- A: Keinen Platz jetzt in welchem Sinn?
- V: Daß er so voll ist von andern Sachen, daß er wirklich keinen Platz mehr hat, was noch aufzunehmen oder so. Das könnte ich mir bei mir vorstellen, daß ich zwar irgendwie gerne dem anderen zeigen möchte, daß er mir vertrauen kann, daß ich das aber im Moment nicht schaffe, weil so viele andere Sachen gerade in meinem Kopf rumflitzen, daß es nicht geht...
- A: Wenn Du jetzt nochmal so an die Situation zurückdenkst, die Du mir geschildert hast: Was glaubst Du, war da entscheidender für Dein Vertrauen-so Situationsmerkmale oder die Personeneigenschaften, seien es Deine oder die des anderen?
- V: Situationsmerkmale, glaube ich.
- A: Dadurch, daß Du einfach drauf angewiesen warst, ja, Du mußtost Dich operieren lassen.
- V: So sekundär bestimmt auch, daß dieser Typ ziemlich ruhig wirkte und einging auf das, was ich sagte.
- A: Glaubst Du, daß das so generell für Dich ist, daß die Situation entscheidender ist, auch in anderen Beziehungen?
- V: Ich glaub, daß sich das ungefähr die Waage hält.
- A: Daß das schwankt, daß mal die Situation entscheidender ist, mal die Person.

V: Ja.

A: Hast Du ne Idee, woran das liegen könnte, daß das schwankt oder ja, warum das überhaupt schwankt?

V: Weil die Dinge, in denen ich Vertrauen habe oder fordere und erwarte, sind doch auch immer unterschiedlich und auch die Situation, in der sich das ganze befindet, ist immer unterschiedlich und die Leute, zu denen das ist, sind auch immer unterschiedlich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es irgendwie konstant sein kann.

A: Daß Du das so als sehr wechselnd erlebst.

V: Ja.

A: Auch im Grad des Vertrauens, was Du jetzt benötigst oder was Du hast....'

V: Ja.'

A: Kannst Du mal so versuchen die Gedanken zu beschreiben, die Du in Bezug auf Vertrauen damals, die Du in der Situation gehabt hast?

V: Ja, eigentlich unheimlich einfach und einseitig. Nur, daß ich ne Erwartung gestellt habe und eben darauf gewartet habe, daß die erfüllt wird.

A: Daß es nicht so ein Abwägen war von Argumenten oder so ein Kalkulieren von möglichen Gefahren oder Nutzen, sondern daß es einfach so was war, ja, was Du als Anspruch in den Raum gestellt hast und dann abgewartet hast.

V: Ja, und um irgendwie die Angst, daß es nicht so ist, ganz weit wegzubringen.

A: Daß da auch wieder so ne Angstreduktion im Hintergrund stand.'

V: Ja.

A: Inwieweit hat Vertrauen überhaupt etwas mit Denken für Dich zu tun? Ist das nicht mehr so ne reine Gefühlssache?

V: In der Partnerschaft eigentlich nicht, weil ich das da schon rational als Anspruch erhebe und dadurch ist es nicht mehr ne rein gefühlsmäßige Sache.

A: Da fällt mir auf, Du hast vorhin gesagt, daß es so in ner Partnerschaft was Emotionaleres sei. Das ist jetzt für mich so ein Widerspruch.

V: Ja, das Vertrauen als solches ist auch emotional, nur der Anspruch, daß es da ist und daß Vertrauen irgendwo ne Voraussetzung für ne funktionierende Partnerschaft ist, ist doch eigentlich was Rationales, oder?

A: Daß Du einfach so von dieser Erwartung ausgehst, daß das so sein muß oder daß es nötig ist.

V: Ja, so meinte ich das grade. Nee, ich steh auch weiterhin dazu, also für mich ist Vertrauen in ner Partnerschaft viel mehr emotional.

- A: Könntest Du mal so versuchen die Gefühle zu beschreiben, die da im Zusammenhang mit stehen, was Du mit emotional meinst?
- V: Ich mein damit, daß ich den anderen mag und daß ich das Gefühl habe, daß ich an ihn rankommen kann ein Stück und daß ich ihn ein Stück kenne.
- A: Daß er Dir gegenüber auch offen ist.
- V: Ja. Und so auch ein Stück Achtung, spielt da auch mit... und eigentlich nicht mehr dieser Punkt von vorhin der Abhängigkeit, ich mein, das ist irgendwo so was frei Gewähltes. Ich möchte einfach vertrauen.
- A: Ich versteh das jetzt so, daß das alles jetzt so für Dich Voraussetzungen sind, um Vertrauen haben zu können. Hat Vertrauen so in der Konsequenz für Dich auch irgendwelche Gefühle oder Gedanken zur Folge? Du hast vorhin mal gesagt, so ne Angstreduktion wär das auch.
- V: Ja, auf der einen Seite wird meine Angst geringer und auf der andern Seite wird sie auch ein bißchen größer, weil ich nämlich merke, daß ich mich dadurch binde und daß ich dadurch auch mich öffne und von mir Dinge zeige und auch Schwächen und so und weiß, daß ich damit Angriffspunkte zeige, in denen man mich kränken könnte oder packen könnte oder so....
- A: Daß Du Dich so verletzbar machst dadurch?
- V: Ja.
- A: Und daß das was als Vertrauenskonsequenz ist, was Dir so ein bißchen unheimlich ist?
- V: Ja und so durch Vertrauen stelle ich eigentlich auch an mich selbst irgendwelche, ja erwarte ich auch ganz bestimmte Dinge von mir, wenn ich vertraue, kann ich irgendwie nicht so Gefühle wie Eifersucht entwickeln und muß die dann auch immer wieder unterdrücken oder verarbeiten, wenn die aufkommen, weil ich mir auf der andern Seite sage, daß ich ja vertrauen kann, aber trotzdem kommen diese Sachen immer wieder.
- A: Daß Eifersucht so ein Gegensatz von Vertrauen für Dich ist.
- V: In ner Partnerschaft ja..
- A: Und daß Du dadurch auch so nen Anspruch an Dich selber stellst, wenn Du jemandem vertraust.
- V: Das Wort fiel mir nicht ein.
- A: Aber ist es nicht auch so ein Anspruch, jemandem zu vertrauen so in dem Sinne, ich vertraue Dir, also tu alles, um es nicht zu mißbrauchen?
- V: Irgendwo schon, aber vielleicht nicht so krass.
- A: Daß Dir das nicht so bewußt ist in dem Moment.
- V: Ja. Aber irgendwo möchte ich auch, daß der andere das ein Stück als, ja, Geschenk ist nicht das richtige Wort, aber ein starkes Entgegenkommen sieht, so wie ich das auch von ihm für mich einschätze.

- A: Daß Du umgekehrt, also wenn Dir jemand vertraut, daß Du das so als positive Bestätigung dann auch erlebst.
- V: Ja.
- A: Ist es dann eigentlich für Dich in dem Moment auch ein Anspruch des anderen, daß Du Dich dann irgendwie verpflichtet fühlst?
- V: Irgendwo ja. Das engt manchmal ganz schön ein.
- A: Daß es also nicht nur als positive Bestätigung erlebt wird, sondern auch so als Anspruch des andern, als Verpflichtung?
- V: Ja. Ob ich darauf eingehen muß oder ob ich das auch sein lassen kann.
- A: Könntest Du das so abschätzen, ja was da für Dich wichtiger ist: die Bestätigung oder diese Verpflichtung?
- V: Eigentlich, normalerweise ist diese Verpflichtung stärker, empfinde ich als stärker - aber manchmal will ich auch gar nicht vertrauen, weil ich meine, daß ich dadurch unkritisch werde.
- A: Daß Du Dich zu sehr auf andere verläßt.
- V: Ja und auch dieser Person gegenüber, der ich dann vertraue, kann ich unheimlich unkritisch werden. Vielleicht geht das auch nur ab so nem gewissen Kenntnisstadium oder so.
- A: Jetzt Kenntnisstadium, daß Du eben weißt, das ist jemand, bei dem Dir das nicht passiert, daß Du unkritisch wirst dem gegenüber.
- V: Ja. Weil ich ihn schon genügend kenne und weil ich mich schon in Bezug auf diese Person schon genug kenne.
- A: Aber wieso wirst Du, wenn Du jemand anderem jetzt vertraust, warum könntest Du deswegen unkritisch werden dem gegenüber?
- V: Vielleicht weil ich auch dadurch mehr mich in die andere Person reinversetze, mehr so seine Gedanken auch denke um nachzuvollziehen, was bei dem eigentlich läuft.
- A: Wenn Du ihm jetzt vertraust?
- V: Ja. Denn vielleicht bekomme ich da so einige Sachen gar nicht mehr mit, die mir sonst auffallen würden, so an Gedankenfehlern bei dem anderen oder Sachen, die mir am Verhalten eigentlich normalerweise nicht gefallen.
- A: Das ist so ne Idee jetzt von mir, also was ich mir vorstellen könnte, ist, daß man Angst hat unkritisch zu werden, weil man irgendwo dann auch auf den andern angewiesen ist, wenn man ihm vertraut, daß ich praktisch gezwungen bin, den auch positiv zu sehen, denn ich hab ja mal irgendwann die Entscheidung gemacht, ihm zu vertrauen, daß das vielleicht auch bei Dir ne Rolle spielen könnte?
- V: Ja....

- A: Ist Dir eigentlich damals in der Situation klar gewesen, daß Du jemandem vertraust oder war das so ne Sache, die mehr unbewußt bei Dir ablief?
- V: Nee, glaub ich schon bewußt, weil es für mich in dem Moment die einzige Möglichkeit war zu handeln, auf ne andere Art und Weise wär ich ziemlich kaputt gewesen und ich hab mir klargemacht, nur dadurch, daß ich da jetzt vertraue, kann ich mich überhaupt hochhalten
- A: Was für Konsequenzen hatte das für Dein Verhalten?
- V: Daß ich ziemlich offen war, ohne zu wissen, wie die Reaktion von dem andern ist.
- A: Daß Du da einfach so, ja, auch so ne Offenheit riskiert hast oder inverstiert hast.
- V: Ja.
- A: Hatte das eigentlich, diese Erfahrung von Vertrauen in anderen Situationen später noch Konsequenzen für Dein Verhalten?
- V: Daß ich den Eindruck hatte, wenn ich irgendwie ganz fest an was glaube, daß es gut möglich ist, daß das dann auch eintritt.
- A: Das bezieht sich jetzt aber mehr so generell auf ne Einstellung von Dir und jetzt nicht auf die Situation.
- V: Ja.
- A: Was meinst Du damit, wenn Du ganz fest an etwas glaubst, daß es dann auch eintritt, was hat das mit diesem Vertrauen zu tun für Dich?
- V: So ich seh da Vertrauen und Glauben in ner ziemlich ähnlichen Bedeutung. Wenn ich irgendwo drauf ganz stark vertraue, irgendwo ist das auch rational dann fundiert, daß ich weiß, daß das im Rahmen des Möglichen ist, wenn ich da so Kraft reinsetze und dann auch was dafür tue, daß es gut möglich ist, daß das passiert und daß ich mich dadurch auch ein Stückchen stärker mache...
- A: Daß Du also schon sagen würdest, Vertrauen hat für Dich, ja, auch langfristig gesehen dann schon immer so ne Verhaltenskonsequenz, daß Du Dich auch anders verhältst.
- V: Ja.
- A: Du hast gesagt in dieser Situation dem Arzt gegenüber hättest Du Dich offener verhalten. Wie ist das jetzt so in anderen Vertrauensbeziehungen, was hat es da für Verhaltenskonsequenzen?
- V: Daß ich erst mal nicht so offen bin und abchecke, ob ich noch einen Schritt weiter machen kann oder nicht. So Vertrauen ist nie so normalerweise in ner Partnerschaft direkt so so radikal wie da, sondern es wird so ganz langsam erarbeitet.
- A: Daß da auch immer so Kontrollstadien drin sind.

- V: Ja. Auf der einen Seite stinkt mir das ziemlich, daß ich trotzdem immer wieder kontrolliere, ob ich das auch machen kann, aber irgendwo brauch ich die Sicherheit, damit ich den nächsten Schritt machen kann.
- A: Und ist es auch was, was Dir bei engen Freunden auch noch so passiert oder ist dann irgendwann ein Punkt, da weiß ich, jetzt kann ich dem vertrauen und dann läuft das automatisch.
- V: Das ist mir ein einziges Mal erst passiert.
- A: Daß Du sonst halt schon immer erlebst, daß diese Kontrolle im Verhalten auch oder in der Art, wie Du Dich verhältst, immer noch weiter da ist.
- V: Das kann auch so ne Absicherung immer wieder sein, auch wenn ich meine, daß ich vollkommen vertrauen kann, dann gucke ich trotzdem immer wieder, beziehungsweise merke ich, daß ich das immer wieder tue, ob das noch gerechtfertigt ist, ob ich das noch machen kann.
- A: Wenn Du sagst, Du kontrollierst Dich da so, was kontrollierst Du da, wie drückt sich das in Deinem Verhalten aus?
- V: Daß ich darauf achte, wie in nem bestimmten Punkte, in dem ich glaub vertrauen zu können, wie da die Äußerungen des anderen sind, in welche Richtung die gehen, die Verhaltensweisen des anderen in bestimmten Situationen, eigentlich nur durch Beobachtung nicht durch Fragen, weil Fragen vielleicht schon eine zu offene Kontrolle sind.
- A: Wo Du nicht so gerne möchtest, daß er eben merkt, Du kontrollierst ihn ... Beobachten - da würde ich sagen, das ist mehr so passiv, ein passives Verhalten. Drückt sich das irgendwie so bei Dir auch aktiv aus, diese Kontrolle?
- V: Nee, so weit geht es nicht.
- A: Eigentlich mehr so ein Mechanismus oder so ein Prozeß, der im Hinterkopf immer so mitläuft, so rational mitläuft.
- V: Ja.
- A: Worauf führst Du das bei Dir zurück, daß das eben so ne Sache ist, die auch bei guten Freunden noch immer mitläuft?
- V: Vielleicht durch die Erfahrungen, die ich früher gemacht habe. Daß ich da gemerkt habe, daß ich doch nicht vertrauen kann so in dem Maße, wie ich das eigentlich gerne möchte.
- A: Daß Du da vorsichtiger geworden bist.
- V: Ja...
- A: Kann Vertrauen nicht einfach nur so ein diffuse und unterschwelliges Gefühl sein, was halt nie irgendwelche Verhaltenskonsequenzen nach sich zieht?
- V: ... Kann ich mir nicht vorstellen bei mir.
- A: Für Dich ist das so eng damit gekoppelt, daß Du das dann auch irgendwie in Verhalten umsetzt?
- V: Ja.

- A: Du hast gerade geschildert, daß Verhalten für Dich auch heißt so Kontrolle, eben so irgendwas da auch zu kontrollieren. Ist das jetzt so alles, was Dir dazu einfällt... mit dem Umsetzen in Verhalten oder drückt sich Vertrauen noch in anderen Verhaltensweisen für Dich aus?
- V: Auch darin, daß ich dem andern zeige, daß er vertrauen kann.
- A: Daß er Dir jetzt vertrauen kann.
- V: Ja. Daß ich irgendwie meine, daß der sich auch so absichert, daß er auch irgendwie froh ist, wenn er merkt, daß er das kann, und wenn er sieht, daß ich ihm das zeigen möchte.
- A: Daß Du so davon ausgehst, der andere verhält sich da so ein bißchen wie Du und ihm das auch signalisierst, daß Dir das klar ist, und daß Du ihm da die Sicherheit geben möchtest.
- V: Ja.
- A: Wir haben bis jetzt hauptsächlich über Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich gesprochen. Spielt es eigentlich nur da für Dich eine Rolle?
- V: Nee, eigentlich spielt es auch im größeren Rahmen ne Rolle, eigentlich müßte ich auch so Vertrauen zu Institutionen, zum Staat und so haben.
- A: Du sagst, Du müßtest...
- V: Ja oder ich könnte mir vorstellen, daß ich das haben würde, aber haben tu ich es nicht, weil ich meine, daß das wirklich so ein Punkt ist, wo ich zu unkritisch würde, wenn ich wirklich ganz fest daran glauben würde, daß mich das irgendwie lähmen würde, aktiv zu werden und was zu ändern.
- A: Heißt das, daß Vertrauen einen auch in so ne passive kritiklose Haltung irgendwie bringen kann oder Dich bringen kann?
- V: Ja, mich könnte das da reinbringen. Wo eigentlich Vertrauen so ziemlich blind ist, ist so in Technik. Ja eigentlich immer, auch wenn man ein bißchen Bescheid weiß, trotzdem.
- A: Aber daß es Dir auch bewußt ist, zum Beispiel wenn Du Dich ins Auto setzt, daß das angeht, daß Du da irgendwie drauf vertraust, daß der schon läuft - daß es auch was ist, was Du eben halt mit Vertrauen bezeichnen würdest.
- V: Insofern ist es doch was, was Du so vorhin gesagt hast, so ein diffuses Gefühl oder sowas, da hab ich vorhin nicht dran gedacht, aber so in dem Bereich Technik, obwohl das dann Vertrauen - ich würde dann Vertrauen anders sehen als im zwischenmenschlichen Bereich aber...
- A: Wie anders?
- V: Daß es da auch wieder ne Abhängigkeit ist, weil ich einfach nicht ohne kann.

- A: Weil Du es irgendwie auch nicht beeinflussen kannst, wenn Du nicht gerade große Ahnung hast von Autos?
- V: Dann kann ich es auch nicht großartig beeinflussen. Wenn ich mich reinsetze und beim Auto die Zündung anschalte und der springt nicht an, egal ob ich Ahnung habe oder nicht, vertrau ich drauf, daß das anspringt und da spielt auch ein Verhalten gar keine Rolle in diesem Bereich von Vertrauen.
- A: Aber ich muß jetzt so an den Anfang zurückdenken, wo Du gesagt hast, da hattest Du eigentlich so ein Vertrauen in die Institution Krankenhaus. Ich frag mich, inwieweit das nicht auch was ist, was sich halt so auf was zwischenmenschliches immer zurückführen lassen kann, denn eigentlich hast Du jetzt doch nicht diesem Begriff Krankenhaus vertraut, sondern diesem bestimmten Arzt, ich weiß jetzt nicht, wie das für Dich ist. ... Ich frag mich, gibt es sowas überhaupt wie Vertrauen in Institutionen. Ist es nicht immer, daß man irgendwie einer konkreten Person, die diese Institution repräsentiert, vertraut?
- V: Also ich kann mir vorstellen, daß es das nicht unbedingt ist, vielleicht so beim Gericht oder so kann es doch gut sein, daß es wirklich eine Institution ist, daß die mir Recht gibt oder sowas, obwohl man das auch ablenken könnte bzw. weiterleiten grade an den Richter, der das tut, da hast Du schon recht.
- A: Aber für Dich ist das irgendwie so im Kopf als Vertrauen in eine Institution repräsentiert, also jetzt weniger auf die Person bezogen, sondern einfach auf die Institution.
- V: Ja, weil irgendwie die Personen sind ja auswechselbar, die Institution bleibt.
- A: Ich bin so bei meinen Überlegungen zum Begriff Vertrauen auf einige Konstrukte gestoßen, die da möglicherweise in engem Zusammenhang mit stehen können. Über zwei haben wir schon so gesprochen, inwieweit Vertrauen nicht auch ein Anspruch oder ne Verpflichtung ist und Vertrauen - Selbstvertrauen, in welchem Zusammenhang das steht. Eine andere Sache wäre so diese Risikobereitschaft, inwieweit Vertrauen für Dich so ein Risiko beinhaltet, daß Dir etwas Unerwünschtes geschehen kann oder ob das für Dich keine Rolle spielt.
- V: Ja, das trifft irgendwo zu. Wenn ich grade ohnehin schon ziemlich unsicher bin, dann hab ich nicht noch Vertrauen, weil das noch ein Stück mehr Unsicherheit eigentlich mit sich bringt, obwohl sich das eigentlich widerspricht, eigentlich müßte grade Vertrauen Sicherheit geben, aber so im Anfangsstadium ist es eher Unsicherheit, die sich so breitmacht.
- A: Diese Unsicherheit, daß es mißbraucht werden könnte. Und daß es auch schon was ist, was Dir da eben auch, ja, was für Dich da in engem Zusammenhang damit steht.
- V: Ja.

- A: Gibt es für Dich so ne Beziehung zwischen Vertrauen und Offenheit, womit ich hier so meine, jemandem freiwillig persönliche Dinge über sich zu erzählen?
- V: Eigentlich schon, denn wenn ich offen bin, vertraue ich darauf, daß der andere die Dinge, die ich sage, ernst nimmt und daß er sie auch irgendwo für sich behält, nee für sich behält vielleicht nicht, aber daß er das nicht weitertratscht oder so in dem Sinne.
- A: Du hast gesagt, wenn Du offen bist, dann vertraust Du. Ist das für Dich auch umgekehrt der Fall, daß Du sagen würdest, Vertrauen bedeutet für mich auch irgendwo Offenheit?
- V: Ja.
- A: Aber kann man nicht auch jemandem vertrauen, ohne ihm gleich so persönlich wichtige Dinge zu erzählen?
- V: Kann man, aber dann ist das Vertrauen nicht in so Tiefen, geht das nicht so tief, das ist eher oberflächlich.
- A: Daß also für so ne tiefere Beziehung Offenheit ein wichtiger Bestandteil von Vertrauen ist.
- V: Ja.
- A: Bei Deinem Entschluß damals, diesem Arzt zu vertrauen, inwieweit hat da eigentlich sowas wie Dein Eindruck über dessen Vertrauenswürdigkeit ne Rolle gespielt für Dich bzw. hat es eine Rolle gespielt?
- V: Hat es irgendwie schon, weil ich vorher gehört hatte, daß er kompetent auf dem Gebiet ist. Aber ich mußte ja auch irgendwo daran glauben, daß er kompetent ist, weil sonst hätte ich mich ja gar nicht da hinlegen können.
- A: Spielt das sonst so in anderen Beziehungen für Dich ne Rolle, so die Vertrauenswürdigkeit des anderen?
- V: Ja.
- A: Was würdest Du so darunter verstehen?
- V: Die Bereitschaft, offen zu sein, sich selbst und dem anderen gegenüber.
- A: Der andere wärst dann in dem Falle Du oder?...
- V: Ja. Und bereit, irgendwie zu investieren, auch ohne sofort zu sehen, daß es da einen Erfolg gibt. Da spielt eigentlich so das rein, was Du vorhin gesagt hast mit dem Risiko, ne, daß man ein Risiko eingeht und guckt, was dann abläuft.
- A: Und wie spielt da jetzt diese Vertrauenswürdigkeit des anderen rein, bei dem Risiko?
- V: Ich muß irgendwo merken, daß er genauso wie ich das Risiko eingeht.
- A: Wo geht er dann ein Risiko ein, wenn Du ihm vertraust, das ist mir nicht so klar.
- V: Ich meinte das jetzt im gegenseitigen Vertrauen, nicht in nem einseitigen.

- A: Ach so. Also immer schon so langfristiger gesehen, jetzt nicht nur auf den Moment bezogen, wo Du ihm vertraust, daß er eben auch möglicherweise das Risiko umgekehrt bei Dir eingeht?
- V: Ja. Nee, aber wenn das so kurzfristig ist, so wie Du das jetzt gemeint hast, dann muß es einfach, daß ich sehe, daß er bereit ist, mir zu vertrauen und irgendwo auch, daß er sich dann verpflichtet fühlt, wenn ich vertraue oder so - das ist eigentlich ne ganz dumme Sache so direkt so mit einzubeziehen, daß ich, indem ich vertraue, den anderen irgendwo zu verpflichte. Das finde ich irgendwie schlecht, aber anders geht das nicht.
- A: Daß Du das irgendwo so als Sicherheit brauchst, um vertrauen zu können und Vertrauenswürdigkeit, wenn ich das nochmal irgendwie so versuche zusammenzufassen, hieße dann für Dich, daß Du sicher sein könntest, daß der sich verpflichtet fühlt, zum Beispiel oder daß er auch Dir gegenüber Vertrauen zeigen würde.'
- V: Ja.
- A: Meist wird das Wort Vertrauen ja in einem sehr positiven Sinn gebraucht, also man spricht so von der Fähigkeit, jemandem zu vertrauen oder bezeichnet es als Tugend.' Würdest Du Vertrauen ähnlich positiv bewerten?
- V: Das hab ich ja auch vorhin schon gesagt, daß ich das irgendwo auch als Einengung empfinde und als verletzbar machend und eventuell unkritisch machend.' Ich seh das also nicht so ganz positiv.
- A: Als einengend, wie meinst Du das jetzt, einengend?
- V: Daß dadurch, daß mir jemand vertraut, er meinen Handlungsspielraum einengt, weil ich mich irgendwie verpflichtet fühle auch, daß er mir vertrauen kann.' Dann hab ich ja nur ganz bestimmte Verhaltensmöglichkeiten, was zu machen.
- A: Daß Vertrauen auch für Dich immer so negative Aspekte hat neben den positiven?
- V: Überwiegen tun die nicht.
- A: Aber sie sind Dir schon irgendwie klar auch?
- V: Ja.
- A: Es gibt den Ausdruck des blinden Vertrauens. Kannst Du sagen, was Du darunter verstehst?
- V: Vertrauen so, ohne zu hinterfragen, ob ich das machen kann, irgendwo aus so ner Notlage heraus.
- A: Also das mit der Notlage, das kann ich gut verstehen, bloß wenn Du sagst, ohne zu hinterfragen, da würde ich mal so als Gegenfrage stellen; ne Gewährleistung für die Richtigkeit Deiner Entscheidung, jemandem zu vertrauen, die hast Du ja erst mal nicht, aber wo fängt dann blindes Vertrauen an und wo hört Vertrauen für Dich auf.
- V: ..' Ah. vielleicht, ich glaub, ich muß unterscheiden zwischen

mehreren Arten von blindem Vertrauen, und zwar einmal kann ich mir so blindes Vertrauen vorstellen als wirklich das allerletzte Vertrauen, das ich zu jemandem habe, nachdem ich so Schritttchen für Schritttchen mich immer mehr in größeres Vertrauen zu jemandem begeben habe. Ich kann mir das so vorstellen, aber so landläufig wird blindes Vertrauen ja eigentlich bezeichnet vielleicht so als ganz spontane Reaktion - irgendwas, was ich auch nicht so packen kann ...

- A: Das heißt, Du würdest so für Dich Vertrauen, blindes Vertrauen, auch als was durchaus Positives sehen, eben auf Erfahrung basierendes, daß Du halt so viel Erfahrungen mit jemandem gemacht hast, daß Du ihm dann wirklich blind vertrauen kannst?
- V: Ja, aber mir ist das noch nie passiert.
- V: Aber daß dann blindes Vertrauen für Dich nicht sowas ist, was man, wie manchmal vielleicht gesagt wird, so kritisieren müßte?
- V: Wenn es wirklich an so nem Endpunkt oder nem ganz weit fortgeschrittenen Stadium von Vertrauen kommt, finde ich das ne gute Sache. Wenn das aber so aus ner Notlage raus kommt, find ich es ganz schön mies.
- A: Daß Du also auch, um bei Deinem Beispiel zu bleiben, in der Situation, wo Du einfach den Nächstbesten angesprochen hast, daß Du das auch mies fandest?
- V: Ja, es war irgendwo blind, ja.
- A: Könntest Du am Ende unseres Gesprächs nochmal versuchen zu sagen, was für ne Bedeutung Vertrauen überhaupt für Dich hat, was für einen Stellenwert.
- V: So in ner Zweierbeziehung ist es eigentlich mit ne Grundlage oder überhaupt in Beziehung von Leuten, daß, ich meine, man sich nicht näherkommen kann, ohne zu vertrauen, und auch auf den andern eingehen kann.
- A: Daß es so ne Voraussetzung einfach ist für eine Beziehung.
- V: Ja. Daß ich auch für ne positive Lebensanschauung Vertrauen brauche, auch so ein oberflächliches Vertrauen erst mal in Leute so, das sich vielleicht die Waage hält mit Skepsis oder mit Kritik, aber irgendwo brauche ich das eigentlich immer, damit ich nicht verzweifle oder so, so aus dem Grund.
- A: Daß es irgendwo auch, ja überhaupt notwendig ist, um existieren zu können, daß Du da vertraust.
- V: Ja.
- A: Und wenn du das jetzt speziell auf den Bereich Psychotherapie überträgst, also die Beziehung Therapeut-Klient, was für einen Stellenwert hat Vertrauen da für Dich?
- V: Das ist auch ne Grundlage. Also wenn der Klient kein Vertrauen hat, kann er eigentlich auch nichts erzählen und ist er auch zu.

- A: Und jetzt umgekehrt betrachtet vom Therapeuten zum Klienten, ist da Vertrauen notwendig?
- V: Ich glaube schon, ich befürchte nur, daß es meistens nicht da ist, obwohl vielleicht spielt sich das so auf der Ebene ab, in der der Therapeut darauf vertraut, daß der Klient ihm einfach Vertrauen entgegenbringt.
- A: Du sagst, das spielt sich so in der Regel auf dieser Ebene ab, da hör ich so raus, daß für Dich auch noch ein anderes Vertrauen nötig wäre, vom Therapeuten jetzt dem Klienten gegenüber ...
- V: Ich könnte mir vorstellen, daß es gut wäre.
- A: Worauf müßte er noch vertrauen oder was würdest Du da denken wäre nötig, wäre wichtig?
- V: ...Du, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll...
- A: Also Rogers, zum Beispiel, geht davon aus, daß so das Vertrauen in den Klienten, daß er überhaupt seine Schwierigkeiten ändern oder daß er aus seinen Schwierigkeiten rauskommen kann, die Fähigkeiten des Klienten, daß das entscheiden ist für eine Therapie, daß man als Therapeut einfach darauf vertraut, der Klient schafft das schon.
- V: Ja, das spielt ganz bestimmt auch da rein ... Vielleicht sollte der Therapeut auch darauf vertrauen, daß er da was machen kann.
- A: Was ja jetzt auch wieder so ein bißchen in den Bereich Selbstvertrauen reinkommen würde.
- V: Ja, und daß er das dann aber nicht so sieht, daß er das alles auf seiner theoretischen Basis macht, sondern daß er auch menschlich was rein - ich weiß nur nicht, wie weit das möglich ist.
- A: Daß also in so ner Therapie auch schon so ne gegenseitige Beziehung irgendwie nötig ist.
- V: Ja.
- A: Ja, das wär's.

ZUR AUSWERTUNG UNSERES GESPRÄCHS

I. Die auf der Grundlage unseres Gesprächs herausgearbeiteten zentralen Begriffe von Vertrauen bzw. die Begriffe, die für Dich in einem direkten Zusammenhang mit Vertrauen stehen, wurden auf verschiedenfarbige Kärtchen übertragen.

Die einzelnen Farben stehen für:

blau

das Konstrukt Vertrauen und seine
nähere Kennzeichnung:

VERTRAUEN

VERTRAUEN
ANDERER
ZU MIR

BLINDES
VERTRAUEN

gelb

Personenmerkmale; unterschieden wird dabei zwischen den mit einem a gekennzeichneten Karten (Merkmale/Eigenschaften des anderen) und den mit e gekennzeichneten Karten (Merkmale/Eigenschaften der eigenen Person). Mit e/a gekennzeichnete Karten weisen darauf hin, daß die Gegenseitigkeit bzw. Gemeinsamkeit des Merkmals/der Eigenschaft von Bedeutung ist:

AKZEPTANZ
a

KONTAKT -
FREUDIGKEIT
e

VERSTÄNDNIS
e/a

braun

Situationsmerkmale:

ZEIT

RAUM

grau

Kognitionen/Denkprozess:

ANSPRUCH

ENTSCHEIDUNG
ZU
VERTRAUEN

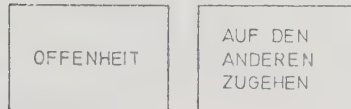
rot

Emotionen/emotionale Zustände:



grün

Offenes Verhalten/Handeln



Anmerkung: Die verschiedenen Farben habe ich gewählt, um möglicherweise feststellen zu können, inwieweit Vertrauen für Dich z.B. personen- oder situationsbedingt ist, ob es eher mit Gefühlen oder mit offenem Verhalten in Zusammenhang steht. Die Abgrenzung ist z.T. sehr schwierig gewesen: Offenheit z.B. ist sowohl ein Personenmerkmal als auch ein Verhalten. Ich habe mich dafür entschieden, vor allem in Hinblick auf Deine Person hier stärker zu differenzieren: Merkmale des anderen - egal, ob ein konkretes Verhalten oder eine Eigenschaft angesprochen wird - wurden generell auf gelbe Karten übertragen; bei Merkmalen Deiner Person habe ich in einem solchen Fall verschiedenfarbige Kärtchen (Eigenschaft: gelb; Verhalten: grün) genommen.

II. Die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Begriffen bestehen, wurden auf kleine weiße Kärtchen übertragen. Die Symbole auf diesen Kärtchen bedeuten im einzelnen:

A = B

A ist durch B gekennzeichnet



Vertrauen ist durch Offenheit gekennzeichnet



A hat die Unterkategorien B und C



Bei Vertrauen wird zwischen den Unterkategorien "einseitiges Vertrauen" und "wechselseitiges Vertrauen" unterschieden.

B VORAUS A

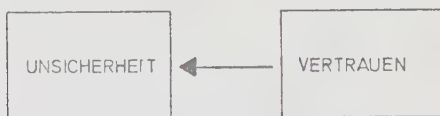
A setzt (notwendig) B voraus



Vertrauen setzt voraus, daß einem der andere sympathisch ist

B ← A

B kann A vorauslaufen



Bevor man vertraut erlebt man häufig ein Gefühl der Unsicherheit

A ABSICHT B

Durch A wird B bezweckt/beabsichtigt



Man vertraut in der Absicht, ein Gefühl der emotionalen Wärme entstehen zu lassen

A → B

A hat B zur Konsequenz/kann B bewirken



Durch Vertrauen entsteht ein Gefühl der Ruhe und Verbundenheit

$A \xrightarrow{+} B$

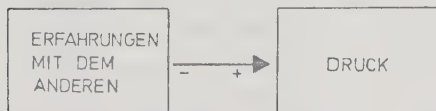
je mehr A, desto mehr B



Je größer die Kritiklosigkeit ist, umso eher vertraut man blind

$A \xrightarrow{-} B$

je weniger A, desto mehr B



Je weniger Erfahrungen man mit dem anderen hat, umso größer muß der situative Druck sein (um ihm zu vertrauen)

$A \xrightarrow{+} B$

je mehr A, desto weniger B



Je mehr Erfahrungen man mit dem anderen hat, umso geringer ist das Risiko (ihm zu vertrauen)

$A \xrightarrow{-} B$

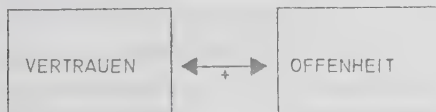
je weniger A, desto weniger B



Je weniger Selbstvertrauen man hat, umso weniger kann man anderen vertrauen

$A \xleftrightarrow{+} B$

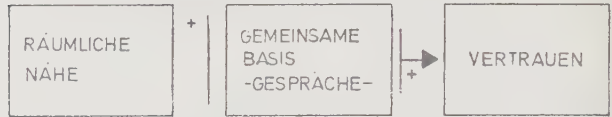
es besteht eine gegenseitige positive Abhängigkeit zwischen A und B (aufschaukelnde Spirale)



Je mehr man vertraut, umso offener kann man sein; je offener man sein kann, umso mehr vertraut man

$\dot{A} | C \vdash \rightarrow B$

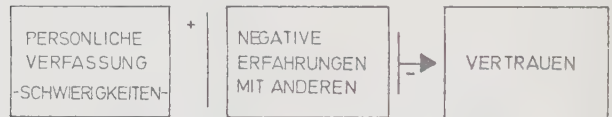
B hängt von A ab, aber nur wenn gleichzeitig die Bedingung C gegeben ist (pos. Abhängigkeit)



Die räumliche Nähe zu anderen führt in Verbindung mit einer aufgrund intensiver Gespräche entstandenen gemeinsamen Basis zu Vertrauen

$\dot{A} | C \vdash \rightarrow B$

B hängt von A ab, aber nur wenn gleichzeitig die Bedingung C gegeben ist (neg. Abhängigkeit)



Die momentane persönliche Verfassung (Schwierigkeiten) führt in Verbindung mit negativen Erfahrungen mit anderen dazu, kein Vertrauen haben zu können.

$\dot{A} | C \vdash \rightarrow B$

B hängt von A ab, aber nur wenn gleichzeitig die Bedingung C nicht vorliegt (pos. Abhängigkeit)



Vertrauen ohne Kritikfähigkeit führt zu blindem Vertrauen

III. Lage der Karten/Gewichtung

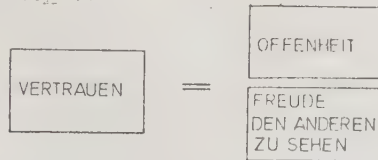
nebeneinander
legen von
Karten

steht für 'und-Verbindungen'; die am weitesten links liegende Karte hat dabei das stärkste Gewicht, die äußerste rechte hat das geringste Gewicht (s. Beispiel unter 3)

untereinander
legen von
Karten

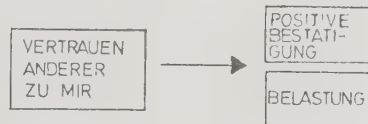
steht für:*

1. 'oder-Verbindungen' im Sinne von 'oder
auch'



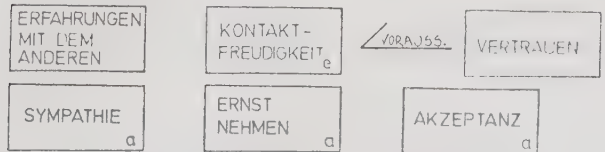
Vertrauen kann durch Offenheit oder auch durch Freude, den anderen zu sehen gekennzeichnet sein

2. 'aber auch-Verbindungen' zur Kennzeichnung von gleichzeitig auftretenden, aber von der Bedeutung her gegensätzlichen Begriffen



Vertrauen anderer zu mir führt zu einem Gefühl der positiven Bestätigung für mich, aber auch zu einem der Belastung

3. Wechsel der Ebene: aus Gründen der Übersichtlichkeit in der Darstellung (z.B. bei Wechsel der Personen)



Vertrauen setzt auf der Seite des Versuchspartners voraus, daß er Erfahrungen mit dem anderen gesammelt hat und sich als kontaktfreudig bezeichnet.

Auf der Seite desjenigen, dem er vertraut, setzt er voraus, daß dieser ihm sympathisch ist, ihn ernst nimmt und ihn akzeptiert.

* Die jeweilige Bedeutung wird aus dem Gesamtkontext deutlich.

Anmerkung: Es werden natürlich nur jeweils die Beziehungen verwendet, die in Deinem Verständnis/Deiner Vorstellung von Vertrauen auftreten.

LEBENS LAUF

Am 08.07.1956 wurde ich als Tochter des Arztes Dr.med.Heribert Pauly und seiner Frau, der Ärztin Dr.med. Erika Pauly geb.Stolze, in Berlin geboren.

1962 zogen wir von Berlin nach Wesel. Dort besuchte ich ab Frühjahr 1963 die Grundschule. Im Dezember 1966 wechselte ich auf das Städt. neusprachliche Mädchengymnasium, wo ich am 02.06.1975 das Abitur machte.

Im Wintersemester desselben Jahres begann ich an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster mit dem Studium der Psychologie.

Am 21.10.1977 legte ich dort die Diplom-Vorprüfung und am 25.03.1980 die Diplom-Hauptprüfung für Psychologen ab.

Vom 01.01.1978 bis 31.03.1980 war ich am Psychologischen Institut als studentische Hilfskraft beschäftigt.

Im April 1980 begann ich mit den Arbeiten zu der vorliegenden Dissertation.

Seit dem 03.06.1980 bin ich mit dem Studenten Klaus Brückerhoff verheiratet.

